Aus der Heimat und der Fremde

Ludwig Pietsch, Allgemeiner Verein für Deutsche ...

1 Essays, German.

OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
LEIPZIG

Pietsch
AM
Digitized by Google

Digitized by Google

Aus der Heimat und der Fremde

Erlebtes und Gesehenes

Von

Ludwig Pietsch

Berlin
Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur
1903

Digitized by Google

Aus der Heimat und der Fremde

Erlebtes und Gesehenes

Von

Ludwig Pietsch

Berlin
Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur
1903

Digitized by Google

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
175788A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

Alle Rechte vorbehalten

Digitized by Google

Inhalt.

		Seite
1.	Aus meinen Akademikerjahren	1
2.	Henriette von Arnim	66
3.	Auf Schlittschuhen durch den Spreewald	77
4.	Aus dem Gebiet der Weichselregulierung	94
5.	Tiroler Sommertage	116
6.	Ein Henley-Regattatag	144
7.	Augusttage in England	160
8.	Sonntags auf der Themse	207
9.	Russische Trauertage	226
10.	Meine Erlebnisse bei Eröffnung des Suezkanals	291

Harr NOV 14 1924

Digitized by Google

I.

Aus meinen Akademikerjahren.

Et in Academia ego! Auch ich habe, wenn auch nur während zweier Jahre, die Klassen der Berliner Kunstakademie besucht; — lang, lang ist's her — und, die junge Brust mit Träumen von einer großen künstlerischen Zukunft geschwellt, die verstaubten, grauen, heiligen Hallen des ehrwürdigen Gebäudes mit der Normaluhr im Mittelfenster an so manchem Tage dieser beiden Jahre betreten. Seit vielen Jahrzehnten sind jene allzu kühnen Träume wohl vor dem geschärften Blick der Selbsterkenntnis zerronnen. Aber unverwischbar meiner Seele eingeprägt blieben die damals in den ersten Zeiten meines Berliner Aufenthalts und besonders auch in der Akademie empfangenen Eindrücke, die Bilder der Erlebnisse der fernen Jugendtage, wo „man hatte nichts und hatte doch genug, den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug." —

Diese meine Akademikerjahre liegen zwischen der Mitte des April 1841 und dem April 1843. Ich schätze es immer noch als ein großes Glück, gerade in jenem Jahre nach Berlin gekommen zu sein, wo unmittelbar nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. ein neues, reiches,

Digitized by Google

schwungvolles Leben auf künstlerischem und wissenschaftlichem, wie auf politischem Gebiete erblühen zu wollen schien. Ein „Augustisch Alter" sollte für Preußen beginnen. Überall meinte man neue frische Kräfte sich regen, es keimen und sprossen, lange geschlossen gewesene Knospen sich im warmen Licht der neuen Sonne öffnen zu sehen. Ein Frühlingswehen ging von Berlin aus, und überall im Vaterlande verspürte man seine Wirkungen. Wie erst mußte es auf eine junge sechzehnjährige Knabenseele wirken, die sich selbst eben erst zu entfalten begonnen hatte und vor der die Welt wie ein großes, beglückendes Wunder lag!

Treffender, als es die Getroffenen zugestehen mögen, hat Fürst Bismarck die Journalisten als „Leute, die ihren Beruf verfehlt haben", gekennzeichnet. Für meine Person und auch für manchen lieben Kollegen muß ich die Richtigkeit dieses Ausspruchs durchaus anerkennen. Der von mir gewählte Beruf war der des Malers. Indem ich allmählich, ohne es eigentlich zu beabsichtigen, Schriftsteller, speziell Journalist, geworden bin, habe ich jenen Beruf verfehlt. Aber ich glaube, verfehlter noch war meine erste Wahl. Wenn ein junges Menschenkind wirklich zum Maler, zum Künstler geboren und berufen ist, muß es vor allem handwerkliche, technische Anlage, Lust und Geschicklichkeit zu solcher Arbeit, den offenen Blick für die Natur, für alle umgebende, lebendige Wirklichkeit und den Trieb, das in ihr Geschehene nachzubilden, besitzen und bekunden. Den der als Knabe statt dessen mit sogenanntem „Komponieren" beginnt, sich an Gelesenem berauscht, Ritter- und Heroenschlachten, die er in Dichtungen geschildert, in der Geschichte erzählt gefunden, zu zeichnen versucht, wobei er doch nur, wenn auch unbewußt und kindlich stümperhaft, das reproduziert, was in seiner Phantasie bei der Betrachtung von Bildern,

Digitized by Google

Stichen und anderen Kunstdrucken, die ihm zu Gesicht gekommen, haften geblieben ist, — den sollten verständige Eltern und Erziehungsleiter mit allen Mitteln davon zurückhalten, die bildende Kunst als Lebensberuf zu ergreifen.

Aber gerade solchen vermeintlichen Äußerungen des „entschiedenen Talents" gegenüber sind die lieben Eltern der so begabten Jugend fast immer blind (falls der Vater nicht gründlich mit künstlerischen Dingen vertraut ist). Nichts imponiert ihnen und den laienhaften Freunden und Verwandten auf diesem Gebiet mehr, als wenn der hoffnungsvolle Knabe solche Kompositionen ganz „aus dem Kopf zeichnet". Ihre Bewunderung, ihr Lob hilft dann den Kopf des Jungen erst recht zu verdrehen und in ihm die unumstößliche Überzeugung zu befestigen, daß er ein angehendes Genie sei. Mit dem dummsten Hochmut wird dann wohl gar auf solche Schulkameraden herabgeblickt, die zu einem Stuben- oder Dekorationsmaler in die Lehre gegeben wurden und sich mit Anstreichen und dekorativer Malerei früh schon ihr Brot zu erwerben lernen mußten, wie auch auf die, welche keine Dichtung, ja kaum ein Buch in die Hand nehmen, aber desto eifriger draußen im Freien Soldaten und Pferde, Bäume und Schiffe, alles, was sie da sehen, zeichnen und farbig tuschen.

Auch ich gehörte zur Gattung jener falschen, halben und überschätzten Talente. Meine Phantasie war von Dichtungen erhitzt — verschlang ich doch mit ganz verrücktem Eifer alles Gedruckte, woran die große väterliche Bibliothek überreich war — und mit Eindrücken der vielen, in meiner lieben Vaterstadt Danzig in Kirchen öffentlichen Gebäuden und Privatsammlungen, wie im elterlichen Hause, auf den Ausstellungen des Kunstvereins, wie in Kunstläden gesehenen Bilder und Kupferstiche nach alten und neuen Gemälden erfüllt, so „komponierte" ich frisch drauf los, ohne andern zeichnerischen

Digitized by Google

Unterricht genossen zu haben: vor allem Schlachten aus allen Jahrhunderten, von den homerischen beginnend, bis zu denen Karls XII. Ungefähr im 14. Jahre aber fiel mir einmal das Nibelungenlied in die Hände. Mit seiner Gewalt verdrängte es alle anderen Dichtungen aus ihrer bisherigen Macht über mein Knabengemüt und nahm meine Phantasie völlig gefangen. Eine seltsame Fügung führte mich um dieselbe Zeit in den großen Laden eines der ersten Buch- und Kunsthändler meiner Vaterstadt, Homann mit Namen, in der Jopengasse. Der freundliche Mann gestattete gern, daß ich unter seinen ausgelegten Schätzen, Büchern und Kunstblättern mich nach Belieben umsähe und in die Mappen und Prachtwerke hineinblickte. Da stieß ich eines Tages auf ein dickes, reich ausgestattetes neues Buch großen Formats, das den Titel führte: „Geschichte der neuen deutschen Malerei" vom Grafen A. v. Raczynski. Es war mit vielen, in den Text gedruckten Holzschnitten illustriert, und eine Mappe mit großen Kupferstichen und Lithographien war ihm beigegeben. Ich blätterte in dem dickleibigen Bande — es war der erste der drei, der die Münchener Kunst behandelt, und bald konnte ich nicht mehr los von der Lektüre. An dem Seitentisch, auf dem er auslag, stehend, las und las ich darin, und besah ich die Illustrationen und Bilder stundenlang bis zum Dunkelwerden. Eine ganz neue Welt ging in mir auf. Nie bis dahin hatte ich die Namen Cornelius, Kaulbach, Overbeck, Schnorr von Carolsfeld, Heinrich Heß gehört und gelesen. Nie war mir eine Ahnung gekommen von dem, was diese deutschen Meister geschaffen hatten. Wir wußten nichts von der ganzen Geburtslegende der neuen deutschen Kunst in der Casa Bartholdi und der Villa Massimi zu Rom. Nichts von den Zeichnungen des Cornelius zum Faust und zum Nibelungenliede mit ihren

Digitized by Google

gewaltigen Titelblattkompositionen; nichts von allen Bauten König Ludwigs und den monumentalen Malereien der von ihm nach München berufenen Künstler. Nach Danzig war keine Kunde davon gelangt. Auf den gelegentlichen Kunstausstellungen im großen Saal über dem „grünen Tor“ am Langen Markt hatte ich wohl manches damals hochberühmte Bild aus der in voller Blüte stehenden Düsseldorfer Schule gesehen: Lessings „Trauerndes Königspaar“, die „Hussitenpredigt“ und „Lenore“, K. Sohns „Die beiden Leonoren“, „Raub des Hylas“, „Dianabad“ und „Lautenschlägerin“, Th. Hildebrandts „Kranker Ratsherr“ und „Söhne Eduards“. Bendemanns „Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem“, Köhlers „Findung Mosis“, A. Achenbachs „Norwegische Landschaft“. Auch einige Gemälde von Berliner Meistern, wie v. Klöbers „Huon bei den Hirten“, ein paar Kabinettstücke meines Landsmannes Meyerheim, F. E. Jakobs „Scheherezade und der Sultan“, ein paar französische: Watelets, „Herbstregen“, Duval-le-Camus „Wolfsjagd“, Schnetz' „Betende Römerin.“ Ich hatte die radierten Randzeichnungen zu Reinickes „Lieder eines Malers“, die Holzschnittillustrationen des jungen Adolf Menzel zu den ersten Lieferungen von Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen“ (auf welche meine Mutter abonniert hatte), den Stich nach Begas' „Loreley“ gesehen. Manche Schwarzkunstblätter — nach Horace Vernets Bildern napoleonischer Schlachten und orientalischen Jagden, wie seine Holzschnittillustrationen zu Laurents „Geschichte Napoleons“; — die vom Verein der Kunstfreunde im Preußischen Staate in Berlin herausgegebenen Umrisse nach den von ihm angekauften Gemälden und manche lithographische Federzeichnungen aus dem Berliner Volksleben von Hosemann waren mir bekannt geworden. Von Werken der Münchener Maler nur ein Gefechtsbild

Digitized by Google

von Monten aus den Freiheitskriegen und einige Randzeichnungen von Neurenther. Aber was wollte das und alles andere, was mir bisher gefallen hatte und als das Schönste und Herrlichste erschienen war, gegen die Schöpfungen jener großen Münchener Meister für mein damaliges Empfinden und Urteilen bedeuten! Was ich in jenem Bande und der beigegebenen Kupferstichmappe sah, waren farblose Nachbildungen teils einzelner Partien aus ihren Wandgemälden, teils ganzer Kompositionen, wie z. B. der Hunnenschlacht in den Lüften von W. Kaulbach. Aber im Verein mit den schildernden überschwenglichen Worten des gräflichen Kunstenthusiasten genügte das vollständig, um mir den schon so verträumten Sinn völlig zu verrücken. Jede freie Stunde benutzte ich, um in die Homannsche Buchhandlung einzutreten und von der mir gegebenen Erlaubnis, in dem Raczynskischen Bande weiterzulesen, den ausgedehntesten Gebrauch zu machen und zu Hause Kompositionen zu der „Nibelungen Not", zum „Parzival", zur „Gudrun", zum „Rasenden Roland" und zu Dantes „Göttlicher Komödie" zu entwerfen, Bücher, die ich mir vom ersparten Taschengelde und den gelegentlichen Geldgeschenken gütiger Tanten angeschafft hatte. So vergeudete ich in zwecklosem Tun die schöne Zeit, statt auf den malerischen Straßen, Plätzen und Brücken der prächtigen und charaktervollen alten Stadt, auf ihren Hafenkais und an ihren Weichselufern, dort nach ihren unschätzbaren Architekturen, dem Innern ihrer Kirchen, Hallen und Flure, hier nach den interessanten, von der nivellierenden Kultur noch unbeleckten Menschentypen, den Sackträgern, dem Schiffsvolk, den zigeunerhaften, halb wilden polnischen Flissen der „Djimkes", die den Weizen die Weichsel herab auf den flachen Flüssen nach Danzig brachten, auf der Scherapka ausluden und umschaufelten, und nach den noch ganz orien-

Digitized by Google

talisch gekleideten, stattlichen polnischen Juden zu zeichnen; ohne zu irgend einem Maler in die Lehre zu gehen, um Farben sehen, brauchen und einen Pinsel führen zu lernen. Ein gleichzeitiger Zeichenunterricht auf der Danziger Kunst- und Gewerbeschule in dem Saal über dem hohen Tor am Ende der Langgasse unter der Leitung des Architekturmalers und Radierers Prof. Schulz konnte mich von den Grundmängeln meines Naturells, von meinen Anschauungen von der Malerei und ihren Aufgaben unmöglich kurieren. Er beschränkte sich auf Schraffierenlernen, auf Nachzeichnen lithographierter oder in Kreidemanier mit dem Roulette gestochener Vorlagen einzelner Körper- und Gesichtsteile, wie ganzer Köpfe; später auf das Umrißzeichnen nach Gipsabgüssen antiker Statuenköpfe und Büsten. Aber selbst darin bewies ich ein hervorragendes Ungeschick. Daß man, um seine Ausbildung zum Maler zu vollenden, in einer der bekannten deutschen Kunststädte oder in Paris auf der Akademie und im Atelier eines Meisters studieren müsse — dies Gebot, diese Notwendigkeit machte dem jungen Provinzialen die Vorstellung, ein Künstler zu werden, natürlich doppelt reizend. Ehe ich die Kunde von jenen Münchener Herrlichkeiten eingesogen hatte, erschien es mir als das Wünschenswerteste, zum Zwecke des höheren Kunststudiums nach Paris zu gehen.

Ein sechs bis acht Jahre älterer Bekannter, der als Knabe in meinem Elternhause in Pension gewesen war, sich der Malerei gewidmet und in Paris im Atelier von Delaroche gearbeitet hatte, Adolf Jebens, besuchte gerade damals, 1839 bis 40, seine Vaterstadt Danzig und seine dortigen Verwandten, die zu den angesehensten, reichsten Patrizierfamilien zählten. Er wurde mit Aufträgen, Bildnisse bekannter Persönlichkeiten zu malen, überhäuft und erntete große Anerkennung. Auch er glaubte, ein ungewöhnliches Talent in meinen Kompositionen

Digitized by Google

zu entdecken, und wurde nicht müde, mir Paris als den einzigen Ort zu preisen, wo man wirklich zeichnen und malen lernen könnte. Er stellte mir sogar die Unterstützung seines Onkels, eines reichen, hochherzigen Mäcens, in Aussicht, wenn ich mich für Paris entschiede.

Aber damals war eben der alte König Friedrich Wilhelm III. durch den Tod abberufen. Der geistreiche Kronprinz hatte den Thron bestiegen. Hoffnungsvoll auf die größten Dinge, die Erfüllung der kühnsten Wünsche gefaßt, sah alles Volk der neuen Zeit entgegen, die durch diesen Monarchen heraufgeführt werden sollte. Zu denjenigen Handlungen, die mich vor allem freudig erregten, gehörte die Berufung meines vergötterten Peter Cornelius und Ludwig Tiecks, in dessen „Phantasus“, in dessen „Sternbalds Wanderungen“ und „Phantasien eines kunstliebenden Klosterbruders“ ich mich mit Entzücken versenkt hatte, nach Berlin. Seit es bekannt geworden war, daß Cornelius den königlichen Ruf angenommen habe, war mir der Gedanke, nach Paris zu gehen, völlig verleidet. Nur in Berlin meinte ich mein Heil finden zu können. Die Aussicht, dieselbe Luft mit Cornelius zu atmen, vielleicht gar mit ihm persönlich bekannt, ja sein Schüler zu werden, war für mich entscheidend. Mein Vater stimmte meinem Entschlusse willig zu. Mit einer Unterstützung der Danziger Friedensgesellschaft von 100 Talern jährlich auf drei Jahre und einem bescheidenen, monatlichen Zuschuß seitens des Vaters ausgerüstet, mußte es ein leichtes sein, als halber Knabe, der an die größte Einfachheit der Lebensführung gewöhnt war, im damaligen Berlin durchzukommen. Am 8. April 1841 winkte ich aus dem Fensterchen der gelben Postkutsche den Meinen und meiner lieben Vaterstadt das letzte Lebewohl zu. Nach drei Tage und vier Nächte währender Fahrt über Stettin traf

Digitized by Google

ich am 11. morgens im Posthof in der Königstraße ein. Meinen ledernen Reisesack, der den Koffer vertreten mußte, übergab ich einem Eckensteher zum Tragen und ging den mir endlos lang dünkenden Weg über den Schloßplatz durch die Jägerstraße über den Gendarmenmarkt zum letzten Hause der Mauerstraße an der Friedrichstraße, wo ein entfernter Verwandter wohnte, bei dem ich für den ersten Tag ein Unterkommen zu finden hoffte und auch fand. Die monumentalen Gebäude, an denen mich mein Weg vorbeiführte, das Schloß, die Gendarmentürme, das Schauspielhaus, erschienen mir so riesengroß, die Plätze so ungeheuer weit, die Straßen so breit. Die flachgedeckten, giebellosen Häuser waren so ganz anders, meist so kahl und nüchtern von Aussehen, so ungleich unseren prächtigen, hochgiebeligen Danziger Häusern mit ihrem reichen Skulpturenschmuck und ihren von alten Linden und Kastanien beschatteten Beischlägen. In alledem nichts Malerisches und Romantisches, nirgends ein altes Gemäuer oder ein sonstiger Rest mittelalterlicher Herrlichkeit.

Selbstverständlich war, nachdem ich mich vorläufig bei jenem Verwandten installiert hatte, mein erster Ausgang dahin gerichtet, wo ich das Kunstwerk ausgestellt wußte, das mir damals nächst den Schöpfungen des Cornelius als das größte und erhabenste schon in dem danach ausgeführten Thaeterschen Kupferstich erschienen war: den braun in braun gemalten Karton der Kaulbachschen Hunnenschlacht. Er bildete das von seinem Besitzer, dem Grafen Raczynski, — dem Verfasser jenes für mich so verhängnisvoll gewordenen Buches — über alles geschätzte und bewunderte Hauptstück seiner Galerie, die im Hofgebäude des Hauses Unter den Linden 21 in einem langen, hohen, öden Saal untergebracht war. Mit welcher Andacht und heiligen Scheu betrat ich

Digitized by Google

den geweihten Raum, in dem mein innigstes Sehnen gestillt werden sollte! Und wie überwältigend wirkte diese riesige, farblose, in monotonem Braun ausgeführte Komposition auf meine, durch literarische Einflüsse in den verkehrtesten Kunstanschauungen befangene Seele. Wie glücklich pries ich mich, fortan in einer Stadt leben zu dürfen, in der ich solch ein Wunderwerk immer wieder sehen konnte! Auch die in der Galerie befindlichen kleinen Gemälde von Overbeck und Heinrich Heß machten mir großen Eindruck, während ich den Werken alter Meister in ihr noch völlig fremd gegenüberstand. Das empfand ich auch in der Galerie des Museums, zu dem ich mich hinbegab, nachdem meine Augen sich endlich an der Hunnenschlacht satt getrunken hatten. Der Anblick der Rotunde mit den in ihren beiden Geschossen längs der Wände aufgestellten antiken Statuen erschien mir freilich als etwas ganz Wunderbares und Zauberhaftes. Bei der Durchwanderung der in gleichförmige Kabinetts oder eigentlich Verschläge geteilten Gemäldegalerie fühlte ich mich von manchen Bildern, vor allem von denen des Genter Altars der Brüder Van Eyk, — vielleicht, weil sie mich so lebhaft an unseren größten Danziger Kunstschatz, das jüngste Gericht Memlings in der Pfarrkirche, erinnerten — eigentümlich gepackt und gefesselt. Aber die rechte Empfindung für das einzig Schöne und Große der alten Meisterwerke war mir noch nicht aufgegangen.

Am zweiten Tage nach meiner Ankunft mußte der notwendigste Gang von allen angetreten werden, die ich in Berlin zu gehen hatte: zur Akademie, um dort bei den gestrengen Herren um Aufnahme zu bitten. Ganz wohl war mir bei diesem sauern Gange nicht zu Mute. Der Unzulänglichkeit meiner mitgebrachten Studienzeichnungen nach Gipsen und Vorbildern war ich mir nur zu wohl bewußt

Digitized by Google

Daß meine großen Kompositionen wenig Gnade vor den Augen der akademischen Professoren finden würden, sagte mir mein ahnendes Gemüt nicht minder deutlich. Einen warmen Empfehlungsbrief des Danziger Kunstschuldirektors Schulz an den Direktor der Akademie, den berühmten alten Schadow, den Bildhauer, hatte ich zwar in dessen Hause mit den Reliefs an der Fassade und im Flur in der nach ihm benannten Straße — abgegeben. Aber wer bürgte mir dafür, daß die so gut gemeinten Worte einige Wirkung auf den originellen Meister machen würden, der in allen Dingen seine eigene Meinung hatte und alles mit eigenen Augen zu sehen und zu prüfen gewohnt war!

Mit meiner gefüllten Zeichenmappe unter dem Arm stieg ich mit klopfendem Herzen die damals eben erst hergestellte neue Eisentreppe vor der Tür, Universitätsstraße Nr. 6, zum Flur des ersten Geschosses hinauf, auf den das gefürchtete Konferenzzimmer sich öffnete. In einem Vorgemach mußte ich längere Zeit warten. Da hörte ich schon von jungen Leuten, die dort drinnen abgefertigt worden waren und herauskamen, daß der alte Schadow leicht erkrankt und heute hier nicht anwesend sei. Eine traurige Nachricht. So mußte ja die Empfehlung Schulz' ganz ohne Einfluß auf die Entscheidung und ohne jeden Vorteil für mich bleiben. Meine Hoffnungen sanken auf das tiefste Niveau herab. Schulz hatte mir auf die Seele gebunden, alles daran zu setzen, gleich in die Gipsklasse aufgenommen zu werden, in der nach Abgüssen antiker Büsten, Masken, Körperteile, Torsos und ganze Gestalten gezeichnet würden. In den Vorklassen, in denen man nach Vorlagen zeichne, verlöre ich nur meine Zeit. Und ich hatte schlechterdings keine Zeit zu verlieren, sondern mußte suchen, so schnell als möglich vorwärts zu kommen, dessen war ich mir wohl

Digitized by Google

bewußt. Um so angstvoller beobachtete ich, endlich in den Sitzungssaal des hohen Gerichtshofes eingelassen, die Mienen der Beisitzer und lauschte ihren Bemerkungen über die in der Kunstschule gezeichneten Blätter, die ich zunächst aus meiner Mappe herausgenommen und ihnen vorgelegt hatte. Den Sitz des Präsidenten an der oberen Schmalseite des langen, grünen Tisches nahm in Vertretung des abwesenden Direktors ein schlanker, alter Herr (damals 65jährig) mit dünnem blondgrauen Haar und eigentümlich zugespitzten, hageren Gesichtsformen ein: der Bildhauer Professor Friedrich Tieck, der Bruder des meinem Herzen so teuren Dichters und Begründers der romantischen Schule, Ludwig Tieck. Seine Stimme, die immer vor innerer Erregtheit, vor Ärger und Heftigkeit zu beben schien, hatte einen unnatürlichen, hohen, hellen Klang. Sie stand im wunderlichsten Gegensatz zu dem Naturell und den eigentümlichen Neigungen, welche man dem Meister in Akademiker-, Modell- und Künstlerkreisen nachsagte, und die ihm wirklich nicht nur von der Verleumdung angedichtet waren. . . . Es bedurfte für den Herrn Vizedirektor nur weniger Blicke auf meine Zeichnungen, um mit seinem Urteil fertig zu sein, dem die Herren Beisitzer ohne den mindesten Widerspruch beistimmten. „Muß erst ordentlich nach Vorbildern zeichnen, kommt in die zweite Zeichenklasse."

Da stand ich in meines Nichts durchbohrendem Gefühl so niedergeschmettert von der Entscheidung, daß ich kaum die bitteren Tränen zurückzuhalten vermochte und gar nicht mehr die genügende Besinnung fand, meine armen Kompositionen hervorzuholen und den Versuch zu machen, ob diese mir vielleicht zu einer günstigeren Meinung von meiner Begabung und zur Aufnahme in die Gipsklasse verhelfen möchten. Das Schlimmste bei der Versagung dieser Aufnahme war, daß

Digitized by Google

dem Schüler der Zeichenklasse der Besuch aller der anderen Unterrichtsklassen, der für Perspektive, für Anatomie, für Landschafts- und Tierzeichnen und selbstverständlich für Ölmalerei streng verwehrt blieb. Erst mit dem Eintritt in die Gipsklasse taten sich auch diese anderen für ihn auf. Gar im Aktsaal nach dem lebenden Modell zeichnen und modellieren zu dürfen, auf dieses Glück mußte auch der Schüler der letzteren noch während einer langen Prüfungszeit verzichten. Was sollte nun mit mir werden? Das nächstliegende wäre es gewesen, nach den lebenden und leblosen Gegenständen auf der Straße, nach den öffentlichen Monumenten, nach den Baumgruppen, den Fußgängern, Reitern und Wagen im Tiergarten zu zeichnen, so gut es gehen wollte, mir Wasser- und Ölfarben zu kaufen, die Bekanntschaft eines Malers zu suchen, um, von diesem einigermaßen in den ersten technischen Handgriffen unterrichtet, menschliche Gesichter oder was es sonst sei, abzukonterfeien. Aber darauf verfiel mein beschränkter, gänzlich unpraktischer Verstand gar nicht.

Von dem mir sehr wohlwollenden Direktor der Petrischule in Danzig, Professor Strehlke in Danzig, dessen Unterricht und sonstigem, persönlichem Einfluß während meiner drei letzten Schuljahre ich mehr als jedem anderen die festen Hauptgrundlagen meines bißchen Bildung danke, das mir durchs Leben geholfen hat, waren mir, außer einem über Verdienst schmeichelhaften Abgangszeugnis, ein paar Empfehlungen an ihm befreundete Männer in Berlin mit auf den Weg gegeben worden. Darunter eine an den bekannten Maler, Dichter und trefflichen Dante-Übersetzer August Kopisch, den Verfasser der populären humoristischen Lieder „Als Noah aus dem Kasten war", „Nehmt euch in acht vor den Bächen" und „Wenn man vorm Feind steht".

Digitized by Google

Seinen weit verbreiteten Ruhm aber dankte er mehr noch als seinen poetischen und künstlerischen Taten und Verdiensten der durch ihn gemachten Entdeckung der blauen Grotte auf Capri und ihrer Schilderung. Zu ihm ging ich in meiner Not, um mir Rat zu holen. Er hauste im südlichen Teil der Friedrichstraße, ich glaube Nr. 248, mit seinem Breslauer Landsmann, dem sechs Jahre älteren geschätzten Maler August v. Klöber zusammen. Ihr gemeinsam benutztes Atelier lag in einem Garten. Als ich eintrat, fand ich Kopisch mit einer vorgebundenen närrischen Larve und mit einer großen Lockenperücke auf dem Kopfe. Er war eben dabei, seine Maskierung für ein abends bevorstehendes Künstlerfest vorzubereiten und zu probieren. Lachend legte er seine komische Ausstattung ab. Ich sah ein von innerer Heiterkeit leuchtendes, gütig blickendes Gesicht, das den genußfrohen, liebenswürdigen Sanguiniker auf den ersten Blick verriet, und eine für einen 42-Jährigen, wie er damals war, bereits ziemlich wohlgerundete Gestalt. A. v. Klöber war von kleinerem, magerem Wuchs, der den Eindruck einer leichten Schiefheit in den Schultern machte. Sein Kopf war mit dichtem, etwas lang getragenem, dunklem, grau untermischtem Haar bedeckt. Sein Gesichtsausdruck viel weniger aufgeschlossen und heiter als der seines Genossen: prüfender, kritisch, halb spöttisch. Als Kopisch Strehlkes Brief gelesen, meinen Bericht gehört und meine mitgebrachten Kompositionen angesehen hatte, zeigte er sich so freundlich teilnehmend, daß mir das Herz aufging. Er riet mir, nicht zu verzagen, sondern mit meinen Zeichnungen, an denen er sogar manches Gute entdecken wollte, zum Inspektor Hampe zu gehen. Der habe noch mehr Macht als der Direktor selbst und würde mir gewiß, auch wenn ich noch nicht in der Gipsklasse wäre, Aufnahme in alle jene anderen

Digitized by Google

Klassen verschaffen. Ich atmete wieder auf und tat anderen Tags, wie er mir geraten hatte.

Des genannten Inspektors Amtswohnung war dieselbe im ersten Geschoß des Ostflügels Universitätsstraße 6 gelegen, die später Herr Schwertfeger innehatte. Besonderes Vertrauen in seine Freundlichkeit und Güte zu erwecken, war die Erscheinung des von den Schülern (damals führten die Herren Akademiker noch nicht den anspruchsvolleren Titel „Studierende der Hochschule") mehr gefürchteten und wieder heimlich bespöttelten, als verehrten Inspektors wenig geeignet. Schwerfällig von Gestalt, hinkend auf dem kürzer als das rechte geratenen linken Bein, das Haupt mit einer glatten, rötlich-braunen Perücke bedeckt, hatte er auch im Ton der Stimme und in der Art zu sprechen etwas Unwirsches, Polterndes, Bärbeißiges, das durchaus nicht einnehmend wirkte. Aber er war im Grunde nicht so schlimm, wie es schien. Er hörte mich nicht unfreundlich an, sah die ihm vorgelegten Kompositionen durch und gab mir tröstlichen Bescheid. Er würde es arrangieren, daß ich schon jetzt auch in der Perspektivklasse, in der anatomischen und der Tierklasse mitzeichnen dürfe. Wenige Tage später könne ich mir bei ihm einen Schein abholen, der mich dazu berechtige. Man sieht, es ging damals an der Berliner Hochschule der bildenden Künste gemütlicher zu als heute; und von einer streng geregelten Ordnung und festen Satzungen war wenig zu spüren.

So war ich denn glücklich als Schüler der Kunstakademie aufgenommen, und das Studieren konnte losgehen. Das Gebäude hat sich äußerlich in den seitdem verflossenen Jahren nicht verändert. Desto mehr in seinem Innern. Die Räume im Erdgeschoß zur Rechten von dem großen Flur hinter dem Hauptportal Unter den Linden waren der

Digitized by Google

Länge nach zweigeteilt. Die südliche, an dieser Straße gelegene Hälfte enthielt die Wohnung des Pedells, die nördliche, vom Hof her beleuchtete einen langen Saal den Gipsklasse. In dem entsprechenden Flügel links vom Flur vorn die Wohnung des Kastellans, Herrn Rietz, und an der Hofseite die lange Halle, in welcher das Museum der Gipsabgüsse der Akademie aufgestellt war. Sie bildeten später den Grundstamm der Abgüssesammlung des neuen Museums. Die wichtigsten waren die der von Thorwaldsen ergänzten, in der Glyptothek zu München befindlichen Giebelgruppen des Zeustempels zu Ägina, die Abgüsse der „Elgin Marbles", d. h. der Reste der Giebelgruppen des atheniſchen Parthenon und der Reliefſriese um die Cella dieses Pallas-Tempels, welche Lord Elgin geraubt und an das Britiſche Museum verkauft hatte, und die Abgüsse der Niobidengruppe. Jenen parthenoniſchen Giebelfiguren, Torsos und Pferdeköpfen gegenüber ging mir damals zuerst eine Ahnung von der unvergleichlichen Größe und Herrlichkeit antiker Skulptur auf, die in den bis dahin gesehenen Statuen im Antikenmuseum sich mir noch nicht so recht offenbaren gewollt hatte.

Im August jedes Jahres, dessen Zahl ohne Rest durch 2 teilbar ist, mußte jene ganze Abgußsammlung ihre angestammte Wohnung räumen und für zwei Monate, ich weiß nicht mehr wo, untergebracht werden. In die kellerartige, kalte, unfreundliche Halle mit den küchenrot gestrichenen Wänden hielten dann die zu der Anfang September beginnenden großen akademiſchen Kunstausstellung eingelieferten plastiſchen Kunstwerke ihren Einzug. Sie blieben streng von den Gemälden gesondert, für welche sämtliche Fest- und Klassenräume im ersten Geschoß bestimmt waren. — Während der Zugang zur Gipsklasse von dem großen Flur

Digitized by Google

des Frontgebäudes her über die steinernen Stufen erfolgte, auf welchen die alte Kuchenfrau mit ihrem Korbe voll Pfannkuchen und Brezeln ihren ständigen Platz hatte, gelangte man zu den anderen Klassenzimmern durch die Tür in der südöstlichen Hofecke, wo jener Frontbau mit dem östlichen Seitenflügel zusammenstößt. Dieser Hof erfreute sich übrigens zwischen den Steinen seines Pflasters eines so üppigen Graswuchses, daß wir während der Frühstückspause uns mit Wonne auf diesem natürlichen, wilden Rasen lagerten und uns in die Vorstellung hineinträumten, wir lägen draußen auf einer Wiese. Dafür, daß die Illusion nicht gar zu trügerisch wurde, sorgten die an nichts weniger als an Wiesenblütendüfte erinnernden, wahrhaft pestilenzialischen Gerüche, welche von dem niedrigen, schuppenartigen Gebäude auf dem östlichen Teil dieses verbauten, mit der Reitbahn und den Ställen der Gardes du Corps zusammengekoppelten Hofes ausströmten. Jenes Häuschen war ein Ort des Schreckens und Grausens für Augen und Nase, den man mit Schaudern betrat und doch trotz aller Selbstbeherrschung und gewaltsamen Zurückhaltung von Zeit zu Zeit einmal betreten und benutzen mußte.

Im Erdgeschoß des Ostflügels, von diesem Hof her beleuchtet, lagen die Klassen für das Landschaftszeichnen, für den Unterricht im Modellieren und für den in der Knochen-, Muskel- und Proportionslehre. Auf einer neuen eisernen Treppe gelangte man zum Vorflur des von den Linden her beleuchteten, großen Eckſaales, der in den letzten sechziger oder ersten siebziger Jahren an der Fensterseite geschlossen und mit Oberlicht versehen wurde, damals der gemeinsame Raum für die erste und zweite Zeichenklasse. In den nächstangrenzenden Sälen waren die dritte Zeichenklasse, die Lehrklassen für Perspektive, Projektionslehre

Digitized by Google

geometrisches Zeichnen, die Gewand- und die Kompositionsklasse untergebracht. Zum Aktsaal diente, wie noch bis 1902, der nach dem Hof hinausgebaute Saal, der einzige, der mit Oberlicht versehen und auch für abendliche Beleuchtung eingerichtet war. Das anatomische Zeichnen nach Leichenpräparaten und die Vorträge über Anatomie am Kadaver fanden in einem Auditorium in dem Anatomiegebäude der Universität (hinter der Garnisonkirche an der Neuen Friedrichstraße) statt. Die Tierklasse lag in einem der niedrigen Räume des obersten Geschosses der Akademie, in das später die Bibliothek verlegt wurde.

In den drei Zeichenklassen wurde ausschließlich nach Vorlagen mit schwarzer und weißer Kreide oder mit Rötel gezeichnet. Diese Vorlagen waren in der dritten meist von sogenannten Eleven der Akademie ausgeführte und dann fixierte und gefirnißte Kreidezeichnungen auf weißem Papier nach einzelnen Gesichtsteilen, Augen, Nasen, Mündern, Ohren, aber auch nach Händen und Füßen nach Köpfen die der zweiten. Die mit einem sehr bescheidenen Gehalt dafür honorierten Eleven wurden unter den Schülern ausgewählt, welche es zur größten Fertigkeit im eleganten Schraffieren gebracht hatten. Das galt als die Hauptsache, welche der Schüler zu erlernen hatte. Verständnis der Form kam erst in zweiter Linie. Wer die kräftigen und die zarten Kreidestriche, aus denen jeder Schatten und Mittelton zusammengesetzt werden mußte, am gleichmäßigsten zu legen, am schwungvollsten zu führen, unter den passendsten Winkeln zu kreuzen vermochte, war der mit dem höchsten Lob ausgezeichnete, von seinen Genossen am meisten bewunderte Schüler. In der ersten Klasse gelangte man endlich zu der hohen Vergünstigung, ganz nackte Gestalten auf farbigem Papier mit aufgesetzten weißen Lichtern nach Vor-

Digitized by Google

lagen zu zeichnen und sich dazu nicht nur des Kreidestiftes, sondern auch des Wischers aus Leder und des kleinen, selbstgedrehten aus rauhem Löschpapier bedienen zu dürfen. Unter diesen Vorlagenzeichnungen nach antiken Statuen und lebendigen Modellen waren ganz vorzügliche, sehr lehrreiche Blätter, besonders auch Akte in weißer, schwarzer und roter Kreide, vom alten Schadow, in seinen früheren Jahren mit einem Naturverständnis und einer sicheren, freien Meisterschaft ohnegleichen gezeichnet.

Den Unterricht in der zweiten Zeichenklasse leitete Professor Däge. Damals 36jährig, von hohem Wuchs, mit wohlgeformtem, durch einem starken Schnurrbart geschmücktem Gesicht, glich er einem Offizier in Zivil. Kunstwerke von eminenter Bedeutung geschaffen zu haben, konnte er sich nicht rühmen. Wohl aber hatte er manches akademisch korrekt gezeichnete und kolorierte Altarbild für Kirchen in märkischen Provinzialstädten und manches zierliche Genrebild, das durch Schwarzkunststich und Lithographie vervielfältigt und weitverbreitet war, gemalt. Zu den bekanntesten gehörte das in einem antikisierenden Idealstil gehaltene Gemälde „Die Erfindung der Malerei" (ein nackter Jüngling zieht den Umriß des durch die Sonne auf eine glatte Felswand geworfenen Schlagschattens seiner davor sitzenden schönen Geliebten mit dem Griffel nach) und besonders das, ganz in der Weise F. E. Meyerheims gedachte und ausgeführte, kleine Bild: ein alter Priestermönch, der das Allerheiligste über Land zu einem Todkranken bringt, wird von dem ihn begleitenden Chorknaben beim Durchschreiten eines Baches unterstützt. Es war von Konsul Wagener angekauft und kam mit dessen Sammlung zur Nationalgalerie. Däge war ein wohlwollender und gewissenhafter Lehrer, unter dessen Leitung man das, was

Digitized by Google

hier vor allem verlangt wurde, sich bald genug aneignete.

Der Leiter der ersten Zeichenklasse war Professor Herbig. Ungefähr 45- bis 50jährig, war er als Maler noch viel weniger bekannt als sein jüngerer Kollege. Nur dunkle Sagen zirkulierten von dem einen Bilde, das er einst gemalt haben sollte, eine Familie, die sich aus einer Überschwemmung zu retten versucht. Weder das Original noch eine Nachbildung davon, oder von einem anderen Werke dieses geehrten Meisters ist mir je zu Gesicht gekommen. Herbigs Erscheinung hatte viel mehr von dem charakteristischen Gepräge eines preußischen Subalternbeamten, eines „Kalkulators" oder Regierungssekretärs als eines Künstlers. Von mittelgroßem Wuchs, mit (bis auf den kurzen Backenbart) glattrasiertem Gesicht von eigentümlich gekniffenen Formen, langsam und bedächtig in seinen Bewegungen, wohlweislich in seinen Aussprüchen, vermochte er den Schülern nicht besonders zu imponieren. Aber seine gewissenhafte Art zu unterweisen, auf Fehler aufmerksam zu machen, für die sein Blick so scharf war, wie für die Schönheiten des Originals, blieb doch nicht ohne gute Wirkung auf unsere zeichnerische Ausbildung.

In diesen Zeichenklassen fand ich in der Menge der jungen Schüler besonders zwei, denen ich mich näher anschloß. Der eine, ein auffällig schön gewachsener junger Mensch mit schlichtem, langem, rötlichblondem Haar, der uns beim Baden wie eine lebendig gewordene Antinousstatue erschien, der Sohn einer Handwerkerfamilie in Berlin, dem seine Eltern um seines Entschlusses, Maler werden zu wollen, unversöhnlich grollten, nannte sich Gottfried Biermann. Seine große Geschicklichkeit im Zeichnen wurde von uns sehr bewundert. Er blieb der Akademie getreu und errang einige

Digitized by Google

Jahre später den Preis des italienischen Reisestipendiums. Nach seiner Rückkehr aus Rom aber wandte er sich mehr und mehr der Bildnismalerei zu, deren geschätztesten Berliner Meistern er bekanntlich auch heute noch beigezählt wird. Der andere war mein Altersgenosse Franz. Er widmete sich der Bildhauerei und hat es darin, wie man weiß, zu bedeutendem Ruf und Ansehen gebracht, was sich in zahlreichen, großen offiziellen Aufträgen zu dekorativen plastischen Werken während seines ganzen Lebens bekundete. Noch mit vier anderen Klassenkameraden hielt ich zusammen, dem jungen Stöckl, einem technisch sehr geschickten Zeichner, dem jungen Hindersin, dem auf einem Bein hinkenden, fleißigen Nothnagel und meinem Danziger Landsmann, Alters- und späteren Ateliergenossen Ballauf. Er war ein stiller, grüblerischer Mensch, der sich eine Zeitlang völlig in pietistische und mystische Träumereien verlor, bis sich plötzlich zu aller Überraschung ein eminentes zeichnerisches Talent in ihm entfaltete, während seine Seele gleichzeitig jene dumpfen, lastenden Fesseln sprengte. Mit Ausnahme Nothnagels sind diese mir später gänzlich aus dem Gesicht gekommen. Sie müssen frühzeitig gestorben sein.*) Man müßte sonst bei ihrer Begabung und ihrem Fleiß von bedeutenden künstlerischen Leistungen wenigstens einmal gehört haben. Ein zweiter Danziger Landsmann, der, um ein paar Jahre älter als ich, schon ein Jahr zuvor nach Berlin und auf die Akademie gekommen war, Jochannowitsch, widmete sich ausschließlich der Landschaftsmalerei, für die er ungewöhnlich begabt war. Er arbeitete in der Landschaftsklasse unter des poetischen Meisters Friedrich Wilhelm Schirmer Leitung, für den er eine leidenschaftliche Begeisterung hegte, und in dessen Atelier

*) 1898 hörte ich, daß Ballauf in seiner Vaterstadt noch lebe und künstlerisch tätig sei.

Digitized by Google

mit bestem Erfolge. Später hat er manches gute Bild gemalt, dem man den fortwirkenden Einfluß dieses liebenswürdigen, in der Schilderung atmosphärischer Lichtschauspiele schwelgenden Romantikers auf hundert Schritte ansah. In meiner damaligen, unbegreiflichen Beschränktheit machte ich von der mir gegebenen Erlaubnis, auch die Landschaftsklasse zu besuchen, dort nach den besten Vorlagen und während des Sommers mit Schirmers Schülern im Park von Schönhausen nach der Natur zu zeichnen, keinen Gebrauch. Wie oft habe ich diese Eselei in späteren Jahren beklagt und verwünscht, die mich der festen Grundlage für das Landschaftszeichnen beraubt hat. Als dann wohl fünfzehn Jahre später in mir eine wahre Leidenschaft dafür erwachte, habe ich jenen Mangel bitter schmerzlich empfunden und viel Mühe gehabt, die Lücke einigermaßen durch eifriges Zeichnen nach der Natur auszufüllen, was leider nur ziemlich ungenügend gelang. Durch jenes unverantwortliche Versäumnis bin ich auch darum gekommen, Schirmer persönlich näherzutreten. Seine Erscheinung, sein ganzes Benehmen mußte Sympathie für ihn erwecken. Der liebenswürdige Idealismus seiner Natur zeigte sich in dem blassen, durchgeistigten, von dunklem Haar umrahmten, edlen Antlitz, der schlanken Gestalt mit den weichen Bewegungen, dem gleichsam schwebenden Gang nicht minder, als in seinen künstlerischen Schöpfungen, seiner Auffassung der Landschaft und der Lichtphänomene.

Den Unterricht in der Perspektive, der Projektionslehre und Schattenkonstruktionen leitete Prof. Johann Erdmann Hummel, der, damals im 72. Jahr stehend, bereits einer gewissen Altersschwäche zu verfallen begann. Das machte sich in der Klasse seinen jungen Schülern oft genug bemerkbar, die meist pietätlos genug waren, ihren Spaß daran zu haben.

Digitized by Google

In seinem Spezialfach war er unzweifelhaft durchaus tüchtig. Aber seine künstlerischen Leistungen, seine gelegentlich in Öl gemalten Landschaften und Architekturbilder, die immer nur zu dem Zweck und mit der ausgesprochenen Tendenz gemalt wurden, gewisse perspektivische Gesetze zu veranschaulichen, waren nicht dazu angetan, dem jungen Volk besonderen Respekt vor dem Meister einzuflößen. Auch durch die ihnen gegebene figürliche Staffage wirkten sie mehr komisch als überzeugend. Eine jüngere, frischere Kraft war Hummel als Adjunkt beigegeben in der Person des 32jährigen Architekturmalers und Perspektivisten Karl Beckmann, eines bebrillten, schnurrbärtigen Herrn von raschem, schneidigem Wesen, sicherem, entschiedenem Auftreten. Er erfüllte seine Aufgabe, Hummels Unterricht zu ergänzen, ganz vortrefflich. Frei von Trockenheit und Pedanterie, wußte er die Schüler lebhaft für den Gegenstand zu interessieren. Er lehrte uns und drang darauf, die langweiligen, öden abstrakten Zellen und Räume, die wir auf unseren Reißbrettern nach den uns beigebrachten perspektivischen Gesetzen und Regeln zu konstruieren und in Sepia und Neutraltinte auszutuschen hatten, immer etwas malerischer zu behandeln, um den ihnen gleichsam auf die Stirn geschriebenen Charakter als richtig gelöstes Rechenexempel so viel wie möglich zu maskieren und sie wenigstens einigermaßen als Architekturbilder wirken zu lassen. Ich habe diesem Unterricht in der Perspektivklasse viel zu danken. Das dort Gelernte war mir wirklich so in Fleisch und Blut übergegangen, daß ich mir während der ganzen Zeit meiner zeichnerischen Tätigkeit, sowohl beim Zeichnen nach der Natur, wie beim Entwerfen von Darstellungen eigener Erfindung, einen perspektivischen Fehler oder Irrtum kaum vorzuwerfen gehabt habe.

Das Zeichnen nach anatomischen Vorbildern und den

Digitized by Google

Umrißzeichnungen der Schadowschen Proportionslehre leitete Professor Berger, ein wohlbeleibter, leicht in Schweiß geratender, aber trotzdem sehr beweglicher Herr von eigentümlich glattem, schlauem Aussehen. Wenn man alle Teile des Skeletts gezeichnet und Namen und Zusammenhang der Knochen gehörig memoriert hatte, mußte man sich der Prüfung des erworbenen osteologischen Wissens unterziehen. War diese glücklich bestanden, so kam das Zeichnen der Muskellagen an die Reihe, die an Vorbildern und am Gipsmodell der präparierten, enthäuteten Menschengestalt, dem Muskelmann, demonstriert wurden. Das befriedigend abgelegte Examen in der Muskellehre verschaffte dem Schüler dann die Erlaubnis, an den anatomischen Kursen des Professors Dr. von Froriep im anatomischen Theater hinter der Garnisonkirche teilzunehmen und dort nach dem wirklichen, präparierten, ganzen Menschenkörper, wie nach dessen einzelnen Teilen zu zeichnen. Das anatomische Studium, dies Zeichnen und Lernen, flößte mir ein lebhaftes Interesse ein und hat mir viel genützt. v. Froriep war ein gelehrter Mediziner von umfassender, auch ästhetischer Bildung, inniger Liebe und feinem Verständnis der bildenden Kunst. Um sein Haupt mit dem rotblonden, kurzen Haar schien noch immer so etwas wie ein verklärender Nachglanz von Weimars klassischen Tagen zu leuchten, die er, der Sohn des berühmten Goethefreundes, Obermedizinalrats Ludwig Friedrich v. Froriep, im Anfang des Jahrhunderts geboren, dort noch miterlebt hatte. Schon dadurch, aber auch durch seine ganze, einfache, vornehme, ruhige, gewinnende Persönlichkeit und die Art seines Vortrags zog er mich mächtig an. Die Gerüche in den Räumen der Anatomie und der Anblick der zerfetzten Menschenleiber konnten meine Passion für das Studium nicht im mindesten dämpfen,

Digitized by Google

mir den Aufenthalt und das Zeichnen daselbst keinen Augenblick verleiden. Mit wahrer Freude und Genugtuung denke ich noch heute an die dort verbrachten Arbeitsstunden des Winters 1842/43 zurück.

In den Zeichenklassen war der Gebrauch des Bleistifts als Zeichenmaterial nicht gestattet. In der Bergerschen Anatomieklasse wurde er im Gegenteil bevorzugt. Um die Produktion guter Bleistifte war es bis dahin in Deutschland noch ziemlich schwach bestellt. Berger führte bei seinen Korrekturen immer einen englischen Bleistift, dessen Benutzung er uns dringend empfahl. Wir überzeugten uns auch sehr leicht, daß es sich damit unvergleichlich angenehmer zeichnen ließe als mit unseren brüchigen, ungleichmäßigen Stiften. Aber leider kostete ein echt englischer Bleistift sieben und einen halben Silbergroschen (75 Pf.). Wer konnte sich das leisten bei 16—20 Taler monatlichen Einkommens! Da, im Sommer 1841, kam uns eine unerwartete Hilfe. Ich weiß es noch heute, daß ich damals eines schönen Tages unserem Perspektivlehrer Beckmann in der Nähe des Blücherdenkmals begegnete und dieser mir erzählte, es würden jetzt in Nürnberg durch einen neuen Fabrikanten, namens Faber, Bleistifte hergestellt, die fast den englischen gleichkämen und nur einen und einen halben Groschen das Stück kosteten. Man könne sie in den verschiedensten Härte- und Schwärzegraden nun auch hier in Berlin in den Kolonialwaren-, Farben- und Schreibmaterialläden von Desmaret an der Krausen- und Charlottenstraßenecke kaufen. Er, Beckmann, habe sie probiert und sie seien ganz vorzüglich. Das war für uns eine frohe Botschaft. Alles, was zeichnete in Berlin, pilgerte fortan zu Desmaret, um Fabers Bleistifte Nr. 1, 2, 3 oder Lit. H H H, F F F, ein F. und B. u. s. w. zu kaufen, bis dann

Digitized by Google

auch Bormann unter der Stechbahn, Sarre neben der Werderschen Kirche und Heyl an der Ecke der Leipziger- und Charlottenstraße die neuen Stifte kommen ließen. Dies waren damals die einzigen Handlungen, wo es Mal- und Zeichenutensilien zu kaufen gab. Für die Schüler der Akademie hielt außer jenen noch der Pedell Zeichenpapier, Kohle, schwarze, rote und weiße Kreide vorrätig.

Mit Bleistift durfte auch in der Tierklasse gezeichnet werden. Der Leiter des Unterrichts in ihr war Professor Bürde, der Vater des später als eleganter Porträtzeichner und als Maler von Aquarellbildern offizieller Vorgänge am königlichen Hof und in der königlichen Familie bekannt gewordenen Paul Bürde. Jener war ein geschätzter Zeichner von Renn- und Rassepferden. Seine Bekanntschaft mit allen anderen (tierischen) Geschöpfen der kinderreichen, lebendigen Erde war, glaube ich eine sehr viel weniger intime. Wir zeichneten nach Vorlagen, aber auch schon direkt nach Pferde- und Hundeskeletten, Gipsstatuetten von Muskelpferden und nach Abgüssen über präparierte, enthäutete Pferdekörperteile. Die bereits vorgeschritteneren Schüler zeichneten und malten sogar an einzelnen Sommertagen nach lebendigen Pferden, die im Hof der Akademie Modell für sie standen.

Die Persönlichkeit unter den Professoren der Akademie, welche, wenn auch nicht völlig frei von einem leichten Anflug von Komik, uns jungem Volk den größten Respekt einflößte, war noch immer der alte Schadow, der Direktor. Er war im Mai 1841 74 Jahre alt geworden. Was ihn noch greisenhafter erscheinen ließ, war der große hellgrüne Schirm, der, um sein weiß- und dünnhaariges Haupt befestigt, an der Stirn weit vortretend seine Augen beschattete. Man sah ihn nie anders als mit einem bequemen blauen Frack und weißer Weste bekleidet, wenn er gelegentlich einmal zum

Digitized by Google

Besuch in einer der Klassen erschien. Unter den Schülern zirkulierten immer neue Geschichten von dem Hohn und Spott, mit dem er die jungen Burschen behandle, die sich zur Aufnahme in die Akademie meldeten und ihm Schülerarbeiten vorlegten, in denen seine, trotz ihrer zunehmenden Schwäche noch immer unbestechlichen, Augen wenig oder gar kein echtes Talent entdecken konnten. „Also Maler willste werden, mein Jungeken? So, so! nu weeßte wat, Schuster is ooch'n scheenes Handwerk", oder: „Ja, det kennte dir woll hier gefallen, wat, mein Söhneken? Berlin is ne scheene Stadt. Na, geh man lieber wieder zu Hause zu Muttern." Bescheide dieser Art, die der Gestrenge solchen unglücklichen Aspiranten gegeben haben sollte, wurden in Menge zitiert und flößten auch denen, welche die Erscheinung des greisen Meisters mit dem grünen Augenschirm und dem schleppenden Gange zum Lächeln oder zum Zeichnen von Karikaturen reizte, einen heiligen Schauer ein.

Von solchem Schauer empfanden wir desto weniger dem die Gipsklasse leitenden, im 69. Jahre stehenden Meister, Professor Dähling, gegenüber, dessen Unterricht ich freilich erst vom April 1842 an genießen sollte. Im Anfang des Jahrhunderts hatte er Szenen aus dem Leben der Königin Luise, später romantische Kompositionen, einen „Sängerkrieg" und auch ein paar Kirchenbilder gemalt. Seine mittelgroße, ziemlich kümmerlich ausschauende Gestalt hielt sich leicht gebückt. Sein bartloses, fahlfarbiges Gesicht sah immer etwas verstaubt aus und hatte, da er an Schwerhörigkeit litt, den gespannten, argwöhnischen und mißtrauischen Ausdruck angenommen, den dieser körperliche Mangel den damit Behafteten nicht selten verleiht. Er hatte eine eigentümlich grämliche, kräkelige Art, mit den Schülern zu verkehren und auch die in der Akademie dienenden Leute zu behandeln.

Digitized by Google

Letztere unterließen es dann auch freilich nicht, ihm den gänzlichen Mangel an Sympathie für seine Person bei jeder Gelegenheit, die sich bieten mochte, unverhohlen zu bekunden. Groß vor allen anderen darin war eine Art Hausknecht oder anderes Faktotum, Rehlich mit Namen, ein altes, verschrumpeltes Individuum von grotesk-komischer Erscheinung, dem die Ämter des Hofreinigens und des Heizens oblagen. Die kalte, kellerartige, gewölbte Halle der Gipsklasse konnte im Winter nur durch die in einem riesigen eisernen Koksofen erzeugte Rotglühhitze einigermaßen durchwärmt werden. Ein entsprechend kolossaler, langer, tiefer Kasten an der Wand, rechts vom Eingang, war mit Koksvorräten gefüllt, um jenen Ofen zu speisen: Rehlich, der das täglich wiederholt zu besorgen hatte, konnte es dem Professor nie ganz recht machen. Bald hatte er zu viel Koks aufgeschüttet, so daß die Hitze unerträglich sei, bald war er nicht rechtzeitig gekommen und hatte das Feuer ausgehen lassen. So entging er von seiten Dählings selten einem ärgerlichen Tadel oder Vorwurf. Rehlich nahm ihn mürrisch, schweigend hin. Aber wenn er dann wieder zum Kokskasten schlurfte und mit der Schaufel darin wühlte, daß zu des Professors neuem Ärger schwarze Staubwolken durch die Klasse flogen, murmelte er im Vertrauen auf dessen Schwerhörigkeit im Selbstgespräch Flüche und Invektiven gegen diesen von so grotesker Ungeheuerlichkeit vor sich hin, daß es unmöglich ist, sie hier auch nur anzudeuten. Die in der Nähe des Kastens zeichnenden Schüler, welche diese Monologe verstanden, hatten die größte Mühe, die Ausbrüche unbändigen Gelächters zurückzuhalten, zu dem diese Äußerungen des halbverrückten Menschen trotz all ihrer Abscheulichkeit mit überwältigender Macht reizten.

Doch ich wende mich zu meiner akademischen Anfangs-

Digitized by Google

zeit zurück, in der die Gipsklasse noch als ein ersehntes, aber vorläufig unerreichbares Ziel des Strebens im Nebel der Ferne oder der Zukunft vor mir lag, zum Frühling 1841. Mit Ungeduld und Spannung hatte ich während der letzten Aprilwochen dem Eintreffen des Cornelius entgegengesehen. Von München kam die Nachricht von dem großartigen Abschiedsfest, das die dortige Künstlerschaft dem Meister gegeben hatte; von Leipzig der Bericht über eine ihm während seines ein- oder zweitägigen Aufenthalts veranstaltete Begrüßungsfeier. Endlich verkündeten die Zeitungen seine Ankunft in Berlin. Im allgemeinen wußte man hier selbst in der gebildeten Gesellschaft sehr wenig von seiner Person und seinen künstlerischen Taten. Sogar die große Mehrheit der Berliner Künstlerschaft stand ihm und seiner ganzen Kunstweise fremd gegenüber. Die damaligen ersten hiesigen Größen der Malerei, Karl Begas, Wach, v. Klöber, Franz Krüger, E. Magnus, Kolbe, F. E. Meyerheim, F. W. Schirmer, Hopfgarten; der Zeichner der Illustrationen zu Franz Kuglers Friedrichsbuch und mancher ganz originellen, geistreich erfundenen und vorzüglich mit der Feder wie mit der Kreide auf Stein gezeichneten Blätter, der junge kleine Menzel, hatten in ihrem Herzen für den fremden berühmten Gast aus einer so ganz anderen, so gänzlich unberlinischen Geisteswelt sicher nur recht wenig übrig. Der einzige von den namhaften reiferen Malern, der ihm aufrichtige und bewundernde Verehrung entgegen brachte, mochte Hensel gewesen sein. Auch unter den jungen Akademieschülern stand ich mit meiner Begeisterung für ihn ziemlich allein. Sie hatten ja in Berlin kaum etwas von seinen Werken zu Gesicht bekommen; höchstens einmal flüchtig einen Stich nach dem Karton des jüngsten Gerichts, das er an die Altarwand der Ludwigskirche in München

Digitized by Google

gemalt hatte, oder nach dem Karton der Weltschöpfung; Blätter, die gelegentlich im Schaufenster einer unserer wenigen Kunsthandlungen (L. Sachse in der Jägerstraße, Rocca oder Schenk und Gerster Unter den Linden) ausgelegt gewesen waren. Keiner konnte sich rühmen, das Buch des Grafen Raczynski und die Herzensergüsse der Münchener Kunstgelehrten, der Ernst Förster, Markbach ꝛc. gelesen und sich aus alledem mit Cornelius-Verehrung so vollgesogen zu haben wie ich. — Die ganze geistige Luft des damaligen Berlin stand im denkbar schärfsten Gegensatz zu der in München herrschenden. König Friedrich Wilhelm IV., der Romantiker auf dem Thron der Hohenzollern, und die Männer seines Vertrauens in seiner nächsten Umgebung waren fast die einzigen in der preußischen Hauptstadt, denen gerade dieser Münchener Geist innig sympathisch, und deren Streben darauf gerichtet war, den kritischen, glaubenslosen, nüchternen, philosophischen der Berliner zu bekämpfen und möglichst auszutilgen. Es war noch immer das „Berlin mit seinem dünnen Tee und witzgen Leuten, die Gott, die Welt und was sie selbst bedeuten, längst mit Hegelschem Verstande begriffen", wie Heine es zehn bis fünfzehn Jahre zuvor charakterisiert hatte. Wenn dieser spezifisch berlinische Geist auch verhältnismäßig am wenigsten in den Künstlerkreisen verbreitet war und Macht gewonnen hatte, so war doch die Verbreitung und Macht dessen, der Cornelius und die zu seiner Fahne schwörenden Münchener beseelte und aus ihren Werken sprach, in der hiesigen Künstlerschaft noch unvergleichlich geringer. Auch tat es dem Respekt vor dem vom Könige so hoch geehrten Meister nicht geringen Eintrag, daß er, wie man wußte, im Grunde kein Maler war, die Farbengebung und das Handwerk der Malerei ganz und gar nicht verstand und dann

Digitized by Google

noch dazu aus vermeintlich darüber erhabener Höhe stolz wie auf etwas Nebensächliches auf diese ganze Seite seiner Kunst herabsah. Auch auf diejenigen, die gerade in dem, was ihm mangelte, tüchtig waren, ihren Ehrgeiz darin setzten und mit Recht in der Farbe und der Malerei eine mindestens ebenso wichtige Hauptsache erkannten wie im Komponieren und Kartonzeichnen.

Aber des Königs Gunst und Bewunderung, der Ruhm des Namens und die bedeutende eindrucksvolle Persönlichkeit des Meisters konnten trotz alledem ihre Wirkung auf die offizielle Berliner Gesellschaft, auf die Meister der Kunst und die Größen der Wissenschaft nicht verfehlen. Man gab Cornelius ein glänzendes Begrüßungsfestmahl, auf dem man ihn in Reden und in Liedern feierte. Wenig nach dem Geschmack des so Geehrten mag es übrigens gewesen sein, wenn der bekannte Kunstgelehrte, Dichter, Geschichtsschreiber, Direktor der Kunstkammer im obersten Geschoß des königlichen Schlosses, der Seelenbruder und Kampfgenosse Theodor Körners, Hofrat Friedrich Förster, Cornelius bei dieser Festtafel ein Gedicht widmete, welches mit der Strophe schloß:

Sei in Berlin, der Stadt der freien Geister,
Mit freiem Geist gegrüßt!

Die jüngere Künstlerschaft, die Schüler der Ateliers und des Aktsaals, mochten hinter den Professoren nicht zu zurückstehen. Sie beschlossen, dem gepriesenen, wenn auch ihrer Mehrzahl noch fast unbekannten Meister durch einen ihm gebrachten Fackelzug ihre Verehrung zu bezeugen. Am Abend des 4. Mai 1841, eines linden Frühlingstages, bewegte sich dieser Fackelzug die Linden hinab zum Brandenburger Tor hinaus und längs der Ostseite des Tiergartens zur Lennéstraße, in deren erstem Hause, neben dem an der Ecke, Cornelius seine Wohnung genommen und einen Saal

Digitized by Google

mit breitem Fenster nach dem Tiergarten hinaus für sich zur Werkstatt eingerichtet hatte. Ich stand im Gedränge der Zuschauer und blickte klopfenden Herzens nach den vom Fackelschein rot glänzenden Fenstern des Zimmers im zweiten Geschosse hinauf, wo der Meister die Deputation der Künstler empfing, während der Gesang des vollen Chors: „Vom hohen Olymp herab ward uns die Freude, ward uns der Jugendtraum beschert," durch die qualmerfüllte Luft tönte. Mich den fackeltragenden jungen Künstlern selbst anzuschließen, — das war mir durch meine grüne Neulingschaft abgeschnitten. Nur von weitem als Unbeteiligter konnte ich den Vorgängen zusehen. Wie wenig ich auch damals und während meines ganzen späteren Lebens vom „blassen Neide" angekränkelt war, — die Künstler zu beneiden, konnte ich mich doch kaum enthalten, die dort oben hinter jenen Fenstern dem gewaltigen Manne gegenüberstanden und gewürdigt waren, „seine Stimme zu hören, sein Antlitz zu sehen". Ich faßte den festen Entschluß, möglichst bald mir unter irgend einem Vorwande Zutritt zu ihm zu verschaffen, um wenigstens einmal in meinem jungen Leben desselben Glückes teilhaftig zu werden. Bei der bloßen Vorstellung, daß es auch mir einst blühen könne, lief mir ein freudiger Schauer über den ganzen Leib.

Dieser Fackelzug hatte ein bedeutsames Nachspiel, das für die Berliner Künstlerschaft von außerordentlicher Wichtigkeit werden sollte. Nachdem er beendet und die Verbrennung der Fackeln, ich glaube vor dem Halleschen Tor, erfolgt war, versammelten sich alle Teilnehmer in der schon damals, wenn auch in viel kleineren Verhältnissen als heute, bestehenden Bockbierbrauerei, dem Kreuzberge gegenüber, auf der östlichen Chaussee zu einem Festkommers. Dort wurde, im Kreise der anwesenden jungen Maler, Bildhauer und Kupferstecher der Gedanke angeregt, einen „Verein junger Künstler"

Digitized by Google

Berlins zu ſtiften, und fand lebhaften Anklang. Der Beſchluß iſt auch bald zur Ausführung gebracht und jener Verein gegründet worden, aus dem ſich in der Folgezeit der große „Verein Berliner Künſtler“ entwickelt hat, welcher 50 Jahre ſpäter ſich ein eigenes Heim für 800 000 Mark zu beſchaffen vermochte. — Aber auch ein ſchriller Mißklang hat ſich in den Feſtjubel jenes Abends gemiſcht. Bauernſöhne und Knechte aus dem benachbarten Tempelhof, die in demſelben Lokal zechten, kamen, vom Trinken erhitzt, mit den kommerſierenden jungen Künſtlern in Streit. Es entwickelte ſich eine allgemeine Schlägerei, und ein hoffnungsvoller Schüler der Akademie wurde im Handgemenge getötet. Von einer äußerlich hervortretenden Wirkſamkeit des Cornelius war für die nächſten Monate nichts in Berlin zu ſpüren. Irgend einen Einfluß auf die Organiſation der Akademie und auf das Unterrichtsweſen an ihr zu üben, dazu gab ihm ſeine eigentümliche Stellung in Berlin keine Gelegenheit und keine Handhabe. Er machte gar kein Hehl daraus, daß ihm das ganze Berliner Weſen und die Berliner Kunſt ein Greuel und in tiefſter Seele antipathiſch ſei. In vornehmſter Weiſe hatte der König für den von ihm Eingeladenen geſorgt. Cornelius empfing ein für damals hier herrſchende Gewohnheiten und Verhältniſſe ſehr bedeutendes Gehalt nur zur Entſchädigung für ſein Hierſein und für das, was er in München aufgegeben hatte. Es blieb ihm volle Freiheit, künſtleriſch zu tun und zu ſchaffen, was ihm beliebte, wenigſtens bis zu dem Zeitpunkte, wo die vom König beabſichtigten großen Monumentalbauten errichtet ſein würden, für deren maleriſche Ausſchmückung des Meiſters Genie in Anſpruch genommen werden ſollte. Inzwiſchen ſpann er ſich hier in die Ausführung eines großen Ölgemäldes ein, mit der er durch ſeinen begeiſterten Apoſtel und Mäcen in

Digitized by Google

einer Person, den Grafen Raczynski, beauftragt worden war: „Christus in der Vorhölle". Als er es 1843 vollendet hatte und ausstellte, war ich von meiner Cornelius-schwärmerei bereits gründlich kuriert. Der große Mißerfolg dieses Werkes, die schlimme Enttäuschung, welche der Meister seinen Verehrern damit bereitete, das die Spottlust der Berliner unwiderstehlich herausforderte, konnte mich damals nicht mehr annähernd so verstimmen, wie es zwei Jahre zuvor geschehen wäre. Die erste künstlerische Aufgabe, welche Cornelius seitens des Königs oder der Staatsregierung gestellt wurde, hätte nicht unglücklicher gewählt werden können. Schinkel, der geist- und phantasievolle Berliner Baumeister, hatte die symbolisch-mythischen Friskompositionen entworfen und in kleinem Maßstabe in Aquarell gemalt, mit deren Freskoausführungen in großen Verhältnissen er die Wandflächen der Säulenvorhalle des von ihm erbauten Museums am Lustgarten einst geschmückt zu sehen wünschte. Cornelius sollte jene sinnigen Aquarellkompositionen ins Kolossale übertragen und mit den von ihm herangebildeten Schülern in jener hier gänzlich unbekannten Technik auf den Wänden der Halle ausführen. Ein Meister wie dieser mußte schon die Zumutung, eine solche Arbeit zu übernehmen, als etwas Verletzendes empfinden. Unmöglich konnte er sich dafür erwärmen. Er hat sie denn auch ganz und gar einigen Künstlern, die ihm aus München hierher gefolgt waren, und den wenigen, die sich aus der Berliner Künstlerschaft ihm angeschlossen hatten, überlassen. Die technische Ungeübtheit in der Freskomalerei kam noch hinzu, um das Mißlingen des ganzen Unternehmens zu vollenden. Aber auch schon damals, 1841, mußte ich mich bald überzeugen, daß ich für mich und meine künstlerische Ausbildung von der Anwesenheit des so glühend von mir ver-

Digitized by Google

ehrten Meisters wenig oder gar nichts gewonnen hätte und auf die akademischen Klassen und auf mich selbst angewiesen wäre. Desjenigen Künstlers Bekanntschaft zu machen, der mich am besten gefördert haben würde, — davon hielt mich eine mir selbst kaum erklärliche Scheu zurück. Das war Eduard Magnus, an den mich Direktor Schulz dringend empfohlen hatte. Sein kühles, spöttisches, aller romantischen Träumerei und Schwärmerei abholdes, ja feindliches Wesen, von dem man mir erzählt hatte, mochte diese Scheu hauptsächlich veranlaßt haben. Wie viel hätte ich durch ihn, den glänzenden Meister gerade der malerischen Technik, den klaren, klugen Kopf voll gesunder Anschauung vom Leben und von der Kunst, den vielgereisten, vielerfahrenen, mit den Kunstwerken aller Zeiten, aller europäischen Länder und Galerien gründlich Vertrauten schon damals lernen können! Erst 20 Jahre später hat mich ein glückliches Geschick ihm nahegebracht. Da habe ich erst im vollen Umfange erkennen gelernt, was ich dadurch verloren hatte, ihn nicht schon in jener ersten Zeit aufgesucht, ihn um seinen Rat und seine Lehre gebeten zu haben.

Wenn ich das törichterweise damals versäumte und mir selbst dadurch einen unersetzlichen Verlust zufügte, so überwand dagegen die Verehrung für Cornelius und das Verlangen, ihn zu sehen, meine Schüchternheit und Unbehülflichkeit zur Genüge, um mich zu bestimmen, ohne alle Empfehlung und Anfrage meinen Besuch zu machen und mich ihm vorzustellen. Ich hatte wieder einmal eine große Umrißkomposition (Karl Martells Sarazenenschlacht bei Poitiers, — unter dem tat ich's nicht) gezeichnet, die in jedem Zuge verriet, wie eifrig ich — nicht etwa die Natur, die lebendigen Menschen studiert und gezeichnet, bewahre, nein, Stiche nach Cornelius, nach Schnorr v. Carolsfeld und Kaulbachs

Digitized by Google

Hunnenschlacht angesehen und mich da hineingelebt hatte. Nach langem Zögern und Schwanken zwischen Wollen und Zagen zog ich eines schönen Sommermorgens die Schelle an Cornelius' Tür. Ich wurde vorgelassen und stand nun, wie ich es so oft ersehnt und mir ausgemalt hatte, dem kleinen ernsten Mann mit dem strengen braunen Antlitz, den scharfen, harten Gesichtsformen, der Adlernase und den tiefliegenden, von weit vorspringenden Stirnknochen beschatteten, glühenden und durchbohrenden Augen gegenüber. Ich stammelte verwirrt Entschuldigungen und bat um Erlaubnis, ihm meine Zeichnung vorlegen zu dürfen. Von allem, was ich für ihn auf dem Herzen hatte, brachte ich vor Verlegenheit kein Wort heraus. Ich wußte damals noch nicht, daß große Männer ebenso wie hübsche Frauen sich den aufrichtigen Ausdruck auch überschwenglicher Bewunderung selbst von den Lippen der Geringsten und Unbedeutendsten gar nicht ungern gefallen lassen und durchaus nicht dadurch verletzt und gegen den Sprecher verstimmt und eingenommen werden. Trotz meines verlegenen Benehmens zeigte sich Cornelius übrigens freundlicher, als ich zu hoffen gewagt hatte. Er fand sogar einige lobende Worte für meine Zeichnung, sprach von tüchtigem Lernenmüssen u. s. w. Aber nachdem ich entlassen war und mich wieder draußen im Tiergarten befand, mußte ich mir doch selbst gestehen, daß ich so klug sei wie zuvor und daß ein mir befreundeter, die Dinge nüchterner ansehender Student nicht so unrecht gehabt hatte, wenn er mir vor jenem Besuch bei Cornelius sagte: „Was denkst du eigentlich, daß er dir helfen soll und wird? Malen lernen kannst du nicht bei ihm. Wenn er hier große Freskobilder ausführen soll, kann er dich doch nicht dabei beschäftigen. Also was liegt dir denn so viel daran, mit ihm zu sprechen?" — Der so heiß verehrte Meister

Digitized by Google

hat seinen törichten Besucher denn auch sofort wieder vergessen, sich nie um ihn bekümmert, und die ganze Bekanntschaft ist ohne jede Folge für mich geblieben. — Einige Gymnasiasten, mit denen ich in Danzig in unseren Knabenjahren Freundschaft geschlossen hatte, waren nach abgelegtem Abiturium gleichfalls nach Berlin gekommen und studierten auf der hiesigen Universität. Meist hatten sie Geschichte und Philosophie gewählt. Mit dem einen wohnte ich bis zum April 1842 zusammen. Teils von ihm angeregt, teils aus eigenem natürlichen Triebe begann ich mit großem Eifer die großen geschichtlichen Werke zu lesen und wirklich durchzuarbeiten, deren Ruhm damals die deutsche Geisteswelt vor allem erfüllte. Rankes „Geschichte Deutschlands im Zeitalter der Reformation", „Fürsten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert", „Geschichte der Päpste" und sein Jugendwerk „Geschichten der germanischen und romanischen Völker". Ich besuchte als Hospitant mit meinen studentischen Freunden die öffentlichen Kollegien des bewunderten Historikers, bei denen eine dichte Menge nicht nur von Studenten, sondern auch von jüngeren und reiferen Männern der verschiedensten Berufe, selbst ein paar deutsche Prinzen darunter, den größten Hörsaal (Nr. 6) auf allen Bänken füllte. Mit Andacht und immer wachsender Begeisterung lauschte ich dem lebendigen, hinreißenden Vortrage des großen Meisters der Geschichtsschreibung und beobachtete die kleine Gestalt mit dem von Geist verklärten und wahrhaft leuchtenden Antlitz, dessen dunkle Augen meist halb geschlossen und wie nach innen auf die heraufbeschworenen Bilder der eigenen Phantasie gerichtet waren, aber von Zeit zu Zeit um so feuriger und glänzender aufzublitzen, während der Oberkörper des halb Sitzenden, halb Stehenden, auf beiden Unterarmen auf das Kathederpult gestützt, sich beständig

Digitized by Google

hob und senkte. Meine Einbildungskraft wurde bald so erfüllt mit den Bildern der Ereignisse und der Menschen aus jenen Tagen der italienischen und der französischen Renaissance und der deutschen Reformation, daß die der alten deutschen Heldensagen mehr und mehr durch sie daraus verdrängt wurden, mein ganzes Sinnen und Trachten sich darauf richtete, jene zeichnerisch zu gestalten. — In den Büchern und Abhandlungen der philosophischen Ästhetiker, des Tübinger Vischer an der Spitze, und den in den Tages- und Wochenblättern veröffentlichten kritischen und lehrhaften Aufsätzen der namhaften, populären deutschen Kunstschriftsteller jener Jahre konnte man es immer wieder lesen, daß die einzig würdige Aufgabe der modernen Malerei die Darstellung der großen geschichtlichen Taten und Ereignisse und ganz besonders solcher sei, in denen verwandte Fragen, wie die, welche eben damals die deutschen Seelen zumeist beschäftigten und erregten, zum Austrag und zur Lösung gelangt wären. In erster Reihe alle Kämpfe der Unterdrückten gegen Herrenwillkür und Tyrannenmacht; ebenso des freien Geistes gegen die ihn knechtenden Mächte; die Siege und die Leiden, der Triumph und der tragische Untergang der als Ketzer verfolgten und hingeopferten Forscher und Philosophen in den Kämpfen gegen die römische Kirche, gegen Papsttum und Inquisition. Wie das geschichtliche Drama, wie die Lyrik, so sollte auch die bildende Kunst eine „Mitkämpferin in dem großen Kampf der Zeit" also — Tendenzkunst werden. Diese unsinnige Lehre entsprach genau der in jenen Vorjahren der Revolution die deutschen Geister beherrschenden Richtung und Stimmung. So machte sie zahlreiche Proselyten unter allen den Künstlern, welche nicht, unbekümmert um alles Gedruckte, unberührt von der allgemeinen Bewegung, ohne zu reflektieren, naiv und fleißig weiter arbeiteten

Digitized by Google

und strebten, die „Natur treu und lieb zu fühlen“ und so tüchtig wie möglich zeichnen und malen zu lernen, um „deren Antlitz würdig zu gestalten“. Ich gehörte leider nicht zu der beneidenswerten Gattung dieser echten, gesunden und naiven Talente, sondern war gerade in jener Jugendzeit durch Naturell, Umgang und Lektüre „durch und durch reflektionswurmstichig“. Besuchte ich doch sogar Kollegien bei Karl Werder und dem nach Berlin berufenen Schelling! Jene Lehre fand in mir den gläubigsten Bekenner. Ich träumte von großen Bildern aus dem Reformationszeitalter, speziell aus den Bauernkriegen und den französischen Hugenottenkämpfen. Aber viel wichtiger als das Erwerben des erforderlichen Könnens, das mich doch erst befähigt hatte, das Geträumte zu wirklichen Bildern zu gestalten, dünkte es mir in meinem verblendeten Sinn, mich mit der Erscheinung der Menschen und Lokalitäten des 16. Jahrhunderts, mit dessen Sitten und Lebensarten möglichst vertraut zu machen, Kostüme, Waffen, Rüstungen, Pferdegeschirre, Architekturen und Hauseinrichtungen ꝛc. gründlich kennen zu lernen. Die Bilder im Museum aus jenem Jahrhundert boten zwar vieles derart, was ich für meine Zwecke brauchen konnte. Aber, abgesehen von denen der Van Eyckschen Schule, waren gerade jene Dinge, dessen wurde ich mir bald bewußt, auf den Bildern gleichzeitiger Meister gewöhnlich sehr frei und willkürlich behandelt. Auf die Echtheit ihrer derartigen Schilderungen konnte man sich nicht verlassen. Da erzählte man mir von der Existenz eines großen, königlichen Kabinetts der Kupferstiche und Handzeichnungen, das die reichsten Schätze an alten Holzschnitten und Stichen auch von solchen Meistern des 16. Jahrhunderts enthielt, die in der treuen, gewissenhaften Wiedergabe alles dessen, was sich zu ihrer Zeit ihren Augen zeigte, so bewundernswürdig

Digitized by Google

gewesen sei, wie in der Erfindung: Dürer, Holbein, Burgkmair, Jost Ammon in erster Reihe. Dies „Kupferstichkabinett" führte damals ein still verborgenes Dasein, war nur wenig bekannt und von sehr wenigen besucht. In der nördlichen Hälfte des Frontbaues des Schlosses Monbijou, in dem langen Saal rechts von dem Gittertor, durch das man in den Park eintritt, war es untergebracht. Die Gartenpavillons, welche heute das Hohenzollernmuseum enthalten, beherbergten damals die Sammlungen germanischer und ägyptischer Altertümer. Der Direktor war ein kunstgelehrter Herr, der Bruder des von München nach Berlin übersiedelten Malers Schorn, ein Mann von umfassenden Kenntnissen auf jenem Gebiet, besonders der älteren Kunst und zumal der graphischen Künste, der in der Vielseitigkeit seines Geschmacks das unmöglich Scheinende fertig brachte, gleichzeitig und in ziemlich gleichem Maße sich für W. v. Kaulbachs und für A. Menzels Genie und Schöpfungen zu begeistern, was mir und wohl den meisten nur zeitlich nacheinander möglich geworden ist. Er war lang und schlank gewachsen, ungewöhnlich elegant in seiner Art, sich zu kleiden. Farbe und Ausdruck seines interessanten Gesichts hatten etwas eigentümlich Galliges. Er „blickte (fast immer) so spöttisch drein und halb ergrimmt", wozu ihm vieles, was er auf künstlerischem Gebiet damals zu sehen und zu hören bekam, reichlich Anlaß bieten mochte. Zwei Galeriediener in königlicher Livree, der eine ein grauköpfiger, cholerisch und gemütlich zugleich dreinschauender Herr von mittelgroßer, mäßig beleibter, untersetzter Figur, der andere blaßgesichtig, blond, hager und von geknickter Haltung, waren dem Direktor beigegeben. Bald der eine, bald der andere trug die von dem Besucher begehrten, schweren, kastenförmigen Mappen, welche die auf gelben Kartons an zwei Ecken aufgeklebten

Digitized by Google

Abdrücke oder Handzeichnungen enthielten, aus den Schränken herbei, legte seine Last auf den grün bezogenen Tisch vor dem von uns beliebig gewählten Platz und klappte den Deckel auf. Nun war man sich selbst überlassen und konnte sich ungestört während langer Stunden dem unvergleichlichen Genuß hingeben, die vor uns ausgebreiteten, köstlichen Schätze nach Herzenslust zu betrachten und auch zu zeichnen. Der Aufenthalt in diesem weiten, weihevollen Raum, in welchen der Straßenlärm vom Monbijouplatz her und das Kindergeschrei aus dem Park, dem beliebtesten Rendezvousplatz der Bonnen und Kindermädchen mit den ihrer Obhut anvertrauten Kleinen, nur gedämpft durch die Fenster beider Langseiten hereindrang, gewährte mir immer eine wahrhaft beglückende Wonne. Von dem Reichtum dieser künstlerischen Schatzkammer hatte ich keine Ahnung gehabt. Nicht einmal von der Existenz all des Herrlichen von jeder Art, was in ihr angehäuft und verborgen lag. Und wonach davon mich verlangte, alles, alles wurde mir auf ein Wort, einen Wink schon herbeigeschafft und vorgelegt. Ich habe, um dort zu beschauen und nachzuzeichnen, viele Tage jener Jahre den Unterricht in den akademischen Klassen, wie ich zu meiner Schande gestehen muß, freventlich geschwänzt. Aber die Freude, die ich dort bei jedem Besuch zu finden sicher sein durfte, war doch gar zu groß und verlockend. Sie sowohl, als die dabei gewonnene außerordentliche Bereicherung meiner Anschauungen und Kenntnisse von dem Schaffen der alten deutschen, niederländischen und italienischen Meister haben es mich nie bereuen lassen, daß ich dieser Verlockung so gern und häufig gefolgt bin. Eine wesentliche Vermehrung meines Wissens von der älteren Malerei und Erweiterung meines ganzen künstlerischen Gesichtskreises danke ich einer in den ersten Sommerferien im August 1841

Digitized by Google

ausgeführten, in den Pfingsttagen des folgenden Jahres wiederholten Fußwanderung nach Dresden. Im täglichen, vielstündigen Aufenthalt in der bezeichneten Galerie, die damals noch schlecht und recht beleuchtet in den Räumen des alten Marstalls untergebracht war, fühlte ich mir eine neue Welt erstehen. Und besonders vor Raffaels und Holbeins Madonnen, vor Tizian, Paul Veronese, vor des Rubens, des Van Dyck, des Rembrandt Meisterwerken, aber auch vor denen des Teorborch, Metsu und Ruisdael kam mir eine sehr bestimmte Ahnung, daß die farblosen, ungeheuerlichen Kompositionen des Cornelius und Kaulbach doch wohl nicht das letzte Wort der Kunst seien und nicht den allerhöchsten Gipfel bezeichneten, den diese bisher erreicht hätte. — Werke der gleichzeitigen Kunst kennen zu lernen, dazu bot sich damals in Berlin nur sehr spärliche Gelegenheit. Die große akademische Kunstausstellung fand nur immer in Zwischenräumen von je zwei Jahren statt. Permanente Ausstellungen existierten damals nicht. Nur dann und wann stellte der Verein der Kunstfreunde im Preußischen Staat einzelne von ihm angekaufte Bildchen in einem Raum des ersten Geschosses in dem Hause unmittelbar neben der Front der Werderschen Kirche aus, in dessen Erdgeschoß sich die Malerutensilienhandlung von Sarre befand. Der Hofkunsthändler Louis Sachse, an den ich empfohlen worden war, gestattete mir freundlich, in seinem Kunstgeschäft, Jägerstraße 25, auch in die Mappen hineinzublicken, die, reicher als die der fast ausschließlich aufs Klassische gestimmten Handlungen von Rocca und von Schenk und Gärttner mit Linien- und Schwarzkunststichen und Lithographien nach Bildern moderner und fremdländischer Künstler, wie mit Zeichnungen und Aquarellen von ihrer Hand gefüllt waren. Dort sah ich zum erstenmal einige meisterhafte Stiche nach berühmten Gemälden von

Digitized by Google

Delaroche, nach seinem „Die Söhne Eduards", seinem „Cromwell", „Strafford auf dem Wege zur Hinrichtung", die „Ermordung des Heinrich von Guise", seinem „Tod der Königin Elisabeth", „Tod des Präsidenten Duranty", seinem „Karl I. zwischen Cromwells Soldaten" seinen „Richelieu" und „Mazarin". Sie nahmen mich vollständig gefangen durch den echt geschichtlichen Geist, der mir aus ihnen entgegenzuwehen schien; durch die Kraft, Feinheit und Lebendigkeit, die Zeichnung ihrer Gestalten. In diesen trefflichen Nachbildungen durch die besten französischen Stecher waren sie so vollendet wiedergegeben, daß man Ton und Stimmung der Originale darin reproduziert zu sehen meinte.

Meine Corneliusverehrung, oder doch meine mit ihm getriebene Abgötterei, empfing durch dies Bekanntwerden mit den Werken des großen Franzosen einen harten Stoß, von dem sie sich nicht wieder völlig erholen sollte. Allmählich schlich sich so etwas wie Reue und Bedauern in meine Seele, daß ich es damals in Danzig so entschieden abgelehnt hatte, mich zum Studium nach Paris schicken zu lassen.

Louis Sachse verband mit seiner Kunsthandlung eine lithographische Anstalt und ein Daguerreotypatelier. An seinem Schaufenster sah ich, nach Berlin gekommen, die ersten durch das Licht auf den versilberten Platten erzeugten Bildnisse. Daguerres große Erfindung war 1849 noch neu und jung. Im vorangegangenen Jahre hatten wir die ersten Proben der auf diesem Wege ohne jede Mithülfe der künstlerischen Menschenhand hergestellten, scharfen, treuen, kleinen Abbilder der Wirklichkeit von Architekturen und Landschaften nach Danzig bekommen. Von Direktor Strehlke waren sie uns in der Schule gezeigt worden. Sie erregten grenzenloses Erstaunen bei Alten und Jungen. Eine dunkle Vorahnung der ungeheuren

Digitized by Google

Folgen, welche diese Erfindung im Schoße tragen müsse, überkam wohl jeden damals Lebenden bei dem Anblick dieser rätselhaften Erzeugnisse des Lichts, der ihr eigenes Spiegelbild schaffenden Wirklichkeit. Die nächste Folge, deren Eintreten man für unvermeidlich hielt, schien das allmähliche Aufhören der Porträtmalerei und der graphischen Künste. Die spiegelnden Daguerreotypbildnisse mit den verzerrten Gesichtern und zusammengekniffenen Augen, wie ich sie an Sachses Schaufenstern sah, verringerten diese Sorge freilich beträchtlich. Aber trotz dieser vorläufigen Mängel, — wie ein Wunder mutete uns dennoch jedes dieser so gewonnenen Bilder an.

Eine große Sammlung moderner, nicht ausschließlich, wenn auch vorwiegend, deutscher Gemälde verhalf uns damals in Berlin zur Bekanntschaft mit den gepriesensten Originalwerken lebender Meister. Das war die Privatgalerie eines reichen Kunstfreundes, des schwedischen Konsuls, Bankiers Wagener, welche er später dem Preußischen Staate zum Geschenk machte, damit sie zum Grundstock einer Nationalgalerie werde. Wageners Wohnung und Kontor befanden sich in dem Hause Brüderstraße Nr. 5. Gewöhnt an das gänzlich kunst- und schmucklose Aussehen der Flure und Treppenhäuser auch der besseren, anspruchsvolleren damaligen Privatgebäude in Berlin, wurde man schon beim Eintritt in den kleinen Hausflur dieses Wagenerischen überrascht durch die hübsche Wandvertäfelung mit ihrem reich geschnitzten ornamentalen Reliefffries, zwischen dessen Ranken- und Blättergewinden zierliche Jünglings- und Frauenköpfe aus vertieften, kreisrunden Medaillons heraustraten. Die Wohnung im ersten Stockwerk, welche zugleich die Gemäldesammlung enthielt, bestand aus einigen mittelgroßen Gemächern und mehreren kleinen Kabinetts, die wohnlich und behaglich ein-

Digitized by Google

gerichtet, mit modernen Möbeln nach damaligem Geschmack ausgestattet waren. Fast der gesamte Flächenraum der Wände aller Räume aber war mit Bildern neuerer Künstler bedeckt, viele davon in ganz ungenügender Beleuchtung. Aber alle sahen so neu und schmuck aus. An jedem Donnerstag stand während der mittleren Tagesstunden die so geschmückte Wohnung dem anständigen Publikum zum Besuch offen. Die Aufsicht führte ein junger Künstler, der dafür jedesmal ein Honorar von 20 Silbergroschen (zwei Mark) empfing. In diesen Stunden füllten sich die Räume mit einer dichten Menge von Fremden und Einheimischen. Galt die Konsul Wagenersche Sammlung doch als eine der ersten Sehenswürdigkeiten Berlins. Ihre blanken, bunten, sauberen, glatten Bilder, die ernsten, sentimentalen, teils idealistisch hochgestimmten und romantischen, teils heiteren, humoristischen Genrebilder, die schönen Einzelgestalten und Halbfiguren, die Landschaften, Architekturstücke, Stilleben von den namhaftesten, beliebtesten Berliner, Düsseldorfer und einigen Münchener Künstlern der zwanziger und dreißiger Jahre dünkten der Mehrzahl ihrer Beschauer damals schon sehr viel besitzens- und sehenswerter als die angeblich so kostbaren, gebräunten alten heiligen und heidnischen Gemälde im Museum. — Als die Sammlung des kunstfreundlichen Konsuls immer mehr und mehr anwuchs, verlegte er den besten Teil seiner Gemäldeschätze in eine reizende Villa inmitten eines großen parkähnlichen Gartens, welcher völlig verborgen vor jedem indiskreten Blick hinter einem schäbigen, niedrigen, halbverfallenen alten Häuschen an der entlegenen Schillinggasse im Frankfurter Viertel lag. Zu dieser Villa aber blieb dem Publikum der Zutritt versagt. Von meinen akademischen gleichaltrigen Genossen war in jenen

Digitized by Google

Jahren noch keiner so weit in seinem Studium vorgerückt, daß er sich in eigener Werkstatt an das Malen eigener Bilder gewagt hätte. Wir hatten einer dem andern in unseren Wohnungen außer den in den Lehrklassen ausgeführten Zeichnungen und eigenen Kompositionen keine Kunstleistungen zu zeigen. Wenn wir an Winterabenden zusammenkamen, so geschah es, um bei schlechtem, dünnem, von der Stubenwirtin geliefertem Tee und Butterbrot gemeinsam Shakespeare zu lesen, oder in dem Atelier des Malers Prof. Remy in der Leipziger Straße unter dessen Aufsicht und der seines ältesten Schülers, des Malers Sy oder auch in einem anderen gemieteten Zimmer unter uns in freier Vereinigung nach lebenden, abwechselnd weiblichen und männlichen Modellen bei Licht zu zeichnen, so gut es eben gehen wollte. — An recht brauchbaren Modellen von gutem Wuchs war kein allzugroßer Mangel. Das meist benutzte, durch schlanken muskulösen Bau, normale Proportion, die Fähigkeit des langen, unbeweglichen Ausharrens in derselben Stellung vor allen ausgezeichnete männliche Aktmodell war damals noch während der nächstfolgenden 25 Jahre der Buchbinder Deutsch. Die Zahl der großen und kleinen berühmten, wie der unbekannten, längst vergessenen plastischen Werke, Denkmalstatuen zu Pferde und zu Fuß, Gemälde und Zeichnungen, zu denen er Berliner Künstlern gestanden zu haben sich rühmen konnte, ist Legion. Er war denn auch zeit seines langen Lebens nicht wenig stolz auf seine Leistungen, seine standhaften Taten im Dienste der Berliner Kunst, hatte doch, wie er sich noch im hohen Alter rühmte, Rauch seiner bedurft, um die Statuen des Friedrichdenkmals nach ihm zu modellieren, Menzel, um nach ihm die Studien zu dem die Flöte im Hofkonzert blasenden großen König zu

Digitized by Google

zeichnen. Aber in dem Glauben, alle Konkurrenten zu besiegen, wurde Deutsch in den Wintermonaten 41/42 empfindlich erschüttert durch das Erscheinen eines Athleten von Profession, — ich glaube, er nannte sich mit dem alten Kunstreiternamen Rappo — mit einer ganzen Gesellschaft von männlichen und weiblichen Modellen, mit denen er sich dem hiesigen akademischen Senat vorstellte. Jener Chef besaß die vollkommenste, athletisch durchgebildetste Gestalt, die sich eines großen Künstlers Phantasie träumen konnte. Sein Oberkörper und seine Schenkel schienen die zum Leben erwachten, zu Fleisch und Bein verwandelten marmornen des ruhenden, antiken Herakles-torso vom Vatikan zu sein. Auch unter seinen Damen waren ein paar von ganz ungewöhnlicher Formenschönheit. Die Regenten der Akademie, durch so seltene Vorzüge entzückt, fühlten sich bewogen, den Lehrern und auch den Schülern des Aktsaales und der Gipsklasse den Genuß des Anblicks so herrlicher Menschengestalten zu verschaffen. An einem Abend fand auf einem dazu hergerichteten Podium, ich glaube im Vorraum des Aktsaales, vor versammeltem Akademikervolk und Professorenkollegium bei wirksamer Beleuchtung durch Gasflammen eine Darstellung berühmter, antiker Statuen und Gruppen durch die Mitglieder der Rapposchen Gesellschaft statt.

Wohlweislich durften sie vor diesem verständnisvollen, an den Anblick des Nackten gewöhnten Publikum nicht in weißgepuderten Trikots, sondern nur mit ihrer unverhüllten, natürlichen Haut bekleidet, auftreten. Nur ganz rudimentäre, rosa Schwimmhöschen anzulegen war ihnen gestattet. Der Führer der Truppe hatte mit dem von ihm dargestellten lebendigen Herakles und anderen Heroengestalten wohlverdienten Beifall geerntet. Der Vorhang hatte sich wieder geschlossen.

Digitized by Google

Als nächste Nummer wurde die Mediceische Venus angekündigt. Aber was sahen unsere überraschten Augen, als die Gardine wieder in die Höhe ging? Die untadelig schönste, jugendliche, weibliche Gestalt der Truppe in der getreu wiedergegebenen Stellung des klassischen Vorbildes; aber — einen rosa Kreppschal malerisch locker um Schultern und Brust drapiert, und die Hände in einknöpfigen, gelben Handschuhen, bei vollkommener Nacktheit alles übrigen. Ein schallendes Gelächter begrüßte den unbeschreiblich komischen Anblick. Der alte Friedrich Tieck, der Vizedirektor, sprang von seinem Stuhle in der vordersten Reihe zornbebend auf die Unselige los und — ich meine noch immer seine krähende, helle Fistelstimme zu hören — fuhr sie an: „Was soll das heißen! Sind Sie denn ganz und gar närrisch geworden!!", riß ihr den duftigen Schal von den Schultern und warf ihn zu Boden. Die Handschuhe freilich mußte er dem armen Wesen schon lassen, aus dessen hübschen Augen die dicken Tränen flossen.

Unter den jüngeren Malern, die in der Akademie und in dem Atelier eines ihrer Professoren ihre Ausbildung empfangen hatten, erweckte in jenen Jahren Rosenfelder (geb. 1813 zu Breslau), der Schüler Hensels, die größte Hoffnung, daß er sich zur glänzenden Leuchte der deutschen Geschichtsmalerei entwickeln werde. Durch ein Bild mit lebensgroßen Halbfiguren — es stellte die berühmte Szene aus Shakespeares „König Johann" dar: Prinz Arthur erweicht durch seine Bitten Hubert de Bourgh, daß dieser den ihm gegebenen Befehl, den gefangenen fürstlichen Knaben zu blenden, nicht ausführt — hatte der genannte Künstler 1840 auf der Kunstausstellung zu Danzig einen großen Erfolg errungen. Es war vom Kunstverein angekauft worden. Man ging in meiner Vaterstadt damit um, ein städtisches Museum zu gründen, und gab Rosen-

Digitized by Google

felder den Auftrag, ein zweites Bild aus der älteren Geschichte Danzigs dafür zu malen. Ganz der oben geschilderten Zeitströmung entsprechend, wurde die darzustellende Szene aus der Zeit der Einführung der Reformation in der polnischen Reichsstadt gewählt. Diese Wahl fußt auf einem von der Überlieferung legendarisch ausgeschmückten Vorgang: Die Befreiung des lutherischen Predigers Pankratius Klein durch einen Volksaufstand aus der Gewalt des Bischofs von Kulm. Der auf dem Langen Markt zusammengerotteten, bewaffneten Volksmenge höhnisch zurufend: „Da habt ihr euren Abgott", soll er dann den in der bischöflichen Residenz gefangen gehaltenen Reformator entlassen haben.

An den mit diesem beauftragten Maler war ich von Danzig aus empfohlen worden. Er arbeitete in einem Atelier, das in dem letzten Hause am südlichen Ende der Artilleriestraße lag. Dort suchte ich ihn auf. Ich fand den damals ungefähr 28jährigen Künstler, einen Herrn von kleiner, zierlicher Gestalt mit schnellen, lebhaften Bewegungen und mit einem von aschblondem, vollem Haar umwallten, schnurrbärtigen Antlitz vor seinem, in dem Atelierraum riesengroß an Umfang erscheinenden Gemälde, das sich bereits der Vollendung näherte. Ein bißchen modern theatermäßig wollte mir die ganze Komposition und nicht minder die Kostümierung wohl erscheinen. Alle Gestalten waren zu so regelrechten Gruppen geordnet, wie man ein lebendes Bild stellt. Die aufständische Volksmenge bestand aus meist sehr sauber angezogenen und gewaschenen Männern. Auch die hübschen Bürgerfrauen und Mädchen (unter diesen auch des Künstlers Braut) durften in ihr nicht fehlen. Der auf dem Beischlag des hohen Giebelhauses stehende Bischof war in Stellung und Bewegung ganz theatralischer Pathos.

Digitized by Google

Aber die Gestalt des blassen, demütig stillen Reformators frappierte durch überzeugende Wahrheit des Ausdrucks und der Haltung. Und in der Art, wie Rosenfelder nicht wenige der Männer aus dem Volk dem die Beischlagstufen zu ihnen herabsteigenden, freigelassenen Prediger ihre Liebe und Verehrung kundgeben läßt, zeigte sich echte, aufrichtige, natürliche Empfindung. In der Farbengebung und Malerei ging er nicht über das Maß des von den besseren Düsseldorfern damals Geleisteten hinaus. Mir war es im höchsten Grade interessant, einem Künstler zum erstenmal in meinem Leben bei der Ausführung eines solchen Geschichtsbildes mit lebensgroßen Gestalten zuzusehen und kennen zu lernen, wie ein solches entsteht, welche Studien dazu nach der Natur gezeichnet und gemalt und wie sie verwertet werden müssen. Rosenfelder gestattete mir gern das Zusehen. Aber mich selbst in seinem Atelier arbeiten und das Malen in Öl versuchen zu lassen, — so weit erstreckte sich seine Freundschaft nicht oder es fehlte ihm an Raum und überflüssiger Zeit dazu.

Von dem, was die Bildhauerkunst in Berlin zu jener Zeit zu leisten vermochte, erhielt ich im Sommer 1842 den mächtigsten Eindruck. Daß hier der größte moderne Meister der Skulptur nach Thorwaldsen lebe und arbeite, war mir natürlich schon in Danzig bekannt gewesen. Der Anblick der von ihm, von Christian Rauch, ausgeführten, öffentlichen Monumentalwerke in Berlin, deren Gesamtheit sich damals auf das Bronzedenkmal Blüchers am Opernplatz, auf die Statuen in den Nischen des gußeisernen, gotischen Monuments der Befreiungskriege auf dem Kreuzberg, auf die Marmordenkmale Bülows und Scharnhorsts und auf die Statue der zu ewigem Schlummer hingestreckten Königin Luise im Mausoleum unter den Bäumen des Charlotten-

Digitized by Google

burger Schloßparks beschränkte, hatte mir alles bestätigt, was ich über ihn gelesen hatte, und mir die künstlerische Größe ihres Schöpfers zu vollem Bewußtsein gebracht. Seine körperliche Erscheinung war ganz dazu gemacht, um die durch seine Werke erweckte Ehrfurcht vor ihm noch gewaltig zu steigern. Ich hatte noch nie ein ähnlich imposantes Menschenbild wie Rauch gesehen, nie ein Mannesantlitz, dem so ersichtlich „Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt." Und wie saß dieser, von vollem Silberhaar umwallte herrliche Kopf auf dem Halse über den breiten Schultern der hohen, majestätischen Gestalt! Wenn man ihm auf der Straße begegnete, blieb man wie gebannt stehen, zog die Mütze und blickte dem ruhevoll Dahinschreitenden nach. — Während meines ersten Berliner Aufenthaltsjahres hörte ich an der Akademie von den Werken erzählen, an denen Rauch mit seinen Schülern in den großen Ateliers im Lagerhause damals gleichzeitig arbeitete: den Modellen zu dem kolossalen Denkmal für Friedrich den Großen, zu dem der Grundstein vor dem östlichen Eingange der Lindenpromenade noch während der letzten Lebenstage des vorigen Königs gelegt worden war, dem Monument der beiden ersten christlichen Könige Polens, Miezeslav und Boleslav für die Kathedrale zu Posen, und den sechs Marmorstatuen von Siegesgöttinnen in verschiedenen Aktionen und Stellungen für die von König Ludwig I. von Bayern bei Regensburg an der Donau errichtete Walhalla, den Tempel deutschen Ruhmes. Die Viktorien waren im August 1842 vollendet und in den Rauchschen Werkstätten, ehe sie an ihren Bestimmungsort abgesandt wurden, öffentlich ausgestellt. Das Publikum wallfahrtete in Scharen nach der Klosterstraße zum Lagerhaus, um diese herrlichen marmornen

Digitized by Google

Göttinnengestalten voll Hoheit, Anmut und Lieblichkeit und von so vollendeter, glatter Eleganz der Ausführung in Marmor zu sehen und zu bewundern. Die Begeisterung, die sie erweckten, war ganz allgemein, und der Stolz, daß wir es hier in der hohen Kunst der Skulptur so herrlich weit gebracht hatten, schien jedes Berliners Brust zu schwellen.

Ein modernes großes monumentales Bildhauerwerk, von dessen Modell ich noch in Danzig enthusiastische Schilderungen in der Berliner Staatszeitung gelesen hatte, die Amazonengruppe von Kiß, die zur Aufstellung auf der östlichen Treppenwange des Museums bestimmt sein sollte, war in der Bronzeausführung noch nicht vollendet. Aber hinter dem Zeughause, in dem Hofe des alten Gießhauses, in welchem die Gießerei und die Ziselierwerkstätten Fischers lagen, standen zwischen zahlreichen Bildwerken aus Zink, Bronze und Gußeisen auch Zinkgüsse des kleineren Hilfmodells des gepriesenen Kißschen Werkes. Ich war sehr glücklich, als ich eines Tages den Torweg zu diesem Hof offen gefunden hatte und eintretend zum erstenmal die Gruppe zu Gesicht bekam. — Für die ganze außerordentliche Bedeutung der Marmorstatuen des alten Dessauers und Zietens von Schadow und seines Grabmals des Grafen von der Mark war mir damals das rechte Verständnis noch nicht aufgegangen. Sie standen mit den anderen, zum Teil in zopfiger Römertracht dargestellten Statuen der Feldherren Friedrichs am Rande der öden Sandwüste des Wilhelmplatzes auf malerischen Rokokopostamenten innerhalb der schönen Gitter, wo sie durch die beiden späteren Bronzekopien, die anderen durch die armseligen Originalstatuen in echten Uniformen von Kiß ersetzt wurden, nachdem diese Wüste in reizende Gartenanlagen verwandelt worden war. Von Drake sah man in

Digitized by Google

Berlin noch nichts als die dekorativen Karyatidenstatuen der drei Künste, welche den Balkon seines eigenen Hauses in der Schulgartenstraße (heute Königgrätzer Straße) nahe dem Tiergarten stützten, und einen vor der nördlichen Seitenwand dieses Gebäudes aufgestellten Abguß seiner Denkmalstatue Justus Mösers für Osnabrück.

Der berühmte Baumeister, der Berlin seine meistbewunderten architektonischen Monumente, das Schauspielhaus, die Bauakademie, die neue Wache und die weniger gepriesene Werdersche Kirche gegeben und den stärksten Einfluß auf das gesamte künstlerische und kunstgewerbliche Schaffen Berlins ausgeübt hatte, Friedrich Schinkel, war, als ich hierher kam, ebenso wie der größte Berliner Landschaftsmaler Karl Blechen durch eine Gehirnkrankheit in Geistesnacht getaucht. Am 12. Oktober 1841 sah ich seinen langen Begräbniszug sich durch den nördlichen Teil der großen Friedrichstraße zum Oranienburger Tor hinausbewegen. Mit schmerzlicher Gewalt packte mich bei dem Anblick vor allem der Gedanke: vielleicht siehst du so auch einmal Cornelius hinaustragen zur letzten Ruhestätte! Wie würdest du das ertragen?!

Nächst Rauch wirkte unter all den Männern im damaligen Berlin keiner durch seine Erscheinung wie durch den Ruhm seiner Taten so ehrfurchterweckend wie Alexander v. Humboldt. Auf die Einladung des Königs hatte er — ebenso wie Meyerbeer — Paris verlassen und seinen dauernden Aufenthalt in Berlin bezw. Potsdam genommen. Wo er, die bereits etwas gebeugte Gestalt in einen langen braunen Überrock gekleidet, das weißhaarige Haupt von einem hohen steifen, weißen Halstuch gestützt, an öffentlichen Orten, in Ausstellungs- oder Konzertsälen erschien, wurde er wie ein Fürst von jedem begrüßt und be-

Digitized by Google

wundernd betrachtet. Wenn seine Geistesgröße, der Ruf seines allumfassenden ungeheuren Wissens und seiner Leistungen, seiner Reisen, Entdeckungen und Schriften schon diese ehrfurchtsvolle Bewunderung erweckten, so kam noch die Schlichtheit seines Wesens, seiner Sitten, Freundlichkeit und seine bekannte liberale Gesinnung, seine nie verhehlte Abneigung gegen allen pfäffischen Obskurantismus hinzu, um ihm die allgemeinste Sympathie der Berliner zu gewinnen. Nur wenn man die verehrte Gestalt im Kgl. Theater in der Hofloge im blauen Kammerherrenfrack mit rotem Kragen erscheinen sah, fühlte man sich durch seine Erscheinung verletzt. Den größten Fürsten der Wissenschaft in der Livree eines höheren Hofdieners zu sehen, — dagegen sträubte sich unser ganzes Empfinden.

Viele erlesene Freuden, reiche, geistige Genüsse verdankte ich in jenen Jahren dem Königlichen Schauspiel und der Oper (im noch unverbrannten alten Hause), wie der lustigen Posse und Komödie, und während des Winters der hier gastierenden italienischen Oper im Königstädtischen Theater am Alexanderplatz. Für 50 Pfg. erstand man sich, wenn man früh genug kam, einen Sitz auf der Galerie oder auch durch geheimnisvolle Vermittlung eines um des besten Apfelkuchens willen berühmten Konditors in der Charlottenstraße nahe den Linden sogar ein Billet für das den besten Teil des heutigen Parketts einnehmenden Sitz- oder Stehparterre in den beiden Königlichen Theatern. Im Schauspielhaus wirkte noch der größte Meister der Menschendarstellung, Seydelmann, dem wir einen leidenschaftlichen Kultus widmeten. Neben ihm die Krelinger mit ihren beiden Töchtern, die schöne Charlotte von Hagen, Rott, dessen deklamatorische Schauspielerei uns weniger behagte, Weiß, Eduard Devrient, von Lavallade; das prächtige

Digitized by Google

Dreigestirn der Komiker: Ludwig Schneider, Rüthling und Gern. In der Oper behauptete Bader noch immer mit Glanz seinen Platz; neben ihm Zschiesche, der Bassist, Mantius, der süße Tenor, die Lönicke und die Faßmann, die gefeierten Primadonnen. De junge Tuzek, die in, der Maienblüte ihres schönen Talents stand, Böttcher, Krause u. a. bildeten den erfreulichen künstlerischen Nachwuchs. Die von Zeit zu Zeit von Dresden herüberkommende Schröder-Devrient, wenn sie auch bereits die Mittagshöhe ihres Lebens überschritten hatte, wußte doch noch immer durch die Macht ihres Genies wie keine andere dramatische Sängerin zu packen und hinzureißen. Zu interessanten Bühnenexperimenten gab der König nicht nur freien Raum, sondern er förderte sie durch seine persönliche Anteilnahme. Durch ihn veranlaßt, fand die Aufführung der Sophokleischen Antigone mit den von Felix Mendelssohn dafür komponierten Chören, ebenso die des „Sommernachtstraumes" mit der begleitenden Musik desselben Meisters, dessen vornehme Erscheinung mit dem feinen, durchgeistigten Antlitz wir damals noch bei manchen Konzerten in der Singakademie am Dirigentenpult sahen, auf der nach Ludwig Tiecks Wünschen und Angaben in der Art der altenglischen eingerichteten Shakespearischen Bühne im Schauspielhause statt. Beide erregten die gebildete Welt Berlins und uns junges Volk nicht zum wenigsten. Den dafür Begeisterten standen die kritischen Widersacher schroff gegenüber, deren Angriffe nur lose und durchsichtig verschleiert gegen den König selbst gerichtet waren. Das Königstädtische Theater besaß in Beckmann und Grobecker zwei außerordentliche Talente, deren überwältigende, komische Kraft jeder Posse und jedem Schwank den glänzenden Erfolg sicherten. Die schöne Laura Assandri und die prächtige, naturfrische Zoja bil-

Digitized by Google

deten die mächtigen Magnete der während der Wintermonate dort gastierenden, italienischen Oper. Auch an einem stehenden französischen Theater mit Darstellern von hervorragender Kunsttüchtigkeit fehlte es nicht im damaligen Berlin. Zwei oder dreimal in der Woche gab diese Truppe im Konzertsaale des Schauspielhauses ihre vielbesuchten Vorstellungen. Ein unvergeßliches, künstlerisches Ereignis war die Anwesenheit des damals noch jugendschönen Franz Liszt in Berlin, der durch seine Persönlichkeit wie durch sein Klavierspiel unser Publikum in einen kaum glaublichen Rausch des Entzückens, in wahre Delirien des Enthusiasmus versetzte. Ich wohnte seinem berühmten Konzert für die Studenten in der Aula der Universität bei und sah später seinen Auszug aus Berlin als Triumphator durch die Straßen im offenen Wagen, von tausend Händen mit Blumen überschüttet.

Aber viel wichtiger als alle Erscheinungen und Ereignisse auf diesen fremden Kunstgebieten war uns dasjenige, welches Sonntag, den 19. September 1842 eintrat: Die Eröffnung der großen Kunstausstellung, der ersten, die ich in Berlin sehen sollte.

Sämtliche Klassensäle im ersten Geschoß des Akademiegebäudes und der Saal des Museums der Gipsabgüsse zu ebener Erde im westlichen Frontbauflügel waren dazu ausgeräumt. Der Uhrsaal, der lange Saal und der an diesen grenzende Korridor an der Linden-Seite standen immer leer. Mit Ausnahme jenes „langen", des mit Oberlicht versehenen Aktsaales und jener Skulpturenhalle waren alle diese Räume durch Fenster in der Süd- bezw. der Westwand, durch welche in den Mittags- und Nachmittagsstunden an hellen Tagen das volle Sonnenlicht hineinschien, ziemlich elend beleuchtet. Vorrichtungen, um diesen Übelständen ab-

Digitized by Google

zuhelfen oder sie doch zu mildern, waren nirgends getroffen. Ebensowenig geschah etwas zum Schmuck und zur behaglichen Ausstattung und Einrichtung der kahlen Räume mit ihren alle Spuren ihrer sonstigen Benutzung zeigenden grünlichgrau gestrichenen Wänden. Im Uhrsaal, der durch die großen Fenster von den Linden her helles, grelles Sonnenlicht empfing, waren hauptsächlich kunstindustrielle Arbeiten der sogenannten akademischen Künstler, Medaillen, Kameen, Siegelschnitte und Gravierungen ausgestellt. Im angrenzenden Korridor Aquarelle, Zeichnungen, Holzschnitte und Stiche. Die eigentlichen Ehrensäle, welche den besten Werken vorbehalten blieben, waren der lange Saal, dessen eine Bilderwand durch die gegenüber hoch oben in der Nordwand angebrachten, rundbogigen Fenster mit gleichmäßigem, ruhigem, vorteilhaftem Licht erhellt wurde, und der Aktsaal. Am Tage der Eröffnung, die ganz ohne jede, auch die einfachste Feierlichkeit oder Zeremonie erfolgte, war noch ein großer Teil der angemeldeten Kunstwerke nicht eingetroffen. Bis über die Mitte des Oktober hinaus fanden Nachlieferungen statt. So kam auch das eine große Hauptwerk dieser Ausstellung, C. F. Lessings „Huß vor dem Konzil zu Konstanz" (heute im Städelschen Institut zu Frankfurt a. M.) an, als alle guten Plätze schon besetzt waren, und mußte sich mit dem an der Nordwand des letzten Saales der langen Flucht zwischen dem Hof und der Universitätsstraße begnügen. Rosenfelders Befreiung des Pankratius Klein war durch die Aufhängung im langen Saal ausgezeichnet. Lessings und Rosenfelders große Gemälde, Th. Hildebrandts „Kardinal Wolseys Empfang im Kloster", Riedels „Mädchen am Waldsee", C. Begas' „Drei Freundinnen unter der Eiche", F. E. Meyerheims „Ernte", Jordans „Lotsenexamen", Stilkes „Auszug der letzten Christen aus Akkon", Stein-

Digitized by Google

brücks, „Elfen", Heusels „Herzog von Braunschweig auf dem Ball in Brüssel hört todesahnend den Kanonendonner von Ligny" — diese Werke bildeten während der ersten fünf Wochen der immer auf zwei Monate normierten, diesmal bedeutend verlängerten Ausstellungsdauer die Glanzstücke. Neben ihnen übte eine vielleicht noch stärkere Wirkung auf die Masse der Besucher Hasenclevers „Examen des Kandidaten Jobst" aus, das von der Kritik als ein Triumph der realistischen Kunst gepriesen wurde. — Zum erstenmal erschien auf dieser Ausstellung auch ein Bild des jungen Karl Becker, eines Schülers von Klöber, — das Gemälde, mit welchem er eben damals den Sieg in dem Wettkampf um den großen Staatspreis zur dreijährigen Studienreise nach Paris und Italien errungen hatte. Das gegebene Thema war: Ödipus flucht seinem Sohne Polyneikes, der zum Kampf gegen den Bruder auszieht. Es überraschte durch eine ungewöhnliche Kraft der Farbengebung und technische Geschicklichkeit.

Unzweifelhaft war Lessings Huß dem Bilde Rosenfelders in jeder Hinsicht weit überlegen, ein unvergleichlich reiferes Kunstwerk, was seinen geistigen Gehalt, die Charakteristik seiner Gestalten, Köpfe und Hände, wie seine malerische Durchführung betrifft. Aber eine starke Partei fand sich dennoch, die mit allen Mitteln trachtete, dem Bilde des jüngeren Malers die Anerkennung als eine bedeutendere Schöpfung zu verschaffen. War hier doch ein revolutionärer Vorgang (wenn auch recht herzlich zahm) geschildert, „das Volk" handelnd auf die Szene gebracht. Das genügte bei der damaligen geistigen Strömung, von welcher besonders die gebildete Jugend ergriffen und fortgerissen war, um sich für das Werk mehr als für jedes andere zu begeistern.

Digitized by Google

Mitte Oktober las ich in rheinischen Zeitungen Berichte über die in Köln ausgestellten Bilder dreier belgischer Maler: „Der Pavillon des Rubens“, von dem auch bei uns durch die Ausstellung einer Farbenskizze seines berühmten Bildes „Die Schlacht bei Worringen“ im Jahre 1840 bekannt gewordenen Nicaise de Keyzer, die „Abdankung Karls V.“ von Louis Gallait und das „Kompromiß der Edlen“ von E. de Biefve. Sie wurden als malerische Wunderwerke gepriesen, wie man sie noch nie in Deutschland gesehen hätte, die letzteren beiden als die hohen Muster echter nationaler Geschichtsmalerei, wie unsere Ästhetiker sie immer als die des modernen Geistes einzig würdige, ihm einzig entsprechende Gattung der Malerei erklärt hatten. In der Größe der Farbenwirkung und in der Meisterschaft der Technik sollte in ihnen das seit Rubens, Tizian und Rembrandt nicht Dagewesene geleistet worden sein. Immer volltöniger klangen die Hymnen zum Preise dieser belgischen Gemälde. Unsere Phantasie wurde immer mehr und mehr erhitzt: das allgemeine Verlangen, sie auch in Berlin sehen zu können, immer lebhafter und dringender. Durch königlichen Befehl wurde es erfüllt. Die Akademie knüpfte Unterhandlungen mit den Künstlern an, und in der letzten Woche des Oktober, als die Kunstausstellung sich bereits ihrem Schluß näherte, kam die beglückende Nachricht, die großen Bilder von Gallait und de Biefve, wenn auch nicht das kleinere kunstgeschichtliche Genrebild de Keyzers, kämen hierher und würden noch während der Kunstausstellung, die noch um drei bis vier Wochen verlängert werden sollte, in der Akademie zur Schau gebracht. Diese Kunde versetzte uns in eine fast krankhafte Erregung. Wir konnten Tag und Stunde kaum noch erwarten, bis sich auch uns diese gepriesene Herrlichkeit offenbaren werde.

Digitized by Google

Nun waren die Bilder, aufgerollt und in riesig langen Kisten, eingetroffen und lagen im Flur der Akademie. Bald zeigte sich, daß ihre Maßverhältnisse viel zu groß seien, um das Aufhängen in einem der Ausstellungssäle zu gestatten, deren Wandflächen ja zudem auch mit anderen Bildern bedeckt waren. Die einzige Möglichkeit bot der große Sitzungssaal der Akademie der Wissenschaften, rechts vom Uhrsaal. Widerstrebend willigte diese gelehrte Körperschaft darein, den riesigen Gemälden für ein paar Wochen Gastfreundschaft zu gewähren. Sie wurden dort an der langen Wand, den Fenstern gegenüber direkt auf den Boden gestellt, wobei der obere Rahmen doch noch immer bis dicht an die Decke reichte. Der Abstand, den die geringe Breite des Saales gewährte, war nicht entfernt genügend, um die Bilder wirklich zu überschauen, wie es notwendig gewesen wäre, um den rechten Totaleindruck von ihnen zu gewinnen. An der Fensterwand wurden lange, dreistufige Tritte aufgestellt, damit die hinteren Reihen der Beschauer über die Schultern und Köpfe der vorderen hinwegsehen könnten.

Nie vergesse ich den Tag, an dem der Zutritt endlich freigegeben war und ich die Bilder, von denen ich seit Wochen geträumt hatte, mir gegenüber sah. Wie weit übertrafen sie jede Vorstellung, die ich mir nach den davon gemachten Schilderungen von ihnen gebildet hatte! Hier glaubten wir zum erstenmal viele jener geschichtlichen Gestalten, mit denen sich unsere Phantasie so lange zumeist beschäftigt hatte, Karl V., Philipp II., Egmont, Oranien und Hoorn in voller Wahrhaftigkeit durch die Kunst wieder zum Leben heraufbeschworen zu sehen. In körperhafter Plastik standen sie vor uns da. Keine Theaterkostümfiguren; Menschen, die in jedem Zuge das Gepräge ihrer Zeit zu

Digitized by Google

tragen schienen. Und jedes der beiden Gemälde leuchtete in so gesättigten, harmonischen Farben, die zu einem Gesamtton zusammengeschmolzen waren, gegen dessen Tiefe, Reichtum, Wucht und ernste Pracht auch das Beste verblassen mußte, was unsere geschätztesten Düsseldorfer, Berliner und Münchener Meister je hervorzubringen vermocht hatten. Dazu waren die großen Bilder mit einer Breite und männlichen Energie des Vortrags, einer Größe der technischen Behandlung gemalt, der wir ebenfalls nichts Ähnliches an die Seite zu setzen hatten.

Die Wirkung der belgischen Meisterwerke auf die Künstler und auf die ganze gebildete Welt Berlins war ungeheuer. Cornelius freilich sollte sich sehr abfällig darüber ausgesprochen haben. Man zitierte das angeblich von ihm abgegebene verächtliche Urteil: „Eine bunte französische Leinwand". Meine schon etwas erschütterte Bewunderung für ihn empfing dadurch einen neuen Stoß. Außer den Cornelianern quand-même verhielten sich auch die zu Lessing und speziell zu seinem Hußbilde schwörenden Künstler kühl, ja ablehnend, gegen die so ganz anders gearteten, fremden Erscheinungen. Erbitterte Meinungskämpfe unter uns jungen, wie unter den reiferen und älteren Künstlern wurden entflammt. Die unter den ersteren, welche sich rückhaltlos für die Belgier begeisterten, ließen sich die langen Haare radikal kurz schneiden, wie sie die spanischen und niederländischen Prinzen und Edlen auf beiden Bildern trugen. Mit Hohn und Feindschaft blickten wir auf die langhaarigen „Hussiten". In den Zeitungen tobte der Kampf der Ansichten und Meinungen nicht weniger heftig. Da fühlte sich Eduard Magnus bewogen, denen der vorgeschrittenen Künstlerschaft in einer der Vossischen Zeitung eingesandten Erklärung (am 24. November) prägnanten und charakte-

Digitized by Google

ristischen Ausdruck zu geben. Da hieß es, nachdem er ausgeführt hatte, daß unter den Künstlern zunächst sich der Wert oder Unwert eines Kunstwerkes herausstelle und namentlich in der bildenden Kunst, die bei uns noch jung und neu sei, das Urteil der Menge auch nur ebenso unentwickelt sein könne, als die Stufe der Kunstentwicklung selbst: „Es ist die Meinung nicht nur des Schreibers dieser Zeilen, sondern der Gesamtheit der Künstler (mit wenigen fratzenhaften Ausnahmen), daß diese beiden Bilder alles bisher von neuerer Kunst Gesehene in jeder Hinsicht weit hinter sich lassen, daß jede Parallele ganz unstatthaft ist .... Möge jeder die wenigen Tage, die diese Meisterwerke uns noch verbleiben, dazu benutzen, um lebendig zu erkennen, was sie uns frisch und lebensvoll aus der besten Zeit der großen italienischen und niederländischen Meister vorführen. Hier ist zu lernen für Künstler und für Publikum". Als der Kritiker der Vossischen Zeitung Dr. H. Kletke diese Erklärung angriff und Lessings Huß weit über die belgischen Gemälde erhob, griff Magnus in einem neuen „Eingesandt"(vom 30. November) dies Werk direkt mit den schärfsten Worten an. „In dem, was Lessing aus seiner Zurückgezogenheit zu uns schickte, erkennen wir nur vergrößerte, illuminierte Bleistiftzeichnungen, ein Leben, das kein Leben, eine Farbe, die keine Farbe, ein Lokal, das kein Lokal ist." Das Wort mochte hart klingen, aber es traf recht eigentlich den Nagel auf den Kopf und bezeichnete das Übel, woran die ganze damalige deutsche Malerei krankte, genau richtig. Was die deutschen Maler schufen, war mit wenigen Ausnahmen nicht farbig gedacht und angeschaut, sondern als Bleistiftzeichnung oder Kohlekarton, die man später illuminierte. Aber auch für unsere liberalen Politiker und Publizisten waren diese belgischen Bilder Wasser auf ihre Mühle. Was befähigte

Digitized by Google

diese Künstler von Brüssel und Antwerpen, so zu malen? Daß sie einem freien Volke angehörten, in dem ein freies politisches Leben herrsche — so beantworteten diese weisen Thebaner die selbst aufgeworfene Frage. Wie sollte ein Deutscher echte Geschichte malen können, der Sohn eines politisch toten, autokratisch regierten Volkes?! Der König spreche es aus, das Wort: „Konstitution", gebe Preußen eine freie Verfassung und — die große nationale Geschichtsmalerei werde über Nacht ihre prächtige Blüte erschließen!

Und an solchen Unsinn glaubten damals sonst ganz gescheite Männer, oder gaben sich doch den täuschenden Anschein, zu glauben, und tausende sprachen es ihnen gläubig nach!

Zu denen, welche leidenschaftlich für die Belgier eintraten, zählte ein damals sehr geschätzter Berliner Künstler, der sich ganz seitab von den Kreisen der akademischen Professoren wie auch allen anderen namhaften Malern unserer Stadt hielt, aber eine große Zahl von Schülern um sich versammelt hatte, die fanatisch für ihn eingenommen waren und auf seine Worte schwuren, der Bildnismaler und Kupferstecher Otto, ein damals 44jähriger, cholerischer Herr mit bereits leicht ergrautem, vollem Haar, feurigen, dunklen, bebrillten Augen im schnurrbärtigen, bräunlich blassen Antlitz und von kleinem Wuchs. Von seiner eigenen, alles überragenden Bedeutung war er inniglich überzeugt, während er gegen alle anderen Berliner Genossen nur ein Gefühl bitterer Feindschaft und Geringschätzung empfand und offen zur Schau trug. Er malte außerordentlich tüchtig und charakteristisch gezeichnete, elegant durchgeführte Bildnisse und war mit Bestellungen überhäuft, brachte aber seine Auftraggeber dadurch zur Verzweiflung, daß er nie fertig wurde und Jahre vergehen ließ, ehe es ihnen gelang, ihr

Digitized by Google

Porträt seinen Händen zu entwinden. Wenn er zahlreiche Schüler fand, so geschah es teils, weil er ihnen bald zu Porträtaufträgen verhalf, teils, weil er sie durch seine feurige Beredsamkeit bezwang, an sich fesselte und es ihnen zu suggerieren verstand, daß er allein das Geheimnis der wahren Gesetze der Zeichnung wie der Bildung der Naturformen besäße, durch dessen Mitteilung seine Schüler über alle anderen Kunstgenossen hinausgehoben würden. Auf jener Kunstausstellung war er durch das lebensgroße Bildnis einer kleinen Prinzessin Radziwill vertreten, eines reizenden, blondlockigen, weißgekleideten Kindes, das, einen mit Blumen gefüllten Strohhut in den Händen, an einem Baum im Park lehnt. Es war ein sehr ansprechendes, gefälliges Kinderporträt. Aber unter allen zeigt seine Malerei wohl die geringste Verwandtschaft mit der der belgischen Geschichtsbilder.

Zwei Schüler Ottos, die ich kennen gelernt hatte, Moser und Paul, erzählten mir auf der Ausstellung so gut und eifrig von ihres Meisters origineller Größe und von seiner Begeisterung für jene Gemälde, wie von seiner Kunst des Unterrichts im Atelier, in dem man zeichnen und malen lernen könne wie nirgend sonst in Berlin, wie nicht bei Begas, dem doch in Wahrheit ersten Maler und Koloristen Berlins, noch bei Wach und v. Klöber, daß ich mich endlich bewegen ließ, ihm (in den ersten Monaten des Jahres 1843) einen Besuch zu machen. Als ich einmal die Schwelle seines, in einem jetzt verschwundenen alten Hause Neu-Cölln a. W. 19 gelegenen Ateliers überschritten hatte, war es auch um mich geschehen. Ich erlag widerstandslos seiner eigentümlichen Macht, ließ mir suggerieren, was ihm beliebte, und war bald genug überzeugt, daß der einzige Weg zum Ziel mir nur durch ihn

Digitized by Google

in seiner Schule gewiesen werden könne. Mein Glaube an die Akademie wurde völlig untergraben. Ich ging nur noch mit halbem Herzen in die Gipsklasse, unterließ es, mich zum Aktsaal zu melden, da man ja auch bei Otto fleißig nach dem nackten Modell zeichnete und es dort natürlich noch ganz anders lernen würde, übersiedelte von der Karlstraße nach der Fischerbrücke neben dem Speicher und trat anfangs April in Ottos Atelier ein. Der Besuch der Akademie wurde ohne Abschied und Abgangszeugnis einfach aufgegeben. Meine beiden Akademikerjahre waren zu Ende, und eine der größten, folgenschwersten Torheiten meines an solchen leider so überreichen Lebens war begangen.

Von der heute an der Akademie studierenden Künstlerjugend glaube ich bestimmt zu wissen, daß sie vor der Gefahr, Irrwege zu wandeln, wie ich sie als Akademieschüler in jenen Jahren eingeschlagen hatte, unbedingt gesichert ist durch die treffliche jetzige Organisation des Instituts und seiner Lehrer, wie durch die gegenwärtige geistige Strömung. Ich brauche somit keinem dieser jungen Männer erst mahnend zuzurufen: „Sei ein Mann und folge mir nicht nach!“ Wenn es auch ihnen nicht erspart sein sollte, Dummheiten zu begehen, so werden es jedenfalls andere sein, als die, deren sich der Unterzeichnete hier offen anklagt und die er so oft im Leben, — aber zu spät beklagt hat.

Digitized by Google

II.

Henriette von Arnim.

Eine Jugenderinnerung.

In einer Beſprechung der neueſten Schillerbiographie in einem in der Schleſiſchen Zeitung veröffentlichten Feuilleton R. v. Gottſchalls fand ich des Dichters Beziehungen zu Henriette v. Arnim erwähnt und die Bemerkung, daß ein Porträt von dieſer Dame, welche in Schillers Jugendleben eine ziemlich gefährliche, aber zum Glück nur ſehr kurze Rolle geſpielt hat, wahrſcheinlich nicht exiſtiere. Wie ich dieſe Worte las, erwachten in meiner alten Seele manche liebe, längſt begrabene Erinnerungen. Das Bildnis eines von Anmut und Lebensfreudigkeit ſtrahlenden Frauenkopfes ſtieg vor meinem inneren Blick auf, zugleich aber auch die lebendige, gebückte Geſtalt und das gefurchte, welke Antlitz einer hochbetagten Greiſin .... Dieſe aber und das Original jenes unwiderbringlich verſchwundenen Porträts waren dieſelben und nannten ſich einſt in noch entlegeneren Tagen Henriette v. Arnim und ſpäter Gräfin von Kuhnheim, und der, welcher das Bild in Aquarellfarben ſauber, zierlich und liebevoll in ſeinen eigenen Jugendtagen nach der Natur gemalt hatte und mit anderen Reliquien aus jener Zeit und

Digitized by Google

von jener Dame wie einen kostbaren Schatz, wie ein Heiligtum bewahrte, war mein eigener Vater.

Wie das geschehen konnte? Das ist eine echt romantische Geschichte aus der Blütezeit der deutschen Romantik, den ersten beiden Jahrzehnten unseres Jahrhunderts. Die schöne Henriette v. Arnim, welche im Jahre 1787 die Herzen der Körnerschen Familie mit nur zu gerechter Besorgnis um ihres geliebten und verehrten Freundes und Gastes Friedrich Schiller Seelenruhe und Lebensglück erfüllte, muß damals in ihrer zarten Mädchenjugend bereits eine recht gefährliche kleine Kokette gewesen sein. Der 27jährige leicht entflammte Dichter hatte sich rasch nach der ersten Begegnung schon in ihre Netze verstrickt. Ihr Sieg über den gefeierten Poeten mag ihrer Eitelkeit geschmeichelt haben. Aber sie trieb doch ein ziemlich herzloses Spiel mit ihm und hatte ihre berückenden braunen Augen, die ihm sein nahes Glück zu verkünden schienen, hinter seinem Rücken auch auf andere Opfer geworfen. Zum Glück für Schiller sind ihm die eigenen Augen, noch ehe es zu spät war, aufgegangen und haben ihn erkennen lassen, wie recht die Frau Konsistorialrat Körner mit ihren freundschaftlichen Warnungen vor der reizenden Circe gehabt hatte. Die Wunde, welche diese Erkenntnis dem liebenden Dichterherzen schlagen mußte, wird schwerlich besonders tief gewesen sein. Aber schmerzhaft war sie jedenfalls. Durch die Zeichnung der Prinzessin Eboli soll er seiner verbitterten Stimmung gegen die einst von ihm Angebetete poetischen Ausdruck gegeben haben. „Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie", aber er gab der jungen Dame nur eine wenig beneidenswerte Unsterblichkeit. Nach dem Schlusse dieses Intermezzos in ihrem Jugendleben blieb sie während eines Jahrzehnts verschollen. Ihre Existenz in dieser Zeit ist wohl für immer in Dunkel

Digitized by Google

gehüllt. Dann aber tauchte sie plötzlich mit neuem Glanze an einer völlig anderen und weit von Dresden, der Stätte jenes ihrer ersten Triumphe, gelegenen Stelle Deutschlands auf. Ein ostpreußischer Magnat von großem Reichtum und hochangesehener Stellung, Graf Kuhnheim, Herr auf Kloschenen und Juditten, ein entfernter Verwandter derer von Kunheim auf Spanden, mindestens 30—40 Jahre älter als das Fräulein, lernte Henriette kennen und erlag ihrem die Männerherzen, ob alt oder jung, bestrickenden Zauber in solchem Maße, daß er ihr Herz, Hand und Vermögen antrug. Sie hat schwerlich lange gezögert, zuzugreifen und einzuschlagen. Diese Ehe erhob sie auf den Gipfel ihrer Wünsche.

Das gräfliche Paar führte auf den genannten Gütern ein Leben im großen Stil und übte eine Gastfreundschaft, welche an die der hohen englischen Aristokratie auf ihren ländlichen Residenzen erinnerte. Mein Großvater, Kriegsrat Pietsch in Elbing, der als königlicher Kommissär bei der Besitzergreifung Westpreußens in der Teilung Polens fungiert haben soll, war dem Grafen Kuhnheim-Kloschenen persönlich befreundet und übte das Amt eines Justitiars auf dessen Gütern. Wenn er zum Gerichtstag dorthin fuhr, nahm er gelegentlich seinen Sohn, meinen Vater, mit auf die Reise. Mit großer Herzlichkeit wurde auch dieser von dem Grafen und der Gräfin, damals einer noch jugendschönen Frau von etwa 38 Jahren, aufgenommen und zu häufigem Wiederkommen und Aufenthalt bei ihnen eingeladen. Als er die Universität Königsberg bezogen und seinen Vater durch den Tod verloren hatte, verlebte er seine Ferien meist in dem gastlichen Herrenhause zu Kloschenen. Die Gräfin war in den ersten Jahren der französischen Okkupation verwitwet. Die großen Besitzungen verwaltete sie als unumschränkte Herrin. Trotz der enormen Verluste durch den Krieg und das Aussauge-

Digitized by Google

syſtem der übermütigen Sieger, unter welchen der oſtpreußiſche Landadel beſonders hart zu leiden hatte, und trotz der Not und Unterdrückung des Vaterlandes ſcheint die ſchöne Witwe nicht darauf verzichtet zu haben, den Train des Lebens auf ihren Landſitzen ziemlich in der altgewohnten Weiſe weiter zu führen. Aus den Briefen meines Vaters aus Kloſchenen an ſeine Mutter (ich fand dieſe vergilbten Dokumente und Angedenken verklungener Freuden vor 56 Jahren einmal daheim unter des Vaters Papieren) und aus ſeinen mir noch ſehr erinnerlichen lebhaften Schilderungen jener ſeiner Jünglingstage ging dieſe Tatſache klar hervor. Sein Talent zum Arrangieren von Feſten, zum Dekorieren, zum Verfaſſen poetiſcher Prologe und Feſtſpiele und zum, wenn auch dilettantiſchen, Zeichnen und Malen machte ihn, wie ich daraus erſah, dort immer unentbehrlicher und wurde ſtets auf neue Proben geſtellt. In dieſer Zeit, als die Freundſchaft der um 17 Jahre älteren Gräfin und dem jugendlichen Gaſt des Hauſes in ſchönſter Blüte ſtand, muß er jenes aquarellierte Bruſtbild ſeiner Beſchützerin gemalt haben, das ich als Junge immer ſo ſehr bewundert habe. Eine deutliche Vorſtellung davon blieb mir bis heute zurück. Den Maler ſchien die Begeiſterung für ſeinen Gegenſtand über das ſonſtige Maß ſeines künſtleriſchen Vermögens hinausgehoben zu haben. Das Bild, in dem nur der Kopf farbig ausgeführt war, während Hals, Schultern, Bruſt in hoch gegürtetem Kleide, die Arme in langen Ärmeln mit Schulterpuffen, nur mit zarten Bleiſtiftkonturen umriſſen waren, zeigte „voll Locken kraus ein Haupt ſo rund“, wie Goethe es im Divan und in den Elegien verherrlicht, „die Haare fielen ihr dunkel und reich über die Stirn herab, kurze Locken ringelten ſich ums zierliche Hälschen, ungeflochtenes Haar krauſte vom Scheitel ſich auf“, nach der damals herrſchenden

Digitized by Google

Mode. Diese Locken umgaben ein blühendes, noch immer jugendanmutiges, rundliches Frauenantlitz mit dunklen Brauen, großen, heiter blickenden, braunen Augen, einem feinen Näschen und roten, ziemlich vollen, lächelnden Lippen. Es mag sein, daß die Augen dessen, der das kleine Bildnis malte, nicht völlig klar und objektiv, sondern durch ein gewisses, den Gegenstand verschönerndes und besonders auch verjüngendes geistiges „Augenglas" angeschaut haben.

Noch eine nur in Umrissen entworfene Skizze von meines Vaters Hand aus jenen Kloschener Tagen ist mir erinnerlich. Die Gräfin hatte ihrem Schiller immer ein durch keinen Selbstvorwurf, keine Reue und keinen Ärger getrübtes Andenken bewahrt. Gern scheint sie von ihm erzählt zu haben, wenn sie ihr eigenes Verhalten zu dem jungen Dichter während ihrer gemeinsamen Dresdener Tage und ihres kurzen Romans auch in sehr viel günstigerer Beleuchtung dargestellt haben wird, als es seitens sämtlicher Schillerbiographen geschieht. In einem dieser häufigen Gespräche über den Dichter des „Don Carlos" teilte sie ihrem jungen Freunde einmal ein Erlebnis mit, das Schiller als Knabe gehabt und ihr in Leipzig erzählt haben sollte. Er habe einen Papierdrachen steigen lassen, als ein Gewitter am Himmel stand. Plötzlich sei ein Blitz herabgefahren, habe den Drachen getroffen und vernichtet, aber den gotterwählten Knaben verschont. In diesem Vorgang sah sie etwas so Bedeutsames, Symbolisch-Poetisches, daß sie von meinem Vater verlangte, er müsse ihn malen. Er hat denn nicht umhin gekonnt, seinem bescheidenen Talent die Sporen zu geben und wenigstens einen Bleistiftentwurf zu einer die Szene darstellenden Komposition zu zeichnen. In einer Ausführung in Farben ist es indes nicht gekommen, und die Welt hat durch das Unterbleiben sicher nichts verloren.

Digitized by Google

Der viele kostbare Zeit raubende, für die Universitätsstudien des Vaters nicht besonders förderliche, immer häufiger und immer länger ausgedehnte Aufenthalt in Kloschenen wurde eine Zeitlang dadurch unterbrochen, daß jener eine Hauslehrerstelle in Kurland annahm. Lange indes hat er sie nicht bekleidet. Die gewaltigen Ereignisse in den letzten Monaten des Jahres 1812 und den ersten des folgenden fanden ihn bereits wieder in Königsberg. Mit nicht wenigen Söhnen der großen alten ostpreußischen Adelsfamilien, seinen Studiengenossen, war er in inniger Freundschaft durch die gleichen romantischen und patriotischen Gesinnungen und Empfindungen, die Hoffnungen und Träume von der Wiedergeburt und der endlichen Befreiung des Vaterlandes durch die todesmutige Hingebung seiner Jugend verbunden. Als „Held York, der strenge Greis" seine Flammen in den Kreis der ostpreußischen Landesvertreter trug, loderte, an ihrer Glut entfacht, auch das heilige Feuer hell in den Herzen jener Jünglinge auf. Auch die in Kloschenen sich um die Schloßherrin vereinigende Gesellschaft wurde davon ergriffen. Die Gräfin selbst weihte ihren jungen Freund für den „Heiligen Krieg". In den ausgelegten Listen, in welche die sich freiwillig zum Eintritt in das vom Grafen Lehndorff gebildete National-Kavallerieregiment Meldenden ihre Namen einzeichneten, war einer der ersten der meines Vaters. Mit eigener Hand stickte die Gräfin für ihn — eine seidene Schärpe, die er über der beschnürten Husarenuniformjacke des Regiments tragen sollte, ein Wunsch, dessen Erfüllung, wie man wohl annehmen darf, an dem Widerspruch der Herren Offiziere trotz aller Sympathie und aller Rücksichtnahme auf die herrschenden romantischen Stimmungen jener Tage gescheitert sein wird. So und noch mit manchem Andenken an die Freundin ausgerüstet,

Digitized by Google

zog er auf eigenem Roß, einem Apfelschimmel, ins Feld. In der ersten Reiterschlacht an der Katzbach empfing das dem Yorkschen Korps zugewiesene Regiment seine Bluttaufe. Meines Vaters wie seiner ritterlichen ostpreußischen Regimentskameraden „Durst ward nun gestillt nach edlem deutschen Streit". Aber er trug im Kampfe mit französischen Cheveaulegers solche Wunden im Gesicht und in der Schädeldecke davon, daß er für die Folgezeit genug hatte. Der furchtbarste Schwerthieb (unter zehn anderen) ging in der Diagonale vom linken Haarwinkel oben an der Stirn quer abwärts bis zum rechten Ohrlappen, spaltete ihm Stirn und Nasenwurzel, zertrümmerte das rechte Auge, das für immer blind blieb, und verlief sich über dem rechten Jochbein und Ohr. Für tot blieb der so Zugerichtete neben seinem tödlich getroffenen Apfelschimmel im Blut auf dem Schlachtfeld liegen, wurde von „befreundeten" Kosaken bis aufs Hemd ausgeplündert, dann aber von ihnen noch als lebend erkannt und dem nächsten Verbandplatze zugeführt. Den fürchterlichen Transport von dort nach Jauer und die nächsten qualvollen Wochen im dortigen Feldlazarett überstand er wider alles Hoffen glücklich. Anderthalb Jahre aber währte es, bis die Wunden wirklich geheilt waren. Die Gräfin, die „mütterliche Freundin", ließ es sich nicht nehmen, ihren jungen Helden in Kloschenen zu empfangen und den Leidenden als barmherzige Schwester zu pflegen.

Im Frühling 1815 schien selbst die Stirnwunde sich geschlossen zu haben. Der einigermaßen wieder Zurechtgeflickte riß sich aus dem ostpreußischen Armidagarten los, meldete sich zum Dienst und eilte der Armee nach Belgien nach. Aber in Lüttich brach die Stirnwunde von neuem auf. Er mußte ungeschmückt mit neuen Lorbeeren den traurigen Heimweg

Digitized by Google

antreten. Wieder fand er die Arme und das Haus der Gräfin weit für sich geöffnet und wieder verging ihm ein Jahr in erzwungener Muße wie dem „Adlerjüngling“ im Myrtenhain. Als er endlich wirklich geheilt, wenn auch blind auf einem Auge und mit halb gelähmtem rechten Arm wieder einigermaßen fähig zu geistiger Arbeit wurde, trat er zunächst als Privatsekretär in den Dienst des ihm herzlich wohlwollenden großen Ministers von Schön, dem die schwere Aufgabe der Neuorganisation der Provinz Preußen übertragen worden war. Später fand er Anstellung bei der Regierung zu Danzig. Wie immer in solchen Verhältnissen begannen seitdem und besonders seit der Verheiratung mit meiner Mutter die Beziehungen zwischen ihm und der Gräfin allmählich kühler und lockerer zu werden. Mein Schwesterchen wurde freilich noch auf den Namen Henriette getauft. Für uns Jungen, denen der Vater doch zwischen seinen Erzählungen vom Krieg und von der Katzbach auch manches von den vor und nach 1813 in Kloschenen verlebten Tagen erzählen mußte, wurde die Dame zu einer Art mythischer Person, die wie von einer Aureole romantischen Lichts umschimmert oder von einer Wolke romantischen, sinnberückenden Duftes umwittert erschien. Ihr Aquarellporträt, das wir einmal entdeckten, konnte diesen geheimnisvollen Zauber nur verstärken, den die Darstellung von ihr auf unsere Phantasie ausübte. Natürlich lebte sie für diese unwandelbar in derselben Gestalt weiter. Daß sie altern könne, die 1787 Schiller bezaubert und 1808—1810 noch so ausgesehen hatte, wollte uns nicht in den Sinn. Ebensowenig begriffen wir es, als wir größer wurden, daß, wie wir zufällig einmal hörten, Schiller sie in der Gräfin Eboli gezeichnet haben sollte, — sie, die Schöne, Hohe, Herrliche

Digitized by Google

in der Gestalt eines solchen schlechten Frauenzimmers! Wir hielten es für ein ganz törichtes, verleumderisches Gerücht. Anderenfalls hätte sie viel von unserer glühenden Verehrung für sie einbüßen müssen.

Im April 1841 kam ich nach Berlin, um hier als Schüler in die Kunstakademie einzutreten; hatte ich doch auch an mir die Wahrheit von Wilhelm Buschs schönem Ausspruch erfahren: „Ein wohlerzogener junger Mann gewöhnt sich leicht das Malen an". In den ersten Hundstagsferien, Mitte August, trat ich von hier aus mit zwei befreundeten Studenten die erste Reise (natürlich zu Fuß) zu den Stätten in Deutschland an, von denen der Vater uns immer mit ganz besonderer Begeisterung erzählt hatte: nach Dresden und dem Harz — damals für einen sechzehnjährigen Burschen noch ein kühnes Unternehmen. In Dresden auf dem Schauplatz ihrer ersten Mädchenabenteuer aber hatte damals Gräfin Kuhnheim ihren Wohnsitz genommen, nachdem Kloschenen und Juditten längst in den Besitz anderer Verwandten des Grafen übergegangen waren.

Es stand bei mir fest: du gehst in Dresden zuerst zu ihr. Noch einmal nach so vielen Jahren schrieb auf meine Bitte der Vater einen Brief an sie zu meiner Einführung, den ich ihr persönlich übergeben sollte. In wundersamer Aufregung, immer jenes Bild der schönen Frau vor meines Geistes Auge, zog ich in Dresden die Schelle ihrer Tür. Die Frau Gräfin wohne im Sommer in Laubegast auf dem Lande, sagte der Hausdiener, der mir öffnete.

Am nächsten Morgen wanderte ich nach Laubegast. Dort bewohnte die Gräfin eine kleine altväterische Villa mit einem Kuppeldach und zwei hölzernen Säulen zu den Seiten der Haustür. Die Magd im Flur bat ich, mich zu melden und nannte ihr meinen Namen. Zu dem

Digitized by Google

Luxus des Besitzes von Visitenkarten hatte sich unsereins damals noch nicht aufgeschwungen. Nach etwa zehn Minuten kam ein krummgebückt gehendes Mütterchen von etwa 73 Jahren auf den Flur hinaus. Es war ganz in Weiß gekleidet, und die Rüschen eines weißen Häubchens umrahmten ein faltiges, kleines feines Gesichtchen mit gelblicher Haut und halb erloschenen, aber freundlich blickenden braunen Augen. An den Schläfen stahlen sich spärliche weiße Haare unter der Haube hervor. Blinzelnd wie die ganz Schwachsichtigen schaute sie mich an. „Bringen Sie mir das Los", fragte sie mich mit zitterndem Stimmchen. — Ich fühlte, wie ich feuerrot vor Verlegenheit wurde. „Welches Los? Ich möchte die Frau Gräfin sprechen. Ich habe ihr einen Brief von meinem Vater in Danzig, einem alten Bekannten von ihr zu übergeben," erwiderte ich. — „Ja, aber ich bin ja die Gräfin, und das Mädchen hat mir's doch gesagt, der Herr Picht wäre da, so heißt der Lotteriekollekteur, der mir heute mein Los bringen wollte. Heißen Sie denn anders?" — Das war sie, die einst Henriette von Arnim hieß, das „Modell der Eboli", das Original jenes Bildes, die angebetete Schutzgöttin der Jünglingsjahre meines Vaters? Ich nannte meinen Namen mit voller Deutlichkeit und übergab ihr den Brief, indem ich die Grüße seines Schreibers ausrichtete. Eine matte, verblaßte, wenn nicht schon völlig erloschene Erinnerung schien da langsam in ihrer Seele aufzusteigen, als sie den Brief nahm und ihn dicht an die Augen hielt und die mit der linken Hand geschriebenen Zeilen betrachtete. „So, so, der Pietsch!" Verzeihen Sie die Verwechslung. Ich werde ihn lesen. Sie kommen wohl noch einmal wieder?" Damit war ich entlassen. Ich verbeugte mich, sagte Adieu und war froh, als ich wieder vor dem Hause stand, in dem

Digitized by Google

eine meiner kindlichen Lieblingsillusionen so grausam zerstört worden war.

Seit jenem Tage hörte ich nie wieder von der Gräfin. Erst nach Jahren danach las ich, daß sie in Dresden gestorben sei. Wohin jenes Bildnis nach meines Vaters Tode gelangt ist, habe ich nie in Erfahrung gebracht.

Digitized by Google

III.

Auf Schlittschuhen durch den Spreewald.

Der Januar des Jahres 1889 hatte uns den, während des ganzen Weihnachtsmonats vergebens erhofften, echten und rechten Winter gebracht. Das trübe, weiche und melancholische Regen- und Nebelwetter war gewichen. Im Glanz der klaren Wintersonne entfaltete sich auf allen im Frost erstarrten Wasserläufen, Teichen, überschwemmten Wiesen und Gärten, großen und kleinen Waldseen bei Berlin, Spandau und Potsdam wieder jenes fröhlich bewegte Leben, dessen Anblick schon auch des, gleichsam außenstehenden oder dazwischen wandelnden, Zuschauers Sinn erfreut. Aber dessen ganze Lust, dessen fröhlichen Rausch kennt doch nur der und vermag nur der zu empfinden, dessen Herz und Lungen noch gesund, dessen Glieder noch elastisch, rüstig und unermüdlich genug sind, um ihn fähig zu machen, selbsttätig daran teilzunehmen. Niemand, auch der Dichter der Rousseau-Insel O. F. Gensichen nicht ausgenommen, kann den Genuß des Eislaufs auf dieser und dem „Neuen See" inmitten der über die weißgepuderten Flächen bei den Klängen der Musik dahinschwebenden und sausenden Menge von schwungvoll bewegten weiblichen und männlichen Gestalten,

Digitized by Google

und angesichts der diese Schauplätze rings umgebenden lieblichen Parklandschaft mit dem Abendsonnengolde und abendlichen zarten Nebelduft zwischen den kahlen Kronen und Stämmen höher schätzen als ich. Auch in diesem Jahre hat der Eislauf auf diesen Bahnen, wie ich mich gleich nach deren Eröffnung überzeugte, nichts von seinem alten, seit 35 Jahren auf mich geübten Zauber eingebüßt. Aber letzterer macht mich nicht blind gegen die Einsicht, daß es noch Eisfreuden von wesentlich anderer Art gibt, die man auf solchen eng umzirkten Parkteichen unmöglich zu finden hoffen darf. Das Schlittschuhlaufen nach einem bestimmten entlegenen Ziel über weite Flächen hin, in der Einsamkeit der weiten Landschaft, mit gelegentlichem Ausruhen an traulichen Stätten, gehört unter anderm dazu. In unerwarteter Weise sollte mein Verlangen danach an einem Tage jenes Januar befriedigt werden.

Vom Eislauf auf dem Neuen See in der Abenddämmerung heimkehrend, noch ganz erfüllt von jenem beglückenden, den ganzen Menschen, Leib und Seele durchrieselnden, vollkommenen Wohlgefühl, wie es nur so ein mehrstündiges Schlittschuhlaufen in frischer Winterluft zu erzeugen vermag, traf ich vor meiner Tür mit einem jüngeren, lieben Freunde und journalistischen Kollegen zusammen, der meine Leidenschaft für diese besten aller Winterfreuden in vollem Maße teilt. „Ich wollte eben zu dir, um dich aufzufordern, eine Partie mitzumachen. Hans Hoffmann, Wichgraf und ich wollen einen der nächsten Tage durch den Spreewald laufen. Du und Fräulein Jenny ihr müßt mit. Ihr sollt sehen, es wird ein prächtiges Vergnügen."

Keine willkommenere Aufforderung oder Einladung hätte uns kommen können. Da stand einmal wieder, wie so oft im Leben, die volle Verwirklichung eines Lieblings-

Digitized by Google

wunsches in dem Augenblick vor mir, wo ich ihn eben „in der Seele gewälzt" hatte, ohne eine rechte Vorstellung davon gehabt zu haben, wie er mir gewährt werden sollte.

Alles war rasch verabredet. Dienstag nach 6 Uhr Zusammenkunft am Zentralbahnhof Friedrichstraße. Gegen 7 Uhr Abfahrt nach Lübbenau. Dort Nachtquartier im „Braunen Hirschen", Mittwoch in der Frühe Ablauf und bis zur Dunkelheit durch das Spreewaldgebiet, so viel davon zu durchlaufen möglich sein würde.

Mit ähnlich banger Sorge, wie die Kinder am Vorabende und der Vornacht einer Landpartie nach dem Wetter ausblicken, sahen wir während des Dienstag nach dem Barometer und nach Wolken, Luft und Winden. Eine fühlbare Abnahme der Kälte erfüllte uns mit wahrer Angst. Wird sie noch morgen anhalten? Aber der Himmel war gnädig. Der gefürchtete Umschlag der Temperatur trat nicht ein, wenn auch leichtes Gewölk die Mondsichel am Abend verschleierte. Das wohlgeheizte Coupé war noch immer ein ganz willkommener Aufenthalt, und mit inniger Befriedigung sahen wir seine Fenster sich während der Fahrt mit einer leichten Eiskruste bedecken.

Die drei Fahrtgenossen waren pünktlich erschienen: Paul Lindenberg, der Anreger des Unternehmens, von dem die glückliche Idee ausgegangen war, der Maler Fritz Wichgraf („der starke Mann") und Hans Hoffmann, der liebenswürdige Dichter und Novellist, der unter den lebenden deutschen Brüdern im Apollo den Eislauf in der originellsten und glücklichsten Weise poetisch zu verwerten verstanden und für die Schilderung seines Zaubers, seiner Lust, wie für die der Eislandschaft unserer norddeutschen Heimat Töne und Farben von einer Wärme und Feinheit, Anmut und Wahrheit wie kein zweiter gefunden hat. Durch

Digitized by Google

mich und meine Tochter, meine getreue, rüstige Begleiterin, wurde die Kopfzahl unserer Gesellschaft auf fünf gebracht.

So fuhren wir in den dunkeln Winterabend hinaus, und die zweieinviertel Stunden vergingen uns im Fluge, welche die Reise nach Lübbenau erfordert. Von Lübben an sahen wir beim Öffnen der Coupéfenster zur Seite der Schienenstraße weite Flächen mit hellschimmerndem Eise bedeckt, ein Anblick, der unsere Hoffnungen für morgen mehr und mehr befestigte.

Vom Bahnhof der Station Lübbenau, dem Ziel unserer Fahrt, führt ein etwa einviertelstündiger Weg zur Stadt. In der ungewissen dämmrigen Helle der verschleierten Mondnacht auf der teils von Weiden, teils von hohen Kastanien- und Lindenbäumen eingefaßten, breiten, hartgefrorenen Landstraße dahinschreitend, gewahrten wir ringsum endlose, gegen den Horizont hin im Winternebel verschwindende weiße Ebenen, von Baumreihen hie und da durchzogen, von höheren Baumgruppen, einzelnen niedrigen Häusern und von massigen dunklen, kuppelförmigen Heumieten überragt. Schmale, erstarrte Wasserläufe, über welche hohe, jochförmige Holzbrücken zu den jenseitigen Häuschen führen, fassen die Allee seitlich ein. An einem Mühlenfließ ging es vorüber, dessen Rauschen seltsam durch die tiefe Stille der Winternacht klang. Und nun fühlen wir das unverfälschte Straßenpflaster der märkischen Kleinstadt unter den Sohlen. Mit rötlicher Helle leuchteten aus den dunkeln Häusern traulich die kleinen Fenster. Als große finstere Masse ragte vor uns auf dem Marktplatz die Kirche mit ihrem zopfigen Turme auf, und drüben an diesem Platz strahlten einladend die hellen Fenster des Gasthauses zum braunen Hirsch.

Welch eine gemütliche Wirtsstube und welch gutgeheizter Kachelofen und welche freundliche, niedliche, blauäugige

Digitized by Google

Frau Wirtin darin! An der Hauptwand über dem Sofa stehen auf Konsolen die Gipsbüsten Kaiser Wilhelms I. und Kaiser Friedrichs III., diese noch mit einer Schärpe von schwarzem Trauerflor umwunden. Auf dem großen runden Stammtisch vor diesem Sofa, um den ein Kreis von würdigen Notabeln Lübbenaus versammelt ist, deren Pfeifen und Zigarren den Raum mit bläulichem Gewölk erfüllen, liegen zwischen den Erzeugnissen der lokalen Tages- und Wochenpresse Hauptblatt und Beilagen der „Vossischen Zeitung". Hier muß es gut sein, hier laßt uns Hütten bauen! Und dieser erste Eindruck täuschte denn auch nicht. Alles war gut, von der Frau Wirtin bis zum braunen Lübbenauer Doppelbier und zum „Spreewaldbenediktiner" in der großen, dunkeln Flasche, von den Beefsteaks und der Sauergurke bis zum Kümmelkäse, zur frischen Butter, zum Kaffee und zum Schlummergrog. Und — das Überraschendste! — diese Güte erstreckte sich sogar bis auf die sauberen Betten in den eiskalten Schlafzimmern, die wir endlich lange nach Mitternacht aufsuchten.

Wenn uns die noch immer nicht ganz gewichene Besorgnis vor plötzlich eintretendem Tauwetter oder Schneefällen in Ermangelung aller anderen Feinde eines festen, gesunden Schlafes die Nachtruhe etwas gestört hatte, so verscheuchte der erste Blick aus dem Fenster auf den mit zarten, verwehenden, rosig grauen, überall von lichtem Blau durchbrochenen Wölkchen überstreuten Himmel alle Phantasien und Unheilsahnungen. Der reinste Wintermorgen war über der Stadt und Landschaft aufgegangen, als wir nach dem ersten Frühstück aufbrachen, um unsere Tagfahrt über das Eis hin anzutreten. Ein der Gegend kundiger Eingeborener auf echten, langschnäbligen Spreewaldschlittschuhen, dessen von ihm geschobener Handschlitten die abgelegten Mäntel,

Digitized by Google

Überzieher und mitgenommenen Lebensmittel trug, war als Führer angeworben.

Mein Kollege Paul Lindenberg erfreut sich zwar einer sehr genauen Spreewaldkenntnis und einiger Vertrautheit mit Weg und Steg, aber die Vertrautheit mit den augenblicklichen Eisverhältnissen fehlte ihm so gut wie uns andern. Zu unserm Bedauern hörten wir von unserm Führer, daß letztere insofern manches zu wünschen übrig ließen, als die Wiesen nur stellenweise überschwemmt seien und der Eislauf daher, statt frei und schrankenlos über unabsehbar weite seeartige Flächen dahinzugehen, wenigstens größtenteils auf die schmalen Fließe und die Spreearme als seine Bahnen angewiesen wäre.

Gleichviel — ein Tag voll reiner Freude stand uns dennoch bevor; ein Wintertag, wie er sich in so idealer Schönheit in unseren wetterwendischen märkischen Breiten nur ganz ausnahmsweise zeigen mag. Der Morgensonne entgegen, die im wolkenlosem silbrigen Blau über der Nebeldunstschicht des östlichen Horizontes schwamm und die Eisflächen und schmaleren Eisbänder zwischen uns und ihr in gleißende goldene Spiegel zu verwandeln schien, ging es dahin teils auf einzelnen stellenweise überschwemmten Wiesenstücken, teils auf gefrorenen Spreearmen.

Die Lust, welche der Blick ringsum, welche das herrliche Licht, der erquickende Hauch der reinen Winterluft und die rasche Bewegung der Glieder erzeugte, blieb nicht immer ganz ungetrübt. Das Eis verlor auf weite Strecken seine Glätte.

Die Bahn wurde häufig durch offene Stellen und trügerisches, beim Betreten unter den Füßen brechendes Eis eingeschränkt. Selbst die glatten Strecken wurden vielfach durch die Menge der Strohhalme und des trockenen

Digitized by Google

Heus, welche von den damit beladenen, uns häufig über das Eis entgegenkommenden Wagen und großen, von Männern auf Schlittschuhen geschobenen Lastschlitten herabregnen, empfindlich geschädigt und um jene wünschenswerte Eigenschaft betrogen. Was half's! Wir mußten auch darüber fort. Für den Ärger aber gab es in unser aller Seelen keinen Platz an diesem Tage und in seiner Luft und Sonne. Wo man dann wieder völlig frei und ungehemmt auslaufen konnte, schwanden die Wegstrecken wie im Fluge unter den gleitenden Füßen. Allen voran aber schwang sich die schlanke, ohne jede Anstrengung im ruhigen harmonischen Rhythmus gleichmäßig und graziös bewegte Gestalt unserer Begleiterin über die glitzernden Spiegelstreifen und Flächen dahin.

Nicht selten sausten uns Spreewälder Bauern, Männer und junge Burschen, Pelzkappen auf den Köpfen, Füße und Unterschenkel in hohen Schmierstiefeln, den landesüblichen „Holländer" an den Sohlen, Eispiken in den Händen, entgegen oder an uns vorüber in gleicher Richtung.

Das tiefe Schweigen unterbrach nur das Klingen der Eisen und dann und wann von den Lippen des einen oder andern in unserer Gesellschaft ein lauter Ausruf des Entzückens über den Anblick der Landschaft und das den gesunden Menschen bei solchem Lauf durchströmende Gefühl der Daseinswonne. — So unglaublich es klingt, ich muß es zu meiner Schmach bekennen, daß ich, seit bald 48 Jahren in Berlin lebend, den Spreewald vor diesem Wintertage noch nie betreten und gesehen hatte. Nun erst kann ich mir den träumerischen, märchenhaften Reiz recht vorstellen, welchen Fahrten auf diesen stillen, von Schwertlilien und Vergißmeinnicht eingefaßten Wasserläufen, unter den beschattenden Zweigen dieser Weiden, Erlen und Eichen, zu beiden Seiten Wiesen, Getreidefelder und Wälder an

Digitized by Google

schönen Frühlings- und Sommertagen haben müssen, wenn der Schrei des Kuckucks, Lerchentrillern und Insektensummen und -Schwirren die blaue Luft durchtönt.

Nach etwa einstündigem Lauf war das ganz im Kranz seiner Fruchtbäume versteckte Dorf Leipe erreicht. Mit manchen Unbequemlichkeiten hatten wir uns über das Erdreich von Wiesen und Äckern und über das brüchige Eis halboffener Fließe zu seiner Herberge durchzuarbeiten. Hier sind jene mir vor vielen Jahren von dem seligen Richard Lucae so begeistert geschilderten, echt spreewaldischen, altersgrauen mächtigen Blockhäuser mit ihren umlaufenden Galerien unter den breit darüber hinragenden moosbedeckten, riesigen Strohdächern noch nicht ganz den neumodischen Ziegelgebäuden gewichen. Es muß höchst lustig und prächtig aussehen, wenn im Mai diese braungrünen Dächer aus der weißen und rosigen Blütenfülle der sie rings umdrängenden Fruchtbaumkronen aufragen.

Auf den Misthaufen, welche die Häuser des seltsamen Dorfes umgeben, gackerten die Hühner. Aus den geschlossenen Ställen klang hie und da das Brüllen eines Rindes, das Grunzen eines Schweines. Sonst kaum ein Laut des Lebens in dem ganzen Bezirk. Auch von den Bewohnern wurde außer dem Dienstpersonal in der kleinen Schenke nur eine junge Dirne sichtbar, die in der offenen Tür eines alten Hauses vor dem Hintergrund des dunklen Flures stand und blinzelnd in die Sonne hinausblickte, von der sie mit strahlender Helligkeit überflutet wurde.

Hinter den Dorfhäusern am Saum einer weiten beackerten Ebene, die fern im Norden von einem langen, in Duft getauchten Waldrande begrenzt wird, hatten wir, die abgelegten Schlittschuhe tragend, einen Gang von wenigen Minuten bis zu dem gegen Norden hinstreichenden Wasser-

Digitized by Google

lauf zu machen, auf dessen festem Eise die Fahrt weiter fortgesetzt werden konnte, der sogenannten „Leipschen Grobla". Von einem Leiper Bauern, der eben mit seinen beiden kleinen Buben, — der eine ein unbeschreiblich komischer, winziger Knirps in dicker, zu weiter, kurzer dunkler Jacke und Höschen, mit umwickeltem Gesicht und hoher, schwarzer, abgestumpft kegelförmiger Mütze, der des Vaters große Eispike trug, — von Norden her auf diesem Fließ gekommen war, empfingen wir die tröstliche Versicherung der verhältnismäßigen Güte des Eises. Bald glitten wir wieder auf ihm raschen Fluges zwischen den Weiden des Ufers in aller Freudigkeit dahin, jenem fernen Waldgürtel entgegen. Einige kahle Eichen mit knorrigen, zackigen Ästen, Reste des einst hier die ganze Ebene bedeckenden Waldes, stehen an dem rechten Ufer des Wasserlaufes gegenüber einer, zwischen diesem und einem rechtwinklig darauf mündenden, inmitten von Garten und Hof gelegenen Gruppe von Gebäuden — einem weißen Gast- und Wohnhause, der Scheune, dem Stall und den Wirtschaftsschuppen —, die wir um etwa $11\frac{1}{2}$ Uhr erreichten. Das ist die Polenzschenke, einer der beliebtesten Orte der Einkehr für die auf diesen Fließen Vorbeipassierenden in Winter- und Sommertagen in der ganzen Gegend. Es ist nicht nur eine trauliche Schenke wie andere in reizender weltferner Lage; es ist zugleich auch eine Art Einsiedelei, in welcher ein ehemaliger Jägerhauptmann Albinus, der in den drei Kriegen von 1864—71 mitgekämpft hat, sich nach Goethes Rezept die „Seligkeit" gewährt, „sich vor der Welt ohne Haß zu verschließen", um so, ungestört durch deren Lärm und Treiben und durch die „wilde Jagd" des Lebens unserer Städte, einsam inmitten der Natur seinem Studium hingegeben, ein in manchem Sinne beneidenswertes, bedürfnisloses Dasein zu

Digitized by Google

führen. Die Gegenstände seiner Lieblingsstudien bilden Land und Leute, Sitten, Sprache, Poesie, Natur und Geschichte des Spreewaldes, und seine Forscherbemühungen sind bereits durch wertvolle Resultate belohnt worden. So nahe der zivilisierten Welt und ihren länderverbindenden Eisenstraßen, kommt es doch oft genug in milden Wintern vor, in welchen die Bootverbindung aufhört und die ungenügende Kälte noch keine feste Eisbahn schaffen konnte, daß Briefe und Zeitungen während wohl acht Tagen nicht hierher gelangen und der „Einsiedler von der Polenzschenke" ohne alle Kunde von der übrigen Erde bleibt. Heute war ähnliches nicht zu fürchten. Traf doch gleich nach uns der hochgestiefelte Landbriefträger auf Schlittschuhen mit der langen Eispike vor dem Hause ein und entleerte hier seine Tasche von dem, was sie für den Herrn Hauptmann und die Wirtsleute enthielt.

Im niedrigen sauberen Zimmer, in dessen kleine Fenster die Vormittagsonne hell hineinstrahlte, mußten wir uns für eine halbe Stunde niederlassen, uns an Lübbener Braunbier und „Spreewaldbenediktiner" zu erfrischen und den Speisezettel der auf zwei Uhr angesetzten Mittagsmahlzeit festzustellen. Als deren empfehlenswerteste Gänge wurden Quappen, die man mit poetischer Freiheit auch wohl „Spreewaldforellen" getauft hat, und „Knödel", der dortige Name für Kartoffeln, mit gebratenem Speck vorgeschlagen und angenommen. Dann trennten wir uns vorläufig von dem interessanten, vielerfahrenen Mann, dessen mächtige graue Augen zwischen dunklen Wimpern aus dem bräunlichen, schnurrbärtigen Gesicht so beredt, scharf beobachtend, klug und lebhaft blicken, wie man es bei in der freien Natur lebenden, gebildeten Menschen, bei Forschungsreisenden in wilden Weltteilen, bei Förstern und Seekapitänen nicht

Digitized by Google

selten findet, und von der blonden Anna, der „Herdpriesterin“ der Polenzschenke.

Auf der erstarrten Mutnitza ging unser Lauf dem Walde entgegen. Die Sonne hatte ihre Mittagshöhe erreicht. Aber die „Pschespolniza“, die wendische Mittagsgöttin, wandelt heute schwerlich mit der Sichel in der Hand, Unheil sinnend, über diese Felder. Sie bedarf des reifenden, wogenden Kornes und des fließenden Wassers, und diese, ob auch noch so helle, Wintersonne brütet ihr nicht warm genug über der Erde und den stillen Flußarmen, um sich in ihrem Glanz zu ergehen.

Nun ist der Rand des Hochwaldes erreicht. Eine Gruppe von Gebäuden zeigt sich dort hart an unserer Eisstraße, das einstöckige lange Haupthaus mit hohem Ziegeldach bedeckt, rings von alten Bäumen umgeben. Das ist das Forsthaus Eiche. Ohne Aufenthalt gleiten wir daran vorüber. Hier beginnt der eigentliche Spreewald. Dichter, hochstämmiger Forst umgibt uns überall. Das Eis des Spreearms (der „Mühlspree“) ist glatt und klar, an manchen Stellen durchsichtig bis auf den Grund. Die Sonne, zwischen den Stämmen zur Linken hindurchstrahlend und in jeder Sekunde hundertmal wieder durch diese Stämme verdeckt, erzeugt ein zuckendes, purpurnes Flimmern in unseren Augen. In der Tiefe des Waldes zur Rechten webt ein warmgrauer Duft um die Stämme und Kronen. Unwillkürlich schweigt jeder, wie von einer geheimen Scheu zurückgehalten, um den wundersamen Zauber der Pansstunde im winterlichen Walde nicht zu brechen.

Mit der Dauer des Laufs wächst seine Schnelligkeit. Jedes Gefühl irdischer Schwere, der Mühe und Anstrengung ist aus dem Körper entwichen. Man wird im Fluge, wie auf den Fittichen eines weichen Sturmwindes,

Digitized by Google

dahingetragen und glaubt kaum etwas dazu zu tun. — Einige Offiziere und Soldaten von den Lübbener Jägern und Forstbeamte begegnen uns auf der Eisstraße im Walde. Sie sind auf einem Jagdzuge auf Schlittschuhen begriffen. Nicht lange nachher, als sie im Dickicht verschwunden sind, krachen die Schüsse ihrer Büchsen durch die Mittagstille.

Nun tritt der Wald zurück, und einsam in seiner Lichtung, wieder im Winkel, den zwei Wasserarme bilden, zeigt sich das alte Forsthaus „Kannomühle“ mit dem Hirschgeweih am Giebel über seiner Tür, zu der aus dem Frucht- und Gemüsegärtchen ein paar Stufen hinanführen.

Die alte Frau Försterin, deren Gesicht die unaustilgbaren Spuren einstiger ungewöhnlicher Anmut und ein Paar große, schöne, freundliche Augen zeigt, bietet uns in der Tür, vor der wir für wenige Minuten rasten, den winterlichen Willkommentrunk. Bald geht es weiter von neuem in den Hochwald hinein auf viel gewundener, meist glatter Bahn von dem tiefen, weichen, grünlichgrauen Ton mancher japanischer Bronzen. Eine Stunde nach unserem Ablauf von der Polenzschenke mündet unser Eis- und Waldweg auf eine weite Lichtung, die rings von Gehölz umhegt wird. In ihr, im vollen Licht der Mittagssonne, liegt dort zwischen den kahlen Bäumen seines Gartens und Hofes das Forsthaus „Schützenhaus“. Wie es da in dieser weltverborgenen Waldeinsamkeit vor uns steht, mit dem Bienenhause zu seiner Seite, sieht es aus, als ob es Theodor Storm das Urbild für das Waldgehöft des Bienenvaters und der blonden Regine in seiner lieblichen Idylle „Ein grünes Blatt“ gegeben hätte. Aber kein lebendes Wesen wird auf dem Gehöft, vor dem Hause, in seiner Tür, hinter seinen Fenstern sichtbar. Im Banne des Mittagzaubers gefangen, scheint alles Leben hier zu schlummern.

Digitized by Google

Wir wandten uns zur Rückkehr nach der Polenzschenke auf demselben herrlichen Waldwege über Kanonmühle und Eiche, auf dem wir gekommen. Ohne eine Minute Unterbrechung und Aufenthalt glitten wir auf ihm dahin, während man doch so gern verweilt hätte, um alle die wechselnden Naturbilder gründlicher zu genießen und sich fester einzuprägen, die an uns im Fluge vorüberzogen. Noch einmal begegneten wir den beschlittschuhten Jägern im Walde. Sie führten auf zwei Handschlitten eine ziemlich reichliche Jagdbeute mit sich; einige Rehböcke und Hasen, von deren Todeswunden das rote Blut auf das Eis tröpfelte.

Aus der Waldregion wieder heraustretend, sahen wir die weite Ebene vor uns, vom Nachmittagssonnenschein überströmt und flimmernd in seinem energischen Glanz.

Am Gartenufer der Polenzschenke stand schon der einsiedlerische und doch so gastfrohe Hauptmann, um die Zurückkehrenden willkommen zu heißen. Die Schlittschuhe wurden abgelegt und wir in die warme „gute Stube" hineingeführt, wo der Rotwein schon an den Ofen gerückt und der Tisch sauber gedeckt war. An den Fenstern vorüber sahen wir Bauern und Bäuerinnen auf den Eiswegen vorüberjausen. In der hinten gelegenen Gaststube saßen andere, beim Bier vom langen Lauf ausruhend, auch mehrere Spreewälder Wendinnen in bunten und in weißen riesigen Kopftüchern von der bekannten Form; ein paar bildhübsche, schmucke Dirnen darunter. Aus den weiten, dunkeln, vielfaltigen Röcken streckten sie die hoch hinauf bestiefelten, beschlittschuhten Füße. Im Arme lehnten ihre langen Eispiken, während sie aus den großen Krügen in der Rechten durstig das braune Lübbenauer in die glatten Kehlen fließen ließen.

Bald erschienen auf unserer Tafel, von der Herdpriesterin aufgetragen, die Quappen, die saure Sahnensauce, die

Kartoffeln, der Speck, die wohltemperierten Rotweinflaschen und der Spreewaldbenediktiner. „Winterluft reizt die Begier nach dem Mahl; Flügel am Fuß reizen sie mehr" singt der Dichter des „Eislauf" und des Messias — und wir erfahren es wieder an uns selbst, wie richtig dies über ein Jahrhundert alte Sängerwort für alle Zeiten ist. Das lebhafteste, fesselndste Gespräch würzte dies treffliche Spreewalddiner. Der „Einsiedler" brauchte nur in den reichen Schatz seiner militärischen und kriegerischen Erinnerungen oder seines Wissens vom Spreewald und dessen wendischer, oder, wie sie sich selbst nennt, „serbischer" Nation hineinzugreifen, um eine Fülle des anziehenden und lehrreichen Unterhaltungsstoffes herauszuziehen. Auch die Tage der Belagerung von Paris wurden wieder lebendig heraufbeschworen. Beim VI. Korps hatte er gestanden. General von Tümpling dessen Höchstkommandierender, v. Hoffmann, und vor allen des Kronprinzen teure heldenhafte Gestalt; der Ausfall vom Ende September gegen das VI. Korps, und wie vieles noch von den Bildern jener großen Zeit zog in dieser Stunde wieder leuchtend an mir vorüber! . . . .

In immer wärmeren Tönen färbte sich die winterliche Landschaft vor den Fenstern. Die Sonne stieg wie ein gewaltiger, rötlich glühender, goldener Ball näher und näher zum südwestlichen Horizont hinab, als wir uns endlich nach dem Kaffee und den viereckigen Polenzschenkenpfannkuchen von unserem Gastfreunde trennten. Noch blaß und zart schimmernd stand hoch über uns der halbe Mond im kühlen, matten Blau. In westlicher Richtung durchschneidet, fast so gerade wie ein holländischer Kanal, ein langer Wasserlauf, der „Kuchenholzkanal", dessen letztes Ende im Abenddunst und zwischen Bäumen verschwand, die unabsehbare Ebene. Auf diesem Wege sollten wir in etwa anderthalb-

Digitized by Google

stündigem Lauf Lübbenau über Lehde wieder erreichen, ohne Leipe nochmals zu berühren. Leider war das Eis stellenweise von äußerster Schlechtigkeit. Aber die wunderbare Eigentümlichkeit der Wirkung des Eislaufes ist ja bekannt. Von Goethe wird sie in beredten Worten geschildert: statt den Körper zu ermüden, wie es jede andere Anstrengung tut, wird die Kraft und Lust zu seiner Fortsetzung durch seine längere Dauer nur noch vermehrt und gesteigert. Wir haben es in diesen herrlichen Abendstunden wieder wie so oft schon empfunden. Das half uns auch diese Hindernisse „spielend zu nehmen".

Der völlig glanzlose Purpurball war in die schmale Nebelschicht über dem Horizont eingetaucht und verschwunden. Eine zarte Rosenröte breitete sich hoch hinauf über den westlichen Himmel, und ihr Abglanz schimmerte auf dem Eise. Immer stärker erglänzte der Mond und der funkelnde Abendstern. Die Weiden, die Erlen, die großen Heumieten vor uns standen als tiefbraune, scharf gezeichnete Silhouetten vor dem mildleuchtenden Äther. Die ersten Häuser und Scheunen des großen Wasserdorfes Lehde waren erreicht. Immer prächtiger wurde der Anblick dieser sich auf dem teerosenfarbigen Himmel profilierenden Massen der hohen dunkeln Stroh- und Ziegeldächer, auf deren jenem abgekehrten Seiten die vereinzelten Schneelagen einen zart violetten Ton anzunehmen schienen, und der Kronen der alten mächtigen Bäume, welche diese Dorfhäuser in dichten Gruppen umstehen und sie und das vielverzweigte Netz von Wasseradern zwischen ihnen beschatten. Wenn nur das Eis auf den letzteren nicht gar so nichtswürdig schlecht und tückisch gewesen wäre! In der ganzen Ausdehnung des großen Dorfes stellte es unsere Geduld, Zähigkeit, Umsicht auf die härtesten Proben und machte uns die volle Hingebung an

Digitized by Google

den Genuß der Betrachtung der merkwürdigen Dorfansichten ganz unmöglich.

Aber auch das wurde glücklich überwunden. Wir waren wieder aus dem Lehdener Wasserstraßennetz heraus und auf der freien Ebene und der breiten glatteren Eisstraße der Mühlspree angelangt. In immer beschwingterem Lauf flogen wir, unsere schlanke Begleiterin stets an der Spitze, dahin. Zur Rechten wurde, wenn auch noch in einiger Ferne, der Turm der Kirche von Lübbenau über den Bäumen im Abendduft sichtbar. Hier breitete sich vom Spreeufer zu unserer Rechten eine weite, glatte Fläche aus, welche den Nachglanz des Himmels, spiegelnd wie die eines großen Sees, zurückwarf. Hier und da ragte niedriges Gestrüpp und Gras daraus hervor. Endlich doch eine ganz überschwemmte Wiese, wie wir sie am ganzen Tage vergebens zu treffen gewünscht hatten. Der Führer schob den Handschlitten über den Uferbord des Flusses auf diesen Eisspiegel; wir folgten — und für alle Eistücken der letzten Stunden fühlten wir uns schon nach den ersten Sekunden des Laufs über den spiegelglatten Plan entschädigt durch dies Dahinschweben zwischen dem glänzenden Himmel und seinem Widerspiel zu unseren Füßen. Quer über die Wiese hinfahrend, hatten wir den weiten Bogen der Spreekrümmung abgeschnitten. Nun hatten wir den Fluß wieder erreicht, und hier gab sein dunkles Eis an Vollkommenheit dem auf der Wiese nichts mehr nach. Sieghaft lag nur noch das kalte Licht des Halbmonds über der vom Abendnebel überwallten Landschaft. Der Anblick war so zauberhaft! Wie gern hätten wir gezögert und das Tempo unseres Laufs gemäßigt. Aber fast wider Willen wächst auf solchem Eise die Schnelligkeit der Bewegung mit jeder Sekunde. Eine Art begeisterter Hingerissenheit kommt über uns. Die Bäume am

Digitized by Google

Ufer, der Weg unter unseren Sohlen — jene scheinen an uns vorüber, dieser scheint unter uns dahinzufliegen. Nur zu schnell war das Ziel der stürmischen Fahrt erreicht — das Ufer nahe der Straße Lübbenaus, welches zugleich auch eine große, von Schlittschuhläufern und Läuferinnen wimmelnde, weiße, ganz zerfurchte, teichartige Eisbahn begrenzt. Auf den mondhellen Gassen bewegten sich heimwärtsgehend hübsche, frische Mädchengestalten, die Schlittschuhe in der Hand, mit vollem Gelock und mit starken, üppigen Zöpfen im Nacken in so großer Zahl, daß unsere Hochschätzung für Lübbenau noch von Minute zu Minute zunahm.

Im warmen, traulichen Gastzimmer des braunen Hirschen wurden beim dampfenden Tee und Punsch und anderen guten Gaben der Frau Wirtin die Freuden dieses Tages noch einmal nachgekostet und der Freund dankbar gefeiert, in dessen klugem jugendlichen Haupte die „Idee" der Fahrt entstanden war. Gegen 9 Uhr gingen wir auf der Landstraße durch die nun ganz in Mondlicht getauchte Weite unter dem klaren, funkelnden Sternenhimmel zum entlegenen Bahnhof in jenem vollkommensten körperlichen und seelischen, freudigen Behagen dahin, das so doch nur der Eislauf und zumal ein solcher, an solchem Wintertage, erzeugt. Gepriesen sei er und der ihn erfand!

Digitized by Google

IV.

Im Gebiet der Weichselregulierung.

(1899.)

Große, unglückliche öffentliche Ereignisse, die wir in unseren Kinderjahren miterlebten, pflegen, wenn wir und unsere nächsten Angehörigen, wie Eltern und Geschwister, Verwandte und Freunde, nicht dadurch gelitten haben, die junge Seele viel mehr lebhaft zu beschäftigen, zu erregen und zu fesseln, als eigentlich zu erschüttern und zu betrüben. Sie bringen eine so erwünschte Abwechslung in die Einförmigkeit des Daseins, geben so viel Absonderliches und Seltsames zu schauen und zu hören und veranlassen wohl gar, wenn uns das Glück günstig ist, oder richtiger: das Unglück gar zu groß ist, einen längeren oder kürzeren Schulschluß. Ereignisse von solcher Art, die mich diese Erfahrung an mir selbst machen ließen, waren vor allem die Cholera in Danzig in den ersten dreißiger Jahren und verschiedene winterliche Weichselüberschwemmungen beim Eisgange im beginnenden Frühling. So ein Eisgang auf dem mächtig angeschwollenen, breiten Strom war doch ein gar zu prachtvolles Schauspiel. Und dann der Anblick der durch etwaige Deichbrüche hervorgebrachten Überschwem-

Digitized by Google

mungen in der Danziger Niederung und der stellenweise zu grotesk geformten Hügeln aufgetürmten Eisschollen, die, vom Strom aufs feste Land gespült, sich dort hoch übereinander geschichtet hatten. Welche Glück und Wohlstand der Bevölkerung weiter, blühender Landstrecken vernichtende Wirkung jede solche Überschwemmung für die fruchtbaren Niederungsäcker und Marschen haben müsse, darüber dachte unser Kindergehirn nicht nach. Dem Kindheitsalter war ich schon entwachsen, als in der letzten Nacht des Januar 1840 das überraschendste und „sensationellste“ — wie man es heute bezeichnen würde — aller Ereignisse sich vollzog, das jemals ein Weichselseisgang zur Folge gehabt hatte. In dieser stürmischen Nacht hatte der mit gewaltigen Schollen geborstenen Eises treibende Strom, durch Eisstopfungen im letzten Teil seines Laufes verhindert, das Hochwasser nach der Mündung abzuführen, zwar keinen seiner die Niederungen schützenden Deiche, aber dafür die ganze Breite der sogenannten „Nehrung“ zwischen seinem Nordufer und der See mit dem dort etwa 70 Fuß hohen natürlichen Dünenwall bei dem Dorfe Neufähr etwa 15 km vor Danzig und der alten Mündung bei Weichselmünde, durchbrochen und, diese ungeheuren Sandmassen samt 8 Kätnerhäuschen verschlingend, dort sich einen zweiten Ausgang in die Ostsee gebahnt. Der Eindruck auf die ganze Bevölkerung der Stadt und der Umgegend war ganz gewaltig. Die Aussagen der Anwohner jener Durchbruchsstelle über den Verlauf der nächtlichen Katastrophe wurden möglichst effektvoll bearbeitet weiter getragen und gingen von Mund zu Mund. Alt und jung in Danzig brach zu Pilgerfahrten nach Neufähr auf und bestaunte das Wunder, das die Gewalt des Stromes vollbracht hatte. Auf den Landstraßen durch die Nehrung dorthin hatte man

Digitized by Google

auf weite Strecken wahre Hügelketten aus Eisschollen zu passieren, was natürlich die Wanderung noch um vieles interessanter machte.

Die Folge des Durchbruchs war, daß der letzte Teil der Danziger Weichsel zwischen der neuen Mündung und der alten mehr und mehr zum stagnierenden Gewässer wurde, das gleichsam eine Verlängerung des Danziger Binnenhafens um mehr als zwei deutsche Meilen bildete.

Um die Absperrung vollständig zu machen, wurde noch in demselben Jahre der Bau der festen Plehnendorfer Schleuse an jener Stelle der Weichsel angelegt, wo sie sich der neuen Mündung zuwendete. Durch die Verkürzung des Laufes der Danziger Weichsel um die Hälfte ihres bisherigen aber mußte natürlich die Stromgeschwindigkeit und das Gefälle vermehrt werden und eine bedeutende Vertiefung des Strombettes eintreten. Dadurch nun wurde wiederum dem sich beim sogenannten „Danziger Haupt" nach Osten hin abzweigenden, sich nach 26 km langem, trägem Lauf ins Frische Haff ergießenden Weichselarm, der „Elbinger Weichsel", so viel Wasser entzogen, daß er mehr und mehr versandete, und der ehedem so lebhafte Schiffsverkehr zwischen Danzig und Elbing bezw. über das Haff zwischen Danzig und Königsberg allmählich gänzlich ins Stocken geriet.

Ich hatte in dem Jahre nach jenem Durchbruch bei Neufähr Danzig verlassen und in Berlin festen Fuß gefaßt. Zu längerem Besuch der Heimat war ich 1844 dahin zurückgekehrt. Damals hörte ich, daß zur Abhilfe jenes Übelstandes die Anlage eines „Weichselhaffkanals" seitens der Staatsregierung beschlossen sei. Im nächsten Jahre schritt man zur Ausführung dieses Werkes, das innerhalb der folgenden fünf Jahre vollendet wurde. Der durch die

Digitized by Google

Versandung der Elbinger Weichsel aufgehobene direkte Wasserweg von Danzig zum Haff war dadurch aufs neue geschaffen.

Aber andere, zum Teil sehr viel größere Arbeiten blieben noch auszuführen, um die stete Überschwemmungsgefahr für die fruchtbaren Niederungen des Weichseldeltas einzuschränken oder gar völlig zu beseitigen. Der obere, gleichfalls dem Haff zufließende östliche Arm der Weichsel, die sich bei der „Montauer Spitze" abzweigende Nogat, nahm in ihrem tieferen Bett von den Wassermassen des oberen Stromes ungefähr zwei Drittel auf. Da aber ihre vielarmigen Verzweigungen an der Mündung die Abführung des Hochwassers und des Eises in das zur Zeit des Eisganges oft noch fest zugefrorene Haff noch schwieriger machten, als die Mündungsverhältnisse der Weichsel den Abfluß ins offene Meer, so war die Gefahr der Deichbrüche durch die Nogat und die verheerenden Überschwemmungen der Marienburger Niederung durch den angeschwollenen, zurückgestauten Strom eine beständig drohende. Die schon vor 250 Jahren unter der polnischen Herrschaft für notwendig erkannte und geplante, aber nie ernstlich versuchte Ableitung des größeren Teils der in die Nogat einströmenden Wasser- und Eismassen in den westlichen Weichselarm mußte endlich ernstlich in Angriff genommen werden. Das wurde nun noch während der Ausführung des Weichsel-Haffkanals mit einem Aufwande von 12 Millionen Mark durch die Abdämmung des Nogatarmes bei der Montauer Spitze und den Bau eines Weichsel-Nogatkanals vier Kilometer unterhalb in den Jahren 1847—1853 bewerkstelligt. Durch diese Anlage wurde es erreicht, das Wasser in der Nogat auf ein Drittel der Gesamtmasse einzuschränken und die doppelte Masse dem westlichen Arm, der eigentlichen Weichsel zuzuweisen.

Digitized by Google

Aber auch deren Mündungsverhältnisse bei Neufähr und ihr Lauf vom Danziger Haupt bis dorthin bedrohten die an ihr gelegenen Deiche und Niederungen trotz jenes Durchbruchs nach der See noch immer mit schweren Gefahren. An dieser neuen Mündung lagerten sich fort und fort vom Strom mitgeführte ungeheure Massen von Sand und Sinkstoffen ab, welche das Bett dort immer mehr verflachten und die schlimmsten Eisstopfungen bei den Eisgängen unausbleiblich machten. Man hat berechnet, daß diese in der Zeit von 1840—1880 dort abgelagerten Massen von Sinkstoffen ungefähr 50 Millionen Kubikmeter betragen haben. Außerdem boten die häufigen Krümmungen im Lauf der Danziger Weichsel und das plötzliche Umbiegen der nördlichen Richtung des Stromes in die westliche beim Danziger Haupt die Wahrscheinlichkeit schlimmer Eisstopfungen auch schon weit vor jener Mündung. An letzterer wurde durch gewaltige Arbeiten zur Herstellung einer regelrechten Stromrinne für den ungehinderten Abfluß der Wasser- und Eismassen, durch die Ausführung von sogenannten „Parallelwerken" seitens der Staatsregierung wohl die Stopfungsgefahr beseitigt oder doch vermindert. Aber die durch die Krümmungen des Laufes hervorgebrachten blieben darum nicht weniger bestehen. Hier konnte nur eine Radikaloperation Abhilfe schaffen. Zu dieser entschloß man sich endlich im Jahre 1888, nachdem im Frühling ein furchtbarer Deichbruch stattgefunden und der Niederung unberechenbaren Schaden zugefügt hatte. Der Weichsel mußte eine neue Mündung in die Ostsee in direkter Fortsetzung der nördlichen Richtung, die sie bis zum Danziger Haupt verfolgt, gegeben, das Vorland und die Düne durchstochen und ein genügend breites und tiefes Bett für diesen neuen Ausfluß geschaffen werden, um das ganze vom oberen Lauf

Digitized by Google

kommende Hochwasser wie die Eismassen aufnehmen und ohne Störungen und Stockungen in das Meer hinausführen zu können. Die preußische Regierung forderte im Juni jenes Jahres vom Landtage die Bewilligung der Mittel zur Ausführung des großartigen segensreichen Werkes, des Durchstichs und der nötigen Schleusenanlagen, dessen Kosten auf 20 Millionen Mark angesetzt waren, zu welchen die Deichverbände der dortigen Niederungen sich verpflichteten, 7 230 000 Mark beizutragen.

Nach der Bewilligung des Antrags durch den Landtag und nach den notwendigen Landankäufen und der Aufstellung der Entwürfe begann man die Arbeiten an Ort und Stelle im Sommer 1891. Mit Einschluß der Wiederschiffbarmachung der Elbinger Weichsel durch gründliche Ausbaggerung, Herstellung einer Fahrrinne und durch die Anlage einer Kammerschleuse am Deich des rechten Ufers des großen Weichselstromes beim Danziger Haupt ist das ganze Werk bis zum Juni des vorigen Jahres zur Vollendung gebracht.

Ich gestehe, daß ich während der vierundfünzig Jahre, die seit meinem letzten längeren Besuch der Vaterstadt verflossen waren, in Berlin von allen den hier von mir angeführten Unternehmungen zur Sicherung der Niederungen unseres Weichseldeltas wenig genaueres gehört und gelesen, wohl weil ich mich — wie ich als Danziger Kind zu meiner Schande bekennen muß — wenig um diese Dinge bekümmert hatte. Ich erfuhr zwar von der mir so bitter beklagenswert dünkenden teilweisen Zerstörung des eigentümlich reizvollen architektonischen Charakters und Anblicks der Hauptstraßen Danzigs durch die Abtragung der Beischläge vor den hohen schmalen Giebelhäusern. Auch von der Durchführung des von dem Oberbürgermeister von Winter unternommenen, für

1757884

Digitized by Google

das Wohl der Stadtbevölkerung so wichtig gewordenen Werkes der Kanalisation der Stadt und der Herstellung der Wasserleitung.

Dann kam in neuerer Zeit auch die Kunde von der beabsichtigten und auch wirklich wenigstens stellenweise ausgeführten Niederlegung der alten Wälle, die wie ein grüner Gürtel das stolze, feste alte Danzig umhegten, und von der Ausfüllung der Stadtgräben, die deren gemauerten Fuß umspülten. Aber von den an der Weichsel und Nogat vollbrachten folgenreichen öffentlichen Arbeiten gewann ich nur eine sehr allgemeine und vage Vorstellung.

Im vorigen August besuchte ich endlich einmal meine Vaterstadt und feierte das Wiedersehen der so vielfach verwandelten mit sehr gemischten Gefühlen. Am ersten Sonntag meines Aufenthaltes fuhr ich mit meiner Tochter nach Zoppot, dem nahen Seebade, das ich noch sehr viel gründlicher verändert fand als die Stadt selbst. Auf der Strandpromenade schlendernd, begegnete uns zu unserer freudigen Überraschung Herr von Goßler, der frühere „beste Kultusminister, den Preußen je gehabt hat“ (wie ein bekannter Ausspruch unseres Kaisers über ihn lautet), und gegenwärtige Oberpräsident der Provinz Westpreußen.*) Ich wußte sehr wohl, welche hingebende Tätigkeit er auf diesem Posten zum Wohl Danzigs und der ganzen Provinz entfaltet hat und welche dankbare Verehrung ihm, welche Anerkennung seiner Wirksamkeit dort von dem ganzen urteilsfähigen Teil der Bevölkerung gezollt wird. In Berlin hatte ich immer in freundlichen Beziehungen zu ihm gestanden, auch wiederholt mich der Beweise seines Wohlwollens zu erfreuen gehabt und reichliche Gelegenheit und Ursache erhalten, die Persönlichkeit des außerordentlichen Mannes nach Gebühr schätzen zu lernen. Er begrüßte

*) Seitdem tief beklagt verstorben.

Digitized by Google

mich in altgewohnter gütiger Weise, und am Strande dahinwandelnd, befragte er mich, wie ich die nächsten Tage des Aufenthalts in Danzig zu verwenden gedächte. „Haben Sie den kommenden Mittwoch noch frei?“ fragte Herr v. Goßler mich und meine Tochter. Wir bejahten. „Dann mache ich Ihnen einen Vorschlag: Ich lade Sie ein, mit mir und einigen anderen Herren und Damen eine Dampferfahrt mitzumachen, die wir auf der Weichsel zur Besichtigung des nun vollendeten neuen Durchstichs unternehmen wollen. Als alter Danziger müssen Sie doch das größte und wichtigste Werk zum allgemeinen Wohl sehen und kennen lernen, das wir hier während meiner Oberpräsidentschaft zu Ende geführt haben.“ Wir sagten selbstverständlich mit Freuden zu. „Also nächsten Mittwoch, morgens 7½ Uhr erwartet uns der Dampfer auf der Motlau an der langen Brücke, gleich links vom Grünen Tor.“

Es war ein schöner, leicht verschleierter, milder Augustmorgen, an dem wir uns pünktlich dort einfanden. Der elegante, schmucke, beflaggte Dampfer, — derselbe, welcher von unserem Kaiser bei seinem letzten Aufenthalte in Danzig zu einer ähnlichen Fahrt wie die heute von uns geplante benutzt worden war —, nahm uns auf. Er führte den mir so werten Namen „Gotthelf Hagen“ zu Ehren des verstorbenen großen Wasserbaumeisters dieses Namens, des Geh. Oberbaurats in Berlin, dessen Haus mir im ersten Jahrzehnt meines dortigen Aufenthalts während der vierziger Jahre durch die Güte des herrlichen Mannes und seiner Gattin fast das Vaterhaus ersetzt hatte. Bald war die Gesellschaft an Bord vollzählig beisammen: Prof. Conrent, der gelehrte Direktor des naturwissenschaftlichen, ethnographischen und archäologischen städtischen Museums am Grünen Tor, Prof. Stryowski, der bekannte Danziger Maler

Digitized by Google

mit seiner schönen, geistreichen, dunkeläugigen Gattin und ihrer ihr so ähnlichen jungen Tochter, der Maler Prof. Männchen, der Photograph Herr Goerke mit Frau und Tochter, ein Regierungsbaumeister und ein Landrat, deren Namen mir aus dem Gedächtnis entschwunden sind. Herr v. Goßler stellte die Teilnehmer der Partie einander vor. Bald setzte sich der Dampfer in Bewegung, die Motlau abwärts zwischen der Speicherinsel und der langen Brücke mit ihren alten malerischen Straßentoren, die nun auch von der Stadt freigegeben sind und somit bald wohl ihrer köstlichen Eigenart beraubt, wo nicht gänzlich der Zerstörung überlassen sein werden; und weiter längs des Fischmarktes, des „brausenden Wassers" und der folgenden Inselufer mit ihren Schuppen und Bootszimmerplätzen zur Mündung des Flusses in die nun „tote Weichsel". Dort auf dem grasigen Plan zwischen ihr und der Motlau-Mündung schimmert noch genau so wie vor sechzig Jahren aus dem dichten Kranz der Baumkronen seines Vor- und Hintergartens das hellfarbige Gebäude des alten Wirtshauses „Milchpeter," — einst ein Lieblingsziel für sommerliche Nachmittagsausflüge der Danziger — hervor. Von dort fuhr noch in meinen Jugendjahren, so gut wie zu Daniel Chodowieckis Zeit, die „Treckschuyte", mit einer Musikbande auf dem Deck, nach dem „Holm", der Insel am jenseitigen Weichselufer, hinüber und in den dort mündenden Kanal, den kürzesten Weg nach Weichselmünde und Neufahrwasser, ein, durch den sie dann von einem vorgespannten alten Gaul bis zum unteren Weichsellauf geschleppt („getreckt", daher der Name) wurde. Unser Dampfer aber wendete um die rechtsseitige Motlau-Uferspitze in den östlicheren Teil der Danziger Weichsel und fuhr stromaufwärts auf ihrem nun so still gewordenen glatten Gewässer dahin. Herr von Goßler hatte eine große Spezialkarte des

Digitized by Google

Weichselniederungsgebietes ausgebreitet, und den von ihm dabei gegebenen Erläuterungen danke ich die nähere Kenntnis jener Stromregulierungsarbeiten, von denen ich oben berichtete, und deren Besichtigung diese interessante Fahrt gewidmet war.

Der Teil der Weichsel, in den wir von der Motlau-Mündung aus einlenkten, um stromaufwärts in östlicher Richtung weiter zu fahren, glich völlig einem toten Gewässer. Jede Strömung darin hat aufgehört. Große Holzmassen in Floßform lagen unbeweglich zunächst den Ufern. Auch auf einer Strecke an dem linken Ufer, nördlich von der Stadt, wo vor fünfzig Jahren im Sommer immer das regste und interessanteste Leben herrschte, der sogenannten „Tscherapka", ist es nun recht still und leer geworden. Die ganze Größe des Kontrastes zwischen dem damaligen und dem jetzigen Zustande drängte sich mir bei dem Anblick auf.

Längst schon ist die Weichsel nicht mehr der einzige oder der Hauptweg, auf dem die Weizenmassen aus Polen nach Danzig gelangten, um hier an die großen Händler verkauft und auf die Seeschiffe verladen zu werden. Die Eisenbahnen haben den Strom entlastet, und zugleich hat der Getreidehandel Russisch-Polens mit dem Ausland andere Wege als nach den preußischen Häfen eingeschlagen. Ehedem kamen die mit den Weizenlasten beladenen großen Flöße, die „Witynnen", die Weichsel herab bis zu diesen Uferstrecken, wo sie ausgeladen und aufgeschüttet wurden, um dort Wochen und Monate zu lagern. Polnische Leibeigene, das malerische zigeunerische Volk der „Flissen", der „Djinkes", unter der Aufsicht jüdischer Faktoren, führte diese Flöße und hatte dann bis zum Verkauf des Weizens und der Flöße ein seltsames Biwakleben neben den Körnerhaufen, die immer wieder umgeschaufelt werden mußten.

Digitized by Google

Um ein Wachtfeuer, auf dem jene ihr bescheidenes Mittag- und Abendessen kochten, lagerte dies bedürfnislose braune Lumpengesindel auf Stroh und vergnügte sich mit Geigenspiel und Tänzen, wenn es nicht mit dem Ausladen und Schaufeln beschäftigt war oder nicht in der Stadt herumstreifte, um dem jungen Danzig die mit primitiven Brandmustern ornamentierten Stöcke gegen blanke Knöpfe zu verhandeln. Nach jenen Flissen, nach den polnischen Juden im schwarzseidenen Kaftan und den Weizenhaufen wird man heute an der Uferstrecke vergebens suchen. Drüben auf dem nördlichen Ufer, wo an dem Strom einzelne niedrige Bauern-, Schiffer- und Wirtshäuser von echt holländischem Typus mit geschorenen, niedrigen Lindenbäumen vor der Fassade meist in weiten Zwischenräumen voneinander liegen, schließt schon in nicht eben weiter Ferne die mit dunklen Kieferngehölz bestandene Dünenkette der „Nehrung" den Horizont. Dort liegt das vielbesuchte „Heubude" mit seinem Landsee und seinen erst durch den langen Marsch über die sandige Düne zu erreichenden Seebadeanlagen. Die trübste Erinnerung meines Lebens knüpft sich an diesen Ort. Sie erwachte bei seinem Namensklange und breitete einen Schatten über die heitere Stimmung, welche diese Fahrt durch das vertraute heimische Land in mir erweckt hatte . . . Der Dampfer zog in nicht überhasteter Fahrt auf der stillen Wasserbahn an den breiten darauf lagernden Holzflößen und den schlichten anmutigen Uferszenerien vorüber, die wir zum Teil von den windgeschützten Plätzen am wohlbesetzten Frühstückstisch hier in vollem Behagen anschauen konnten. Den Landschaftsbildern am linken südlichen Ufer gibt die Erscheinung des alten Danzig mit seinen so mannigfach gestalteten, schlanken und schweren wuchtigen, emporragenden Türmen und steilen Dächern, die sich dort in mäßiger Entfernung immer wieder

Digitized by Google

verschieben und sich in stets verändernden Gruppierungen zeigen, ein ganz besonderes Gepräge. Allmählich sind wir in der Nähe jenes alten Durchbruchs der Weichsel bei Neufähr gelangt, der sich in der letzten Januarnacht 1840 durch die Gewalt des Hochwassers und der Eisschollen vollzog. Hier bei der Uferortschaft Plehnendorf sperrt die nach ihm benannte alte Schleuse die, damals durch jenen Durchbruch zum Meere „tot" gemachte, westlichste Strecke der Danziger Weichsel gegen deren östlichen Teil ab. Diese Schleuse öffnete ihre Tore für unsern Dampfer, und bald schwimmen wir, Neufähr mit seiner Mündung zur Linken lassend, weiter gegen Osten hin weichselaufwärts, dem „Danziger Haupt" entgegen. Dort am Ufer wird wieder eine Ortschaft sichtbar, deren Name manche, diesmal aber freundlichere Erinnerungen aus ferner Knabenzeit in meiner alten Seele aufleben läßt. Es ist Bohnsack, eines der Lieblingsziele für die winterlichen Schlitten- und Schlittschuhpartien der Danziger auf der festgefrorenen Weichsel, wo man an solchen Wintertagen mit so innigem Genuß in den mit Menschen und Qualm gefüllten Gastzimmern bei Grog, Eierbier und gellender Musik die von der schneidenden Kälte halb erstarrten Glieder und Ohren auftauen ließ, bis man widerwillig zur Heimfahrt aufbrach.

Mehr und mehr näherten wir uns dem neuen großen Schleusensystem bei dem Uferdorf Einlage, jenem bewundernswerten Werk der Wasserbaukunst, welches der künstliche Durchstich notwendig gemacht hatte. 10 km beträgt die Weichselstrecke zwischen der Plehnendorfer und dieser Schleuse. Sie ist eine Doppelanlage, die aus zwei nebeneinander gelegenen Schleusen, einer sogenannten „Kammerschleuse" für das Durchpassieren von Schiffen und einer „Floßschleuse" für die großen Holzflöße, besteht. Beide

Digitized by Google

Tore sind fest und hoch genug, um auch bei höchstem Wasserstande und stärkstem Eisgang das Eindringen der Flut und der Schollen in die tote Danziger Weichsel unmöglich zu machen, während durch ihre Anlage die Schiffahrtsverbindung nach und von Danzig, von und nach Elbing und Königsberg offen gehalten wird.

Im Eingang der Kammerschleuse legte der Dampfer an, und wir verließen ihn, um die ganze Anlage sowie die der Floßschleuse in der Nähe anzusehen. Die Tore liegen in der Fluchtlinie des neuen Weichseldeiches unter Drehbrücken, die ebenso wie die Tore hydraulisch durch innerhalb des Mauerwerks der Schleusenwände verlegte Wasserdruckmaschinen mit größter Leichtigkeit und Sicherheit bewegt werden. Vor den Toren der Kammerschleuse ist an der Stromseite ein geräumiger Hafen angelegt. Die Wasserspiegelhöhe in dem Hauptstrom und in der toten Weichsel ist nicht die gleiche. Durch die Kammerschleuse aber wird der Wasserstand in der Kammer zwischen den geschlossenen Toren an ihren beiden Enden mittels des Ein- und Auslassens von Wasser durch die im Mauerwerk befindlichen Kanäle, die „Umläufe", je nach Bedarf gehoben oder gesenkt, so daß die Fahrzeuge fast unmerklich aus der einen in die andere Wasserhöhe hinübergleiten können. Die Floßschleuse bedarf nur der Tore an dem östlichen Eingang aus der großen Weichsel. Sobald sie geöffnet sind, führt die natürliche Strömung die Flöße aus ihr in die niedrig gelegene tote Weichsel hinab.

Von der Höhe der Drehbrücke über die Kammerschleuse bei dem Wärterhäuschen überblickten wir nun das ganze gewaltige Werk der Stromregulierung und der neuen Mündung des sich jetzt ungehemmt in nördlicher Richtung mit leicht geschwungener Uferlinie etwa $7\frac{1}{2}$ km ent-

Digitized by Google

fernt von hier ins offene Meer ergießenden Stromes. Dort, am Fuß der durchstochenen Nehrungsdüne, nahe der neuen Mündung am rechten Stromufer wird, die Häuser des Dorfes überragend, die Windmühle von Nickelswalde sichtbar, in deren Gehöft Königin Luise auf ihrer traurigen Reise nach Memel im Winter 1806 übernachtet hat. Damals lag es weit ab von der Weichsel, und der hohe Dünenwall trennte es vom Meer. Heute wälzt der Strom hart an ihm vorüber seine Fluten, und nichts hemmt den Blick mehr von diese Mühle aus auf die offene See. $7\frac{1}{2}$ km von hier oberhalb am Strom bei dem Dorf Siedlersfähr begann der Durchstich, für dessen Bewerkstelligung zunächst ein Landstreifen von eben dieser Länge und über 1 km Breite, auf dem sich 67 Wohnhäuser und 26 Wirtschaftsgebäude befanden, angekauft werden mußte. Mit der Aushebung dieses ganzen Geländes für das neue Strombett wurde gleichzeitig die Verlegung des viel zu nahe am Strom gelegenen linken Uferdeiches auf einer Strecke von 10 km Länge vom Beginn des Durchstichs bis zum Dorfe Gemlitz auf eine weiter westlich abliegende Linie ausgeführt. Dadurch wurde schon auf dieser ganzen Strecke ein Flutprofil von 900 m Breite geschaffen. Aus großen Photographien, die während der mehrjährigen Arbeiten an dem Durchstich und der Eindeichung in allen Stadien des Vorschreitens dieser Werke aufgenommen worden waren, durch Spezialkarten und Pläne und durch die authentischen Mitteilungen in einem uns übergebenen klaren sachverständigen Aufsatz des kgl. Regierungsbaumeisters Herrn Kieseritzky in Graudenz verschaffte uns Herr v. Goßler eine richtige Anschauung und ein Verständnis des hier Geleisteten. Wie wir aus diesem Aufsatz ersahen, war es beschlossen, auf der Strecke von Siedlersfähr bis zur Düne den Durchstich in

Digitized by Google

der vollen Breite des erforderlichen Stromprofils mit 2 m Wassertiefe auszugraben, im Dünengebiet aber nur einen schmalen Graben herzustellen und dessen Verbreiterung wie die Vertieferung des ganzen Durchstichs dem Strome selbst zu überlassen, da man noch vom Durchbruch bei Neufähr her wußte, was der Strom in der Lösung solcher Aufgaben ohne menschliche Beihilfe zu vollbringen vermag.

Um ein solches Bett zu schaffen, mußten zwischen Siedlersfähr und der Düne acht Millionen dreimalhunderttausend Kubikmeter Erde ausgeschachtet werden. Das hätte, da man auf zehn Handkarren kaum zehn Kubikmeter Erde unterbringen kann, mithin dreiundachtzig Millionen solcher Ladungen betragen. Durch Menschenkraft war diese Arbeit nicht zu vollbringen. Große Trockenbaggermaschinen mußten an deren Stelle treten. Sieben von ihnen waren gleichzeitig in Tätigkeit, von denen jede mittels der an einer vorgestreckten Kette befestigten und durch Dampfkraft bewegten Schaufeleimer täglich zweitausend Kubikmeter Erde aushob. Kleine, von Lokomotiven gezogene Eisenbahnwagen nahmen diese Massen auf und trugen sie dahin, wo sie zur Aufführung der neuen breiten Deiche verwendet wurden. Der Boden der so geschaffenen ungeheuren Baugrube zwischen Siedlersfähr und der Düne, die gegen den Strom durch den alten nördlichen Deich des bisherigen Laufs der Danziger Weichsel, gegen die See hin durch die noch undurchbohrte Düne vor dem Eindringen des Wassers geschützt war und von dem aus dem Boden aufquellenden durch Ansppmpen befreit wurde, lag mehrere Meter unter dem Meeresspiegel. So konnten nun die beiden Schleusen angebracht und die Uferbefestigungen des neuen Strombettes ausgeführt werden. Zu letzterem Zwecke mußten dreimalhunderttausend Kubikmeter Faschinen und einmalhundertachtundachtzigtausend Kubikmeter Steine

Digitized by Google

herangefahren werden, die Tausende von Schiffsladungen bildeten. Zwei Dampfkräne waren Tag und Nacht in Tätigkeit, um diese Massen herauszuheben, die dann auf einer eigenen Eisenbahn zu ihren Verwendungsstellen geführt wurden. Bis zum November 1894 waren diese Arbeiten vollendet. Der alte Deich bei Siedlersfähr wurde durch schwimmende Bagger entfernt. Die Wasser der Weichsel strömten in das neue Bett ein und füllten es rasch. Es blieb nur noch übrig, den Dünendamm zu durchbrechen. Am 31. März des folgenden Jahres — also etwa $1^1/_2$ Monate vor der Eröffnung des andern gleichzeitig in Holstein durchgeführten gewaltigen Wasserbauwerks, des Nord-Ostseekanals — geschah das in besonders feierlicher Weise. In Vertretung des Kaisers und auf dessen telegraphisch erteilten Befehl tat der Oberpräsident v. Goßler, umgeben von den Beamten und Technikern, die sich auf der festlich beflaggten und geschmückten Strombaustelle versammelt hatten, nach einem Segensspruch über das zum Heile der Provinz unternommene Werk den ersten Spatenstich in den noch sperrenden Damm. Dann hat sich ein merkwürdiges Schauspiel geboten: Wie ein dünner Bach sei das Wasser durch den schmalen Graben in die See geronnen. Aber bald schwoll dies Rinnsal zum strudelnden reißenden Strome an. Dreiviertel Stunden nach jenem ersten Spatenstich hatte er sich an der Mündung ein Bett von 100 m Breite gewühlt. Am nächsten Morgen aber wälzte sich die Weichsel in einer Breite von 300 m ins Meer. Zwei Millionen Kubikmeter Dünensand hatte sie innerhalb sechzehn Stunden hinweggerissen, verschlungen und hinausgespült. Im Herbst war auch die Mündung der Elbinger Weichsel durchdeicht und ebenso die schwierigere der Danziger Weichsel und die Absperrung beider vollendet, die dann wieder durch die Schleusenanlagen modifiziert worden ist, so daß nun durch

Digitized by Google

jene notwendige Sperrung dennoch die Wasserverbindung nicht verhindert wird.

Herr v. Goßler, in dessen Beisein zwei Monate vor unserer Fahrt die feierliche Eröffnung der Schleuse an dem die Elbinger Weichsel schließenden Deich stattgefunden hatte, wies uns mit wohlberechtigtem und begreiflichem frohen Stolz dies große segensreiche Werk, das er „in gewissem Sinne sein“ nennen kann: auf den so mächtig und doch so gebändigt und seiner furchtbaren Macht, zu schaden, beraubt, dem Meere zufließenden Strom; auf die festen breiten Deiche, die Schleusen, die blühenden neuen Ansiedlungen an der ihm durch Menschenkunst und Energie bereiteten Mündung und längs seines Laufes; die auf fetter Uferweide grasenden Rinder und Pferde. Er gedachte mit Dank und warmer Anerkennung der Personen und der Tätigkeit der Männer, welche die Ausführer des Unternehmens gewesen sind, des jetzigen Oberregierungsrats, damaligen Regierungsrats und Vorsitzenden der Ausführungskommission Dr. Müller, des technischen Leiters Geh. Baurats Müller, des Regierungsbaumeisters Ortloff, des Bauinspektors Rudolph, des Wasserbauinspektors, jetzt Baurats in Memel, Rhode und des Regierungsbaumeisters Schneider, jetzt Wasserbauinspektors in Düsseldorf.

Wir hatten den Dampfer wieder bestiegen und fuhren auf dem breiten regulierten oder vielmehr erst hierher gelenkten Strom aufwärts bis über das Danziger Haupt hinaus, bis dahin, wo die Elbinger Weichsel sich östlich davon abzweigt. In der Nähe eines Dorfes Stutthoff, das eine kleine Strecke vom Ufer abliegt, legte der Dampfer an, und wir verließen ihn, um dort hinzugehen, wo das bestellte Mittag für uns bereitet sein sollte. Daß der Besuch des verehrten Oberpräsidenten bevorstände, war angekündigt,

Digitized by Google

und man hatte durch Aufpflanzen von schwarz-weiß-roten Wimpeln längs des Weges von der Anlegestelle bis zum Dorf eine Art Via triumphalis hergestellt, auf der unsere Gesellschaft nun dahinwandelte. Das ebenfalls festlich beflaggte große Wirtshaus, in dem Mittagstation gemacht werden sollte, ist zugleich ein ländliches „Warenhaus" großen Stils, in welchem alles zu kaufen ist, was auf dem Lande an leblosen Gegenständen zur Nahrung und Notdurft gehört, von den landwirtschaftlichen Maschinen, Werkzeugen und Geräten für Acker und Ställe bis zu den Kolonialwaren, Konserven, Getränken, Kleiderstoffen, Schuhwaren, Wäsche, Schmucksachen, Hüten und Mützen für Mann, Weib und Kind. Dies enorme Verkaufslager nimmt den Hauptraum im Erdgeschoß ein, in den man unmittelbar durch die Haustür in der Mitte der langen Front des niedrigen Gebäudes eintritt. Dahinter aber liegt ein saalartiges, hübsch möbliertes und ausgestattetes Zimmer, und in diesem stand die Tafel für die Gäste gedeckt. Sie war so gefällig und einladend geschmückt, daß sie auch dem Speisesaal eines guten städtischen Hotels Ehre gemacht haben würde. Überraschend zumal war die schöne Verschwendung, die man bei ihrer Dekoration mit duftenden, farbenreichen, frisch geschnittenen Gartenblumen getrieben hatte. Und die aufgetragenen Gerichte, der weiße und rote Wein entsprachen durchaus dieser bestechenden und von vornherein gewinnenden Erscheinung. Daß an einer solchen Tafel, zumal wenn ein Mann von so glänzendem Geist wie Herr v. Goßler an ihr präsidiert und eine so komponierte Gesellschaft wie die hier vereinigte um sie versammelt ist, bald die glücklichste und behaglichste Stimmung herrschte, ist selbstverständlich. Wie sollt' es anders sein?!

Wieder ging es zum Wasser zurück und, die weitere Fahrt

Digitized by Google

gegen Osten auf der stillen Elbinger Weichsel begann. Dies Dahinschwimmen auf dem glatten, oft von Schilfdickichten, in denen der Rohrsperling lärmt und um die graziöse Libellen und Falter schwirren und flattern, gesäumten, vielgewundenen Wasserlauf hat einen wundersamen träumerischen Reiz. Die Ähnlichkeit der Gegenden, durch welche der Fluß sich schleicht, mit der holländischen Landschaft ist frappant. Zu beiden Seiten dehnen sich üppige Wiesenflächen mit Rinderherden belebt und von Störchen gravitätisch durchwandelt. Häufig erheben sich Windmühlen auf geringen Bodenerhöhungen. Vereinzelte Gehöfte mit rotbraunen Backsteinhäuschen und Scheunen, von Erlen, hohen Pappeln und alten Weiden umgeben, Getreideäcker, auf denen noch der gelbe Halmenwald wogt, und abgeerntete Stoppelfelder wechseln mit den weiten grünen Marschen ab. Weiden und Erlen hart am Ufer strecken ihre sanft bewegten Zweige über Binsen und Röhricht hin. Lehmige Landwege, von Weidenalleen eingefaßt, ziehen sich über die Felder hin zu Dörfern, über deren Häuser und Hütten ein alter Kirchturm hinausragt. Zwischen den Bäumen und Gebüschen am Ufer zuweilen einige nacktbeinige Kinder, die sich seelenvergnügt im Grase wälzen oder im flachen Wasser umherpatschen. Im festliegenden Kahn angelnde Jungen. Eine ununterbrochene Kette idyllischer Landschafts- und Genrebilder im milden, leicht verschleierten Licht des bewölkten Himmels zieht so an beiden Ufern an uns vorüber; Bilder, deren feiner, echt malerischer Stimmungszauber von niemandem inniger hätte empfunden und besser gewürdigt werden können als von der Mehrzahl der Teilnehmer dieser Fahrt. Gegen die Mündung ins Frische Haff hin erscheint das ganze Gebiet als ein Komplex von Inseln zwischen den vier oder fünf Armen, in die sich der Fluß zerteilt. Zuletzt fährt man auf einem

Digitized by Google

dieser schmalen Wasserläufe wie durch ein von solchen durchzogenes grünes Feld, durch einen sanft wogenden Binsenwald, der sich nach beiden Seiten weithin erstreckt und in dem es von Scharen von Krickenten wimmelt. Immer purren Völker von ihnen kreischend und schnatternd auf, um eine Strecke weiter wieder in das Binsendickicht einzutauchen. Nun ist, während die Gesellschaft auf dem Deck in der vorn offenen Halle beim Kaffee sitzt, das freie Wasser des Haffs erreicht. Ein feuchter Wind fährt über die weite graue Fläche, die links von der sich unabsehbar gegen Nordosten hin streckenden, dort im Dunst der Ferne verschwindenden, mit Kiefernwaldungen bedeckten Landzunge der Nehrung begrenzt und von der See getrennt wird, rechts die hügeligen, baumreichen Ufer des ostpreußischen Oberlandes bespült. Dieser Wind wühlt das Wasser zu krausen Wellen auf, die fast die Illusion erwecken, als tanze unser Dampfer auf denen der offenen See. Nach kurzer Fahrt in das Haff hinaus wendete er und lenkte in die Mündung des kleinen Niederungsflüßchens der Tiege, das zwischen den Mündungsarmen der Elbinger Weichsel und der Nogat in das große Haffbecken rinnt.

Dort erwartet uns ein kleinerer Dampfer; der „Gotthilf Hagen" ist zu groß für diesen schmalen Wasserlauf von geringer Tiefe. Wir bestiegen das schmale, zierliche Boot und dampften die Tiege aufwärts. Ihre Uferbilder überbieten an seltsamer, träumerischer, anheimelnder Anmut und intimen Reizen noch die, welche sich uns längs der Elbinger Weichsel gezeigt hatten. In ganz kurzen Abständen folgen sich dort die Bauernhöfe mit saubern alten Backsteinhäusern, die mit hoch ansteigenden moosigen Strohdächern bedeckt sind, von Linden und Erlen beschattet, hinter blumenreichen Gärtchen; die hochgetürmten Getreidemieten, die Windmühlen, die Erlen- und Weidengruppen, und dichtes

Digitized by Google

Schilf und Binsen wuchern längs des Ufers im flachen Wasser und flüstern und rauschen leise im Winde. Das alles erscheint so weltentrückt, so friedlich still wie im Halbschlafe, ungestört vom Lärm des heißen Lebens der aufgeregten Zeit, dazuliegen. Während unser Boot daran vorübergleitet, fühlt man sich durch den Anblick allmählich selbst wie traumumfangen, und es ist, als ob die große Welt da draußen hinter uns versunken wäre.

Und in meiner Erinnerung steigen tief unter dem Zeitenschutt von 65 Jahren begrabene, aber noch unerloschene Bilder wieder auf von Tagen, an denen ich als Knabe hier gewandelt bin, hier unter den Erlen im Grase gelegen, auf diesem stillen Fluß mich im Boot geschaukelt habe, und von lieben Menschengesichtern, die sich damals hier zu mir herabgeneigt haben. „Ja, nur ein Traum ist's ganze Leben."

In dem Werderstädtchen Tiegenhof endete diese Dampferfahrt. Echt niederländisches Gepräge wie alle Gegenden, durch die sie uns geführt hatte, trägt auch alles in seinen stillen, baumbeschatteten Gassen: die uns so traulich anmutenden Häuschen, die von peinlicher Sauberkeit glänzen, mit den blanken Fenstern, mit den kleinen Beischlägen, mit den hübschen, sorglich gepflegten Gärtchen; nicht minder auch die blonden Menschen, die sich so ruhig und langsam dahinbewegen. Sie verleugnen auch heute noch nicht die charakteristische Art ihrer holländischen Vorfahren, die der deutsche Orden vor sechs Jahrhunderten in seine Lande rief und die als Kolonisten mit zäh ausdauerndem Fleiß und praktischem Verstande die sumpfige Wildnis des Weichseldeltas in diese gesegneten, fruchtbaren, reichen Niederungen verwandelten. Das Blut dieser Ahnen scheint noch fast unvermischt in den Adern der heutigen Bewohner zu fließen.

Digitized by Google

Von Tiegenhof wurde die Rückreise nach Danzig auf der Eisenbahn über Dirschau gemacht.

Die Gesellschaft trennte sich abends, Herrn v. Goßler ihre herzliche Erkenntlichkeit ausdrückend, dem allein wir doch diese an bleibenden, bedeutenden, neugewonnenen Anschauungen, an mannigfaltigen Eindrücken der fesselndsten Art an heiterm Genuß und ernster Belehrung gleich reiche Tagesfahrt durch mein geliebtes Heimatland dankten.

Digitized by Google

V.

Tiroler Sommertage.

(1902.)

Im Frühling des Jahres 1876 kehrte ich nach dem Beſuch des Ausgrabungsfeldes von Olympia und der „Durchquerung" des Peloponnes über Athen, Neapel, Florenz, Venedig, Verona — ganz Italien in drei Tagen und Nächten durchreiſend, die Tage zur raſchen Wiederbegrüßung der Herrlichkeiten dieſer vertrauten Stätten verwendend — nach Deutſchland zurück. Auf der Brennerbahn machte ich Bekanntſchaft mit einem jüngeren Coupégenoſſen von ungemein ſympathiſchem Ausſehen und Weſen, einem Wiener. Im Dahinfahren durch die im vollen Frühlingsſchmuck prangenden Tiroler Berglande, deren Gipfel noch bis tief hinab mit leuchtendem Schnee bedeckt waren, gerieten wir beide in gleiches Entzücken über all die großartige und zugleich ſo liebliche Schönheit der Landſchaft des Inntals. Mein Reiſegefährte ſchien hier völlig zu Hauſe zu ſein. Er erzählte, daß er allſommerlich dieſe Gegenden durchwandert, viele dieſer Höhen erſtiegen habe. Sein Vater hätte für einen wenig bekannten Ort in einem Seitental des Unter-Inntals eine ſo innige Vorliebe gehabt, daß er mit den Seinen von Wien aus beim Beginn jedes Sommers dorthin überſiedelt ſei. Dort hätten

Digitized by Google

er, der Erzähler, und seine Geschwister die glückseligsten Kinderzeiten verlebt; und noch jetzt empfinde er jedesmal ein Nachgefühl der damals hier erlebten Wonne, wenn er auf der Brennerbahn daran vorüberfahre und den schlanken, spitzen Kirchturm dort aufragen sähe. Der Ort hieße Brixlegg. Wir bekämen ihn bald hinter Jenbach zu Gesicht. Da rollte der Zug auch schon aus dem dunklen, prachtvollen Tannenwalde am linken Ufer hervor, auf hochgewölbter, von mächtigen Steinpfeilern getragener Brücke über den breiten, grünlichen, schäumend und rauschend im raschen Lauf dahinstrudelnden Strom und hielt in dem nächsten Moment kaum zwei Minuten lang vor dem kleinen, höchst primitiven Bahnhof der Station Brixlegg. Der Ort, dessen Häuser und Häuschen die höher gelegene, weiße kleine Kirche und der an ihren Chor lehnende Turm mit der, wie alle Kirchentürme im unteren Inntal, nadelspitz zulaufenden, schlanken, roten Dachpyramide überragt wurde, schien gerade vor dem Eingang oder der Mündung eines gegen Südosten hin sanft ansteigenden Seitentals hingelagert. Durch eine breite, ebene Wiesenfläche am rechten Innufer, an dem sich nahe dem Strom zwei hohe Schornsteine und die verräucherten langen Gebäude eines „ärarischen" Hüttenwerkes erhoben, war der Ort wie der Fuß der dem Innlauf parallelen Bergkette von der Eisenbahn getrennt. Jenes Seitental war eingefaßt und im Südosten abgeschlossen durch niedrige Waldhügel und Wiesenhänge, hinter denen wieder mächtige, teils mit dunklen Tannenwäldern teils mit frischgrünen Matten und Getreidefeldern bedeckte Bergmassen mit eigentümlich zackigen Profillinien anstiegen. Auf dem jenseitigen Ufer öffnete sich ein ähnliches Tal am Fuß des gewaltigen Bergkolosses, des Sonnwendjochs, dessen kahler Kalksteingipfel noch in eine dichte, glänzende Schneedecke gehüllt war.

Digitized by Google

Jenes Brixlegger Tal machte mir, so vom Waggonfenster aus gesehen, einen eigentümlich reizenden und anheimelnden Eindruck. Der bei dem Anblick des geliebten Ortes neu auflodernde jugendliche Enthusiasmus meines Reisegefährten mochte das Seine dazu beitragen. Wenn mir auch keine innere Ahnungsstimme in jenen Minuten zuraunte, welche Bedeutung dieser Ort, dieser Platz um seine kleine Kirche und das dahinter sanft ansteigende Tal einst für mich und meine Familie gewinnen würde, so hatte sich das ganze landschaftliche Bild doch tiefer als manches andere, an dem uns so ein Schnellzug vorüberführt, meiner Vorstellung eingeprägt. Immer war mir so, als müsse es da gut sein, und der Wunsch blieb in meiner Seele lebendig, dort — wenn auch nicht Hütten zu bauen, so doch — eine Sommerwohnung zu mieten.

So kam es, daß ich im folgenden Juli, als die große Sommerfrage von den Meinigen erörtert wurde: Wohin für die nächsten sechs Wochen? in voller Zuversicht, das beste zu raten, ihnen den Vorschlag machte, nach Brixlegg zu ziehen. Da ich in demselben Monat längere Zeit in München zu tun hatte, so empfahl sich die Wahl dieses kaum drei Eisenbahnstunden von da entfernten Tiroler Kirchdorfs zur Sommerfrische für die Familie um so mehr.

Diese Wahl hat uns nie gereut. Die Meinigen (und ich selbst bei meinen jeweiligen Besuchen) haben damals dort glückliche Tage verlebt. Und in mehr als einem der folgenden Sommer haben wir sie dort erneuert. Aber nicht nur freudige Erinnerungen machen mir den Ort so bedeutsam. Auch eine tief schmerzliche. Hier auf dem kleinen Gottesacker, welcher die Kirche umgibt, haben wir am 3. August 1894 meine Frau, die in der Pertisau am Achensee plötzlich am Herzschlage gestorben war, zur ewigen Ruhe bestattet, hier,

Digitized by Google

wo ich oft mit der Lebenden gestanden und auf die Täler und Höhen hinaus geschaut habe ....

Während dieser sechsundzwanzig Jahre, die seit unserem ersten Besuch Brixleggs vergangen sind, hat sich der Ort und seine Fortsetzung im höheren südwestlichen Teil des Tales, das Kirchdorf Bad Mehrn, im Innern und in seiner Eigenart, die ihnen für gewisse Menschengruppen seinen ganz einzigen Reiz verleiht, den großen Strom der Sommerfrischler aber zum Glück noch immer abschreckt, wenig verändert. Noch immer machen nur wenige Züge in der Menge derer, die täglich und nächtlich daran vorüber von München her nach Südtirol und Italien und von dort nach Deutschland eilen, vor dem kleinen Bahnhofsgebäude halt, und auch diese immer nur für wenige Minuten.

Hier hält jenseits vor der Ausgangstür auf dem Platz, an dem nur noch ein Gebäude, das Gasthaus des Bauunternehmers Wolff, liegt, noch immer keine Droschke, kein Hotelomnibus oder irgend ein Gefährt, worin der hier Abgestiegene seine Person und sein Gepäck zu dem noch eine ziemlich lange Strecke davon entfernten Brixlegg oder Mehrn befördern lassen könnte. Nur ein einziger Dienstmann, der Dienstmann des Ortes, ehemals der vor zwei Jahren verstorbene Aloys, ein wahrhaft genialer Bursche, steht dort bereit, unsere Koffer und unser Handgepäck auf seinen Schubkarren zu nehmen und an ihren Bestimmungsort zu bringen. Wer diesen für seine Person erreichen will, muß sich schon auf seine eigenen Füße verlassen, wenn ihm nicht vor seiner Ankunft beim Schlächter, beim Gastwirt oder einem Bauer ein Einspänner bestellt wurde, der ihn auf der Station erwartet.

An Gasthöfen, noch außer dem Wolffschen am Bahnhof, der von der braven rüstigen Hausfrau und den bild-

Digitized by Google

hübschen frischen jungen Töchtern mustergültig verwaltet wird, fehlt es in Brixlegg wie in Mehrn nicht gänzlich. Aber sie alle haben nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit jenen „Hotels", jener Aktienkarawanserein mit befrackten Kellnern, Portier, Haushofmeister, table d'hôte, wie sie heute in so vielen der schönsten Wald- und Bergnester Oberbayerns und Tirols aufgewachsen sind, um die sommerlichen Fremdenscharen aufzunehmen. Aber in Mehrn, wo unter der bemalten Statue des h. Nepomuk mit Kruzifix und Palmenzweig in den Händen aus dem Felsfuß des Hügels, auf dem hoch darüber zwischen volllaubigen Bäumen die kleine Kirche aufragt, eine natürliche Mineralquelle entspringt, ist seit deren Entdeckung im Jahre 1803 ein Bauernbad in Gestalt eines langen Schuppens mit schlichten Zellen für Wannenbäder eingerichtet. Dahinter erhebt sich der in den letzten Jahren vergrößerte und erhöhte „Mineral-Heilbad-Gasthof" von Michael Dengg, in dessen traulichen Zimmern Fremde zu jeder Zeit gute Aufnahme und Verpflegung finden.

Den mit Bäumen bepflanzten, mit Tischen besetzten Platz vor jenem grün umrankten Badezellenschuppen begrenzt diesem gegenüber ein gegen ihn her offener Holzbau, das „Salettl", in dem man vor Regen und Wind geschützt speisen kann. Hart an dessen geschlossener Rückwand vorbei rauscht im tiefen regulierten, mit Granitblöcken ausgefütterten Bett unter zwei darüber gespannten Holzbrücken hindurch der reißende Bergstrom, die Alpacher-Ache, wildstrudelnd und schäumend dahin. Unterhalb des Bades, wo er ein mit Gehölz und Matten bedecktes, niederes davor gelagertes Felsenjoch durchbricht, stürzt er sich in prächtigen Kaskaden in das tiefere Bett. Mit den von ihm abgeleiteten Nebenarmen Sägemühlen, Handmaschinen von Tischlern und Drechslern treibend, Wäscherinnen und Schlächtern dienend

Digitized by Google

und wieder tosende Fälle bildend, durchschneidet er dann Brixlegg, um sich endlich neben dem Hüttenwerk brausend in den Inn zu ergießen. In neuerer Zeit hat man die Kraft dieses Bergstroms noch einem anderen, ganz modernen Zweck dienstbar gemacht. Dicht hinter jener von ihm durchbrochenen Felsenwand neben dem weinlaub-umrankten Hause des Bürgermeisters ist das Gebäude der Elektrizitätswerke errichtet, dessen Dynamo-Maschine durch die Kaskaden eines Nebenarmes getrieben wird.

Nun prangt ganz Mehrn und Brixlegg und das Innere seiner Gasthäuser, traulichen Kneipen, Bier- und Weingärten abends im Glanz der elektrischen Beleuchtung. Die einzige, freilich auch sehr bedeutsame Veränderung im Innern der beiden eng verbundenen Ortschaften im letzten Vierteljahrhundert. Die Landstraße vom Bahnhof, die an Wolffs einsam stehendem Gasthaus vorüber durch das Tal zwischen Wiesen und Wällen hinführt, stößt an deren Fuß rechtwinklig auf den von Rattenberg, dem nächsten Städtchen an diesem Innufer, kommenden Fahrweg, welcher eine kurze Strecke weiter südwestlich in die Hauptstraße Brixleggs einmündet. Es ist die einzige des Ortes, welche wenigstens zum Teil von nahe beieinander in ziemlich gerader Fluchtlinie stehenden, von Handwerkern, Warenhändlern und Gastwirten bewohnten, steinernen Häusern eingefaßt wird. Manche von diesen sind, ähnlich wie die des malerischen Rattenberg, mit zierlich gearbeiteten, schmiedeeisernen Gittern vor den Fenstern versehen. In allen aber — den städtisch ausschauenden steinernen ebenso, wie den bäuerlich tirolischen mit dem braunen Holzbau des Oberstocks und den sich um diesen herumziehenden Außengalerien — zeigt jedes Fenster und die Brüstung jeder Galerie reichen, lustigen Blumenschmuck, Geranien-, Nelken- und Rosentöpfe. Auch

Digitized by Google

der ummauerte, steile Hügel, welcher inmitten des Friedhofs die einschiffige weiße Kirche mit dem hohen, spitzschlanken Turm an der Nordseite des Chors und eine offene Halle mit Erbbegräbnisstätten trägt, liegt in der Flucht-linie dieser Hauptstraße des Ortes. Bald aber löst sich von da ab die geschlossene Häuserreihe auf. Nur noch einzelne, weit voneinander getrennte Gebäude, wie das des kaiserlichen Postamts, Dorfhäuser und stattliche Villen, stehen an der Fortsetzung dieser Gasse als Landstraße. Weiter am Fuß der Waldberge und längs des großen Lipperheideschen Parks parallel dem Inn zieht sie sich in südwestlicher Richtung am Eingang des Zillertals vorüber gegen Rothholz und Schwaz hin.

Von jener Hauptgasse Brixleggs aus führen einige wenige Fuß- und Fahrwege in das breite Seitental nach Bad Mehrn hinauf. An dem ersten dieser Wege liegen die Häuser, — darunter manches echt alttiroler Bauernhaus mit geweißtem, steinernem Unterbau, hölzernem, von Galerien umgebenem Oberstock und flach geneigtem, mit Feldsteinen beschwertem Schindeldach —, willkürlich verstreut, meist inmitten von mit Fruchtbäumen besetzten Rasenflächen und Blumengärten. An dem anderen — dem vom südlichen Ende der Hauptstraße, der Post gegenüber, dicht am Uferdamm der rauschenden Ache sich rechtwinklig abzweigenden — stehen nur zwei oder drei Hütten, eine Sägemühle und große Schuppen und liegen enorme Massen von glatt geschälten Tannenstämmen und geschnittenen Brettern aufgehäuft. Unmittelbar dahinter, an der Südseite des Weges steigt die mit buschigem Gehölz gekrönte Bergwand auf, die auf ihrer höchsten Kuppe eine kleine Kapelle trägt. Jede Stelle an dieser Straße ist malerisch: jedes Häuschen, jeder Schuppen, jedes Bauerngärtchen, jede Schmiede und Schneidemühle mit ihrem feuchtglänzenden, alten, braungoldigen Holzwerk, mit den brausenden weiß-

Digitized by Google

schäumenden Fällen der Ache, welche die Werke treiben, mit dem üppigen Grün der Hecken, der Kastanien-, der Linden-, der Nuß-, Kirsch-, Apfel- und Birnbäume, die sich rings um die Häuser und Hütten drängen, die quer vorgelagerte, mit Rasen und Wäldchen bedeckte Felsbank, welche hier vor der zwischen blumigen Wiesen als Hohlweg ansteigenden Straße ein hohes, schattiges Felsentor bildend, dort zur Linken von der Ache in tosenden Kaskaden durchbrochen wird. Und dies Ganze liegt eingebettet wie in eine grüne Muschel, in den Kranz von immer höher ansteigenden gewaltigen Bergmassen, die in einzelnen Spitzen und Kuppen von etwa 1900—2000 Meter Höhe, wie die Gratlspitze und die Holzalp gipfeln. Auf ihren Hängen wechseln die lichtgrünen, leuchtenden Matten mit schmäleren und breiteren Streifen und großen dichten Flächen schwarzgrüner Tannenwälder. An den Gipfeln tritt der nackte Kalkfels zu Tage, der im Widerschein der aufgehenden und der sinkenden Sonne in Gold- und Purpurtönen erglüht. Hie und da bis hoch hinauf an diesen Berglehnen, auf den Wiesengründen, am Waldrand werden einzelstehende Gehöfte und Kapellen sichtbar. Auf zwei tiefer gelegenen Vorhöhen am rechten Ufer der Ache, aber unterhalb und oberhalb ihres großen Falls im Durchbruch jener Felsenbank, leuchten weithin zwei Gebäude von ganz besonderer Art: Hier, eine Strecke weiter von Denggs Badehaus ist es die weiße Mehrner Kirche mit dem schlanken Turm an der Nordseite des Chors, — eine ziemlich genaue Kopie der Brixlegger —, über den dichten Laubkronen alter Linden- und Kastanienbäume, welche den Hügel und den Kirchplatz beschatten. Dort weiter unten am Ache-Ufer auf höherer Kuppe ein großes, vierseitiges, gelbliches, glattwandiges, steinernes Gebäude mit seltsamem spitz zulaufendem, pyramidenförmigem Schindeldach, dessen Kanten konkav ausgeschweift sind. Drei

Digitized by Google

Hauswände sind in jedem seiner drei Stockwerke von je zwei niedrigen Fenstern durchbrochen. Zwischen den obersten der Westseite steht in einer Nische eine große Madonnenstatue. An der Ostseite tritt ein runder Treppenturm mit schwärzlichem Kegeldach heraus. Hie und da sind die Wände bis zum ersten Geschoß hinauf von Geißblatt überrankt. Dichtlaubige Kastanienbäume, Linden, baumhohe alte Holundersträuche umschatten das Haus. Ein Gärtchen, in welchem gegenwärtig die letzten Rosen und weiße Lilien an hohen, schlanken Stengeln leuchten, breitet sich auf dem Plateau vor der Südseite aus. Ein sanft ansteigender Pfad führt vom Fuße des Kirchhügels aus am rasigen, buschigen Hange an einem wundervollen, alten Bauerngehöft vorüber da hinauf. Das ist das Schlößchen Lanegg, ein dem 16. oder 17. Jahrhundert entstammender Bau, der leider in den letzten Jahrzehnten durch den Abbruch seiner ehemaligen Ecktürmchen und das Aufsetzen jenes gar nicht zu seinem Baustil passenden Daches viel von seiner echten charakteristischen Erscheinung eingebüßt hat. Es scheint ursprünglich nur einen Teil eines ausgedehnten Burgbaues gebildet zu haben, der später zerstört und abgetragen ist. Auf dem Hügel und der dahinter ansteigenden Berglehne zeugen noch heute Mauerreste von 1½ m Dicke von dem einstigen Vorhandensein dieses das Tal beherrschenden festen Platzes. Einer der Burgherren von Lanegg liegt vor dem Hauptaltar der Mehrner Kirche begraben. Die Steinplatte, welche seine Gruft bedeckt, trägt unterhalb des Wappens die eingemeißelte Inschrift: „Allda liegt begraben der Wol Edelgeborn Herr Leopold Joseph Faber Von Lanegg, der Röm. Kayſ. Und Königl. Cathol. May. Landt-Militiä-Haubtmann, Welcher den 13. Mar. Anno 1740 in Got Selig Verschieden; Got Gnad dero Selen."

In diesem Sommer ist das ganze Schloß von einer

Digitized by Google

teuren Freundin bewohnt, mit der mich seit 33 Jahren das innigste und festeste, geistige und gemütliche Band verknüpft. Sie hatte schon im vorigen Sommer, wo sie, durch uns verlockt, mit ihrem einen Sohn und ihren reich begabten Zwillingstöchtern Brixlegg-Mehrn bewohnte, an dieser Natur, dieser Stille, diesen Waldbergen und Matten und der von ihnen gewürzten Luft, dieser Freiheit von allem städtischen und Modebadeort-Wesen, von allem gesellschaftlichen und Toilettenzwange ein so tiefes Wohlgefallen gefunden, daß sie keinen anderen Sommeraufenthalt mehr wählen mochte als diesen, unseren gemeinsamen Lieblingsort. Die Erfüllung ihres damals erwachten Wunsches, das merkwürdige Schlößchen bewohnen zu können, zu erzielen gelang ihr. Im Mai schon konnte sie das ihr ganz und gar vermietete, von ihr aufs traulichste und wohnlichste eingerichtete Schloß beziehen. So habe auch ich erst jetzt den ganzen Zauber dieses Wohnsitzes und seiner nächsten Umgebung kennen zu lernen Gelegenheit erhalten. Die Aussichten von seinem Lilien-, Rosen-, Levkoyengärtchen, wie die aus jedem Fenster, jedem seiner Stockwerke, hier ins Mehrner Thal und auf seine Waldberge, dort auf Brixlegg, das prächtige Inntal mit dem jenseitigen, grandiosen, wolkenumbrauten Ufergebirge und in dessen dortige Seitentäler hinein sind zu jeder Tageszeit, im Sonnen- und Mondesglanz, ja bei jeder Luft- und Wetterstimmung, von unbeschreiblicher Schönheit und Herrlichkeit bei interessantester Mannigfaltigkeit; Quellen steter, inniger Wonne für jedes empfängliche, zumal jedes künstlerisch geschulte Auge. Und immer klingt das Rauschen des Bergstroms und seiner Fälle herauf wie eine muendliche Melodie und wiegt die Seele in wohliges Träumen.

Dies Rauschen ist, für mich wenigstens, eine der schönsten Zugaben zu all den andern Freuden, die mir das Leben in

Digitized by Google

Mehrn gewährt. Ich bewohne mit den Meinen, wie schon im vorigen Hochsommer, eins jener wenigen Bauernhäuser, die vereinzelt, ebenso wie einige schmuckere Landhäuschen, inmitten von Gärten am Fuße des wiesenbedeckten Hanges nahe dem linken Ache-Ufer, der Mehrner Kirche und Denggs Badehaus gegenüber, südöstlich von jenem Felsentor liegen. Aus unseren Fenstern können wir uns durch Signale mit unserer Freundin dort oben im Schloß Lanegg unterhalten. Nur eine kurze Strecke weiter südlich und höher hinauf im Tale, wo das letzte Gehöft und die letzte Schneidemühle am Ache-Ufer stehen, beginnt schon der prachtvolle Tannen-Hochwald, aus dessen Schattendunkel der Bergstrom über Klippen und Blöcke sich schäumend, wirbelnd und brausend hervordrängt. Da führen Kletterpfade an den steilen, rasen- und waldbedeckten Hängen zur Rechten zu den höheren Dickichten hinauf, aus denen man dann wieder über breite Bergkuppen und Hochplateaus, zwischen mit zahllosen Blumen durchsäten Wiesen und hohen, wogenden Getreidefeldern, rings umhegt von Waldgebirgswällen, zu dem einsam in dieser stillen Weite gelegenen Kirchdorf Reith wandert.

Am anderen, rechten Ufer der Ache, südlich vom Kirchhügel, führt der Weg sanft und allmählich ansteigend und bald von jenem Strom abbiegend am rechten Ufer eines wild über Felsblöcke dahinströmenden, klaren, umbuschten Nebenbachs zum Hochwalde hin, an vereinzelt inmitten ihrer Obst- und Blumengärten, Wiesen und Ackerstücke gelegenen Bauernhäusern vorüber. Das alte Holzwerk ihres Oberbaues hat den weichen, warmen Ton von tiefbraunem Samt. Er bildet den wirksamsten Hintergrund für die an keinem fehlenden rote, rosige, weiße und gelbe Blumenpracht der Geranien- und Nelken-, Rosen- und Kressenstöcke auf dem Geländer der Außengalerien und für die dichten Lauben aus

Digitized by Google

echtem und wildem Wein, Pfeifenkraut und anderen Schlinggewächsen, welche die Bank vor dem Hause beschatten. Manche dieser Häuser sind mit dem Bilde des h. Georg, des Drachentöters, das im Scheitelpunkt des Holzgiebels gemalt ist, geschmückt. Fast alle aber mit dem gemalten oder dem aus Holz geschnitzten und bemalten Bilde des h. Florian, der mit der gekippten, Wasser ausströmenden Kanne in der einen, der Fackel in der anderen Hand über dem primitiven Bilde eines brennenden Hauses steht. Er vertritt hier die Stelle jenes in Deutschland fast an jedem Dorfhause angebrachten Schildes der Aachener oder Stettiner Feuerversicherungsgesellschaft. Das feste Vertrauen in die feuerlöschende Wunderkraft dieses Heiligen und in seine Bereitwilligkeit, das treuherzige Gebet: O heiliger Sankt Florian, behüt mein Haus, steck andere an, zu erhören, läßt das Zahlen von Feuerversicherungsprämien diesen biederen glaubensinnigen Seelen als ein höchst überflüssiges Opfer erscheinen.

Bald sind auch auf diesem Ufer die letzten Häuser erreicht, und bald umfängt uns das nur hier und da noch von Sonnenstrahlen durchdrungene Schattendunkel, die Schattenkühle und das tiefe, feierliche Schweigen des dichten, hochstämmigen, pfadlosen Tannenwaldes, das nur das sanfte Brausen der Wipfel und das Murmeln und Rauschen des silberglänzenden, über und zwischen Felsblöcken in schäumenden Kaskaden dahin eilenden Waldbachs unterbricht.

Auf moosigem Felsblock oder Baumstumpf sitzend, oder im üppigen Grase oder Moose hingestreckt zum tiefblauen Sommerhimmel zwischen den schwarzgrünen Wipfeln und zu den langsam dahinsegelnden, leichten, weißen Wölkchen hinaufblickend, von jenen Stimmen der Natur umklungen und eingelullt, vergißt man hier Zeit und Welt. Und was draußen

Digitized by Google

in dieser die Seele bedrückte und bedrängte, sinkt von ihr ab wie bei dem ersten Morgenstrahl ein lustiges Träumen.

In Norddeutschland, speziell in Berlin, hat vor dem Beginn des vorigen Jahrzehnts das große Publikum von der Existenz eines Tiroler Orts, der sich Brixlegg und Mehrn nannte, nur äußerst wenig gewußt. Damals erfuhr man bei uns, daß die liebenswürdige, rotgoldhaarige Gattin des Hofschauspielers und Regisseurs vom königlichen Schauspielhause zu Berlin, Krause, eine in den achtziger Jahren vielbewunderte Schönheit, nach dem Tode ihres Mannes sich in Brixlegg niedergelassen und hier eine Pension für Sommergäste eingerichtet habe. Auch die ersten Bilder, welche Szenerien des Orts und seiner Umgebungen darstellten, erschienen damals auf unseren Ausstellungen. Sie waren von Schlabitz gemalt, der dies reizende Tal zuerst für die Malerei entdeckt zu haben schien. Allsommerlich kehrt er dahin zurück, um dessen unerschöpflichen Reichtum an Bildmotiven weiter auszunutzen, dort immer neue malerische Schätze zu heben und sich dabei menschlich durch das Leben in diesen, von der alles nivellierenden modernen Kultur noch wenig beleckten und noch nicht völlig um ihre ursprüngliche Eigenart gebrachten Tälern und Bergen stets wieder aufzufrischen und zu erquicken.

Am meisten für das Bekannt- und Genanntwerden Brixleggs in Berlin hat indes wohl die großartige Schöpfung des Besitzers und Verlegers der in allen Kulturländern der Erde verbreiteten, in deren verschiedenen Sprachen gedruckten „Illustrierten Frauenzeitung", Freiherrn v. Lipperheide, der riesige Park und das Schloß Neu-Matzen am Südwestende von Brixlegg beigetragen. Lipperheide hatte das Unterinntal besucht und, von dessen landschaftlicher Schönheit frappiert und gefesselt, um die Mitte der achtziger Jahre sich entschlossen, sich hier einen Ruhesitz großen Stils nach seinem eigenen Geschmack

Digitized by Google

und dem seiner mit dem feinsten künstlerischen Empfinden begabten Gattin zu gründen.

Dies untere Inntal gehört zu den burgenreichsten österreichischen Flußtälern. Auf felsigen Höhen erheben sich nahe dem nordöstlichen Eingang in diese Berglande über der Grenzstadt Kufstein die noch ziemlich wohlerhaltenen altersgrauen trotzigen Türme, Mauern und Bastionen der Feste. Weiter im Süden, ebenfalls am rechten Ufer des reißenden Stromes im Rücken des Städtchens Rattenberg auf dem einen etwas niedrigeren Felshügel als der Kufsteiner an die gewaltige Bergwand gleichsam angelehnt, die Türme und Mauern der prächtigen Ruine einer während mehrerer Jahrhunderte in heißen blutigen Kämpfen viel umstrittenen Burg und Festung. Damals war der Inn noch ein viel befahrener Strom, auf dessen ganzem Lauf heute kein Nachen, kein Segelschiff, kein Fahrzeug irgend einer Art mehr zu sehen ist; und die Feste Rattenberg beherrscht den Talweg auf dem Inn und an seinen Ufern, die große Handelsstraße zwischen Süddeutschland und Italien, die sich hier völlig in der Gewalt der Burgherren oder Festungskommandanten von Rattenberg befand und von ihnen nach Belieben gesperrt oder offen gehalten werden konnte. Weiter im Süden auf hohem felsigem, garten-geschmücktem Hügel, den heute der Park v. Lipperheides umgibt, erhebt sich das im vorigen Jahrhundert wohnlich ausgebaute starke Schloß Alt-Matzen (einst der Sitz der Familie v. Pfeiffersberg) mit seinen gewaltigen Mauern und hohem Rundturm, heute im Besitz der Familie Schnorr v. Carolsfeld, die es bewohnt und mit bewundernswertem Geschmack und Verständnis restauriert, mit einem unerhörten Reichtum alter, echter Kunstwerke, Möbel, Getäfel, Kostbarkeiten aller Art ausgestattet. Und wieder in nur geringer Entfernung weiter stromaufwärts am rechten Ufer die ebenfalls ausgebaute, heutigen

Digitized by Google

Bedürfnissen angepaßte, bewohnte Burg Lichtwehr. Und ebenso weit von dieser wie sie von Matzen entfernt, zeigen sich auf einzelnem, in dem Tal aufragendem Hügel die eckigen Türme und festen Mauern der Ruine der Burg Kropsberg. Das großartige, wohlerhaltene, ganz in seiner ursprünglichen Gestalt und Inneneinrichtung hergestellte Schloß Tratzberg auf dem linken Inn-Ufer südlich vom Jenbach, und Innsbruck gegenüber, auf hohem Waldberge am rechten Ufer das altberühmte kaiserliche Schloß Ambras bilden die Schlußstücke dieser Kette von festen Schlössern und Burgen.

Herr v. Lipperheide hatte versäumt, das alte Schloß Matzen, als die Möglichkeit dazu geboten war, als Eigentum zu erwerben. Später mag er dies Versäumnis lebhaft bedauert haben. Das neue burgartige Schloß mit seinen Nebengebäuden, das er sich dann südlich im weiten Abstande von jenem Alt-Matzen erbaute, ist zwar sehr echt im ganzen architektonischen Charakter, wie in allen Details und auch in seiner inneren Einrichtung und Ausstattung, die zugleich an Komfort und Behaglichkeit den weitestgehenden Anforderungen an einen modernen Herrensitz genügt. Auch enthält es eine Fülle edler Meisterwerke alter und neuer Kunst und alter Kunstgewerbe. Aber der Nimbus des Alters, der geschichtlichen Vergangenheit und der „verschönernde Rost der Jahrhunderte", den das herrliche Alt-Matzen im vollsten Maße besitzt, fehlt dem prächtigen Neuschloß und läßt sich nicht ersetzen.

Sechsunddreißig einzelnen Bauern gehörige Grundstücke, meist sumpfiges und buschiges Wiesengelände, mußte Herr v. Lipperheide erst von den Besitzern nicht ohne schwere Geduldsproben und hinderliche Formalitäten erwerben, ehe er seinen Plan, seinen schönen Traum zu verwirklichen beginnen konnte, hier einen großen Park zu schaffen, in dessen südwestlichstem Teil er

Digitized by Google

dann sein Schloß Neu-Matzen errichtete. Dieser Park ist eine landschaftsgärtnerische Dichtung ohnegleichen. Er enthält ausgedehnte felsige, mit dichten, prachtvollen Baumwaldungen bedeckte Höhenzüge; breite, blumige Wiesenflächen, Alleen von Linden, die durch Fruchtgärten führen, rieselnde Bergbäche zwischen buschigen Felsenufern, Quellen, Fischteiche, einen von den schönsten Gartenanlagen eingefaßten, mit Schwänen belebten See, zu dem eine Marmorstiege mit Marmorlöwen auf den Treppenwangen hinabführt, Springbrunnen, trauliche Bosketts, Rosenlaubengänge, reich prangende Blumenbeete, ein ganz originelles Gartenhaus mit einer nach dem Park hin offenen Loggia, einen charaktervollen Holzbau als Oberstock, dessen Rückwand mit zwei köstlichen, phantasiereichen, in sie eingelassenen großen Gemälden Paul Meyerheims, sinnigen Allegorien des Frühlings und Sommers, geschmückt ist. An den Kies bestreuten Wegen sind auf Sockeln tönerne Facsimile-Nachbildungen antiker, reliefierter Sarkophage sowie kolossale Vasen im romanischen und Renaissancestil, mit blütenreichen Gewächsen gefüllt. An seiner Südostseite schließt sich an diesen langhin ausgedehnten Park unmittelbar der Bergwald, der ebenfalls zu v. Lipperheides Besitz gehört. Durch sein tiefschattiges Tannendickicht führen viel gewundene Wege höher und höher ansteigend zur Reither-Hochebene und weiter zu den Gipfeln des kleinen und großen Reitherkegels hinauf.

Von den Fenstern und Altanen des Schlosses, wie von den Hügeln im Park, zumal von dem höchsten in seinem östlichen Teil, auf dem sich der „Rolandsbogen" — eine Nachbildung des Bogens von Rolandseck am Rhein — erhebt, genießt man Aussichten von grandioser Schönheit in das weite Inntal, auf die es umfassenden Gebirgszüge an beiden Ufern und die wie aus zartem Duft gewobene, im Süden

Digitized by Google

das Bild schließende, anscheinend dort vorgelagerte Tiroler Alpenkette mit den weiß schimmernden Gipfeln des Stubaiferners. Wendet man sich dort, beim Rolandsbogen oder auf der Innbrücke stehend, nach der anderen Seite, nach Nordosten hin, so erscheint uns das Inntal unten in ähnlicher Weise abgeschlossen durch den kahlen, riesigen, zackigen Felsenwall des „Kaisergebirges". Dies große Naturbild gewährt trotz der Unwandelbarkeit seiner Formen und Linien einen ewig wechselnden Anblick. Bei jedem Stande der Sonne ist es ein anderes, und noch mannigfache und wundersame Wandlungen werden durch die wallenden Wolken und die aus den Zwischentälern aufsteigenden Nebel hervorgebracht. Jene senken sich oft tief herab, umziehen hier die Gipfel, verschleiern hier Berggruppen in ihrer ganzen Breite und Höhe, ballen sich dort zusammen, zerrinnen hier wieder in nichts, lassen den „blauen tiefklaren Himmelsdom" unverhüllt schauen, der sich über den Graten und Felszacken zu wölben scheint, und diese, plötzlich vom Sonnenschein überflutet, leuchtend aus dem zerreißenden Dunstschleier heraustreten. Zumal in der ersten Morgenfrühe, wenn die Täler und die Gebirgsmassen bis weit hinauf noch in kühlem Schatten liegen, zeigen sich auf den letzten kahlen Felsenjochen oft ganz wundersame, märchenhafte Lichtschauspiele. Während der Widerschein der Morgenröte und des eben hinter dem Kaisergebirge über dem Horizont aufsteigenden rotgoldenen Sonnenballs das Gestein dort oben in die zarten Purpurfarben des Rosenkelchs taucht, nehmen die davor aus den nächsten Schluchten und der tieferen Waldregion der Berge emporsteigenden Morgennebel in der Höhe jener Felsenjoche und Gipfel eine solche Glutfärbung an, daß sie genau den mit rotem Lampenlicht beschienenen Dämpfen gleichen, welche bei der theatralischen Darstellung

Digitized by Google

von Feuersbrünsten oder bei der des „Feuerzaubers“ in der Schlußszene der „Walküre“ dem Fußboden unserer Opernbühnen entsteigen. Die Erscheinung währt natürlich nur kurze Zeit. Aber der Eindruck ist unauslöschlich und von ganz seltsamem, bezauberndem Reiz.

Die Lage Brixleggs, so nahe der großen Eisenbahnstraße durchs ganze schöne Tirol, ermöglicht es den diesen Ort zum Aufenthalt wählenden Sommergästen leicht und bequem, alle anderen, berühmteren Stätten, die vielbesuchten, eleganten Kurorte des Gebirgslandes, in welchen man noch frischere, kräftigere Höhenluft zu atmen behauptet und für die Bedürfnisse der Anspruchsvollen und Verwöhnten noch besser und ausgiebiger gesorgt findet, sowie die Ausgangspunkte für Hochgebirgs- und Gletscherpartien zu erreichen. Rasche, verhältnismäßig kurze Zeit dauernde, wenig kostende Fahrten bringen den danach Verlangenden dorthin. Und welche Fülle der schönsten Wanderziele bietet sich den hier Hausenden schon in allen Richtungen innerhalb des zweimeiligen Umkreises von Brixlegg und Mehrn diesseits des Inn! Im Süden das auf der ersten Uferterrasse gelegene, reizende Rothkirch, Jenbach und dem Eingang der von da zum Achensee hinan führenden Bahn gegenüber. Das ganze Zillertal, das sich auf die Rothkirch und Brixlegg verbindende, den rauschenden Bergstrom der Ziller nahe ihrer Mündung überschreitende Landstraße öffnet. Das hochgelegene, von Mehrn aus durch zwei- bis dreistündige Wanderung auf beständig ansteigender Straße durch den hellen Tannenwald am Rande wiesenbedeckter, steiler Bergwände mit wundervollen Ausblicken auf die tieferen Hochebenen, Täler und jenseitigen Höhen zu erreichende Kirchdorf Alpach, in dessen einfachem Gasthaus man die besten Forellen frisch aus der Ache gefangen für einen Spottpreis genießt. Eine Wanderung, an die man von dort

Digitized by Google

aus die Besteigung der Gratlspitze und der Holzalpe anschließen kann, um dann von dem Gipfel direkt nach Brixlegg zurück hinabzusteigen. Alpinisten und Gletscherfexe haben natürlich für Bergwanderungen solcher Art nur ein mitleidiges, halb verächtliches Lächeln, und doch beweist so manches „Martl" zwischen all den Kruzifixen, Kapellchen, Heiligenbildstöckeln und Passionsstationen an diesen Bergwaldwegen, daß auch diese von Zeit zu Zeit ihre Opfer haben wollen, so gut wie die mit starrem Eise gepanzerten, sturmumtosten, Lawinen schleudernden Hochgebirgsgipfel-Hörner und Grate. Nichts Naiveres, Tragikomischeres kann man sehen als die Bilder auf diesen zum Andenken an dort Verunglückte, Abgestürzte, auf der betreffenden Stelle errichteten Tafeln, wenn die dazu gefügten, darunter gesetzten, ermahnenden Verse bei aller Unbeholfenheit auch zuweilen von eigentümlich ergreifender Wirkung sind. Die Darstellung der landschaftlichen Lokalität, des Waldwegs und des zum Bergstrom in der Tiefe steil abfallenden Hanges, wo das Unglück geschehen ist, die Figur des unten liegenden sauber gekleideten, durch den Sturz Getöteten und die des Heilands, der sich oben aus seinem Himmelsfenster herausbiegt, um die arme Seele sofort gnädig zu sich hinauf zu holen, trotzdem der Gestürzte ohne vorherigen Empfang des heiligen Sakraments aus diesem Leben scheiden mußte — das alles ist in seiner treuherzigen Naivität von einem ungewollten, aber trotz des traurigen Gegenstandes überwältigenden Humor.

Eins der nächsten und meist besuchten Wanderungs- oder vielmehr Spaziergangsziele für die Brixlegger ist das bereits erwähnte, von der Felsenburgruine im Rücken überragte Städtchen Rattenberg, hart am reißend heran und an ihm vorüberströmenden Inn, dessen Lauf bei den ersten Häusern gerade einen scharfen Winkel bildet und so den

Digitized by Google

ganzen Ort mit verdoppelten Gefahren bedroht. Die an dem unteren Schenkel dieses Winkels hingelagerte Häusermasse, aus der die Türme und hohen Dächer zweier alter Kirchen aufragen, erscheint in zartsilbrig rosigen und lichtgelblich grauen Tönen, welche an die der Ortschaften am Golf von Neapel erinnern. In der langen, brunnenreichen Hauptstraße, der Fortsetzung der Landstraße, welche sich am Fuße des aus dem Tunnel des Burgfelsens hervortretenden Eisenbahndammes zwischen diesem und den Inn hinzieht, um am Nordostende durch einen ein Haus durchbrechenden Torbogen wieder in die Landstraße überzugehen, und in den wenigen Neben-, Quer- und Parallelgäßchen bieten bei jedem Schritt die Häuserreihen, hier mit dem Hintergrunde der diesseitigen, steil ansteigenden, gewaltigen Waldgebirgshöhen, dort mit dem des fernen, in Sonnenduft gehüllten Kaisergebirges die fesselndsten, malerischen Motive. Aber das gilt auch von fast jeder Häusergruppe, die man da herausgreift. Ja, von fast allen einzelnen Häusern mit ihrem rundbogigen Toreingang in das gewölbte Erdgeschoß, ihren dreiseitigen Erkern, in denen sich in jedem Stockwerk drei Fensterchen mit von unten her halb aufgeklappten Holzjalousien öffnen; mit den zierlichen, alten, schmiedeeisernen Gittern vor anderen Fenstern und den noch kunstvolleren, an den Hauswänden heraustretenden eisernen Haltern und Trägern der Laternen, wie der verschiedenen Haus- und Gewerkzeichen; mit den Heiligen-Statuen in Wandnischen und den verblaßten, erbaulichen Malereien, Bildern von Szenen, meist aus dem Leben der hier besonders verehrten Lokalheiligen, S. Nothburga, die in Rattenberg geboren ist. Die prächtigste, malerische Gebäudegruppe von allen aber bildet die hochgelegene Kirche (in der Osthälfte des Städtchens) mit der unmittelbar hinter und neben ihrem Tor aufgetürmten, um-

Digitized by Google

buschten, vom Tunnel durchbohrten, grauen Felsenmasse, welche die wie aus deren Gestein hervorgewachsene Ruine der alten Feste mit ihren trotzigen, eckigen Wachttürmen und massiven Mauern trägt.

Aus dem Nordosttor wieder in die freie Landschaft des Unter-Inntals hinausgetreten und sich nach einer kurzen Strecke auf der Landstraße nach links wendend, erreicht man die große Brücke, die sich hier hoch über dem reißenden Strom zum linken Ufer hinüberspannt. Sie führt direkt in das weitausgedehnte Kirchdorf Kramsach. Über die ganze Breite des ebenen Talgeländes zwischen dem Ufer und den Vorhöhen des westlichen Waldgebirges sind seine stattlichen, alttirolischen Bauernhäuser und Gehöfte regellos zwischen Gärten, Mais- und Getreidefeldern und von Linden-, Nuß- und Fruchtbäumen beschatteten Rasenflächen verstreut. An seiner Westgrenze steigt der Weg ziemlich steil zu den waldbedeckten Höhenzügen an. Im Tannenschatten führt er zu einer weiten, freien Hochebene, einer im üppigen bunten Blumenschmuck prangenden, rings von nahen und fernen, blauen, wolkenhohen Bergmassen umragten großen Wiese. Und dort, an deren Südwestrande senkt sich das Plateau zu einem Talkessel hinab, den ein stiller, glatter, tiefer See zwischen buschigen Ufern füllt. Er bildet das willkommene Schwimmbadebasin für die in Brixlegg, Kramsach und dem nahen Mariatal hausenden Sommergäste. Für Kabinen zum Aus- und Ankleiden ist am Ufer gesorgt, und das Wasser ist bei schöner Klarheit von einer so wohltuenden Weichheit, wie sie das von Bergseen nur sehr ausnahmsweise besitzt.

Ein anderer, etwas kürzerer und landschaftlich noch reizenderer Weg führt zu diesem vielbeliebten Ziel direkt von Brixlegg, ohne Rattenberg zu berühren. Die dortige höl-

Digitized by Google

zerne Innbrücke, wenig oberhalb der großen steinernen Eisenbahnbrücke, überschreitet man, geht dann etwas weiter unten durch den Bogen ihres Viaduktes und gelangt in ein schmales Tannenwäldchen, in dessen vom Sonnenschein durchblitztem Schatten auf weichem Moosgrunde zwischen Wiesen, Korn- und Maisfeldern im südlich von den Nordhängen des Sonnenwendjochs umragten Tal, dann wieder durch weite, blumige Matten dahinwandelnd, erreicht man den südlichsten Teil von Kramsach (Achenrain), der von der reißenden blaugrünlich-milchig schäumenden Brandenberger Ache durchströmt wird, mit seinen Schneidemühlen, seinen enormen Bretterlagern, seiner Glashütte, seinem viertürmigen, wohlerhaltenen Herrenschlößchen, seinen originellen, traulichen Gartenkneipen, dem „Gappen" und „zur Glashütte". Setzt man, statt dort die Feldwege einzuschlagen, die in nördlicher Richtung zum See führen, seine Wanderung auf der Landstraße, die den Ort gegen Westen hin durchschneidet, an Bauernhöfen, Landhäusern, Wiesen und Fruchtgärten vorüber fort, so erreicht man das im verengerten Waldgebirgstal gelegene Dorf, das dessen Namen „Mariatal" führt. Seine mit verschwenderischer Pracht ausgestattete Kirche, deren zahlreiche farbige Heiligenstatuen an den Altären in Prunkgewänder aus kostbaren, mit reichen Stickereien bedeckten Samt- und Brokatstoffen gekleidet sind, ist von einem Friedhof umgeben, der völlig einem italienischen Kamposanto gleicht. Von dem Nordwestende dieses Dorfes an, ziehen sich an den mit herrlichen Laub- und Tannenwald bedeckten, steilen Bergwänden, die unmittelbar am Strom an seinen beiden Ufern aufragen und dort durch die Josephbrücke verbunden sind, mehr und mehr ansteigende schattige, allenfalls auch fahrbare Wege immer höher und höher hinauf zu den auf den entfernteren Hochebenen gelegenen Kirchdörfern. Der auf dem linken Ufer

Digitized by Google

zu dem von weiten Matten umgebenen, aus den schönsten alten tiroler Bauernhöfen bestehende Brandenberg, dessen Erscheinung, dessen Lage, dessen merkwürdige Kapelle mit dem plastischen Panorama des Fegefeuers in lebensgroßen Figuren und dessen vorzügliches Gasthaus mit den unglaublich wohlfeilen Preisen reichlich für die Mühe des langen, nicht unbeschwerlichen Weges belohnen und entschädigen. Auf beiden Wegen genießt man zur Seite beständig den wundervollen Anblick des im Grunde der Waldschlucht rauschenden Bergstroms, dessen zart bläulich-grünlicher Ton mit dem Milchweiß seines Schaumes, der Lachsfarbe der größeren und kleinen Marmorfelsblöcke, zwischen denen und über die er dahin strömt, strudelt, stürzt und braust, und dem goldigen Grün des Ufergebüsches Farbenakkorde von entzückender Feinheit und vornehmster Schönheit bildet.

In Brixlegg selbst, wo vier oder fünf Gasthöfe mit Sommergästen völlig besetzt und noch manche Privatwohnungen an solche vermietet sind, macht sich ihre Anwesenheit weit mehr bemerklich als oben in unserem stillen Mehrn. Aber auch dort fehlt ein Sammel- und Rendezvous-Platz und das, was man in anderen Sommerasylen für städtische Emigranten die Promenade nennt, gänzlich. Jeder einzelne, jedes Paar, jede Familie lebt still für sich. Ja, sie scheinen gerade diesen Ort hauptsächlich deshalb gewählt zu haben, weil er das und somit die größte Unabhängigkeit und Freiheit, ungeniert nach eigenem Gusto zu leben, wie kein anderer gestattet. Man kann hier Wochen und Monate hausen, ohne irgend eine Bekanntschaft mit anderen Sommergästen zu machen. Dem Anschein nach kamen die meisten aus österreichischen Provinzstädten, manche auch aus Wien, sehr wenige aus Mittel- und Norddeutschland. Nur eine einzige Berliner Familie habe ich zu ent-

Digitized by Google

decken vermocht. Sie erfreut sich eines großen, aber noch halb kindlichen Töchterchens von lieblichster Anmut und bewohnt eine hübsche Villa im Tiroler Bauernhausstil in Mehrn in meiner Nachbarschaft. Mit Reunions, „Kurkapelle" und Bademusik ist man glücklich verschont. Aber für die Anlage eines Lawn-tennis-Platzes dicht am Innufer ist neuerdings gesorgt worden. Zuweilen erscheint in einem Gasthof eine Art Wiener-Schramml-Kapelle, ein Gebirgszitherspieler und eine Sängerin in Tiroler Tracht; und sie lassen ein paar sentimentale Lieder von rührender Komik oder ein paar Schnadahüpfl erklingen. Zuweilen greift im Speisezimmer von Denggs Mineral-Heilbad-Gasthause nach dem Abendessen die blonde, braunäugige Frau Wirtin zur Harfe und zupft deren Saiten einige Walzer-, Polka- und Rheinisch-Weisen ab, — das Signal, daß wir die Tische an die Wände rücken und, wer es vermag, das Tanzbein schwingt nach Herzenslust. Da ein bedenklicher Mangel an jungen Herren in unserem Kreise herrscht, müssen auch die ältesten Jahrgänge heran und die jungen Madeln mit ihnen und miteinander tanzen.

Die eigentlich angestammte Einwohnerschaft Brixlegg-Mehrns zieht sich völlig in den Hintergrund zurück. Am auffälligsten sind ihre Kinder durch die oft ganz wunderliebliche Schönheit dieser kleinen, schmuddeligen, nur mit dem Notdürftigsten bekleideten Barfüßler. Dicht an der Brixlegg von Mehrn trennenden buschigen Felsbank, da, wo die Fahrstraße zwischen zwei steilen Klippenwänden sich durchbricht, liegt das kleine Häuschen des Dorfschuhmachers Sieber. Der Meister, ein Mann von untersetztem, kräftigem Wuchs, dem ein paar lustige, große Schwarzaugen in dem schwarzbärtigen Antlitz blitzen, und seine von des Lebens Last, Mühe und Arbeit ersichtlich bedrückte Frau haben drei kleine

Digitized by Google

Mädchen (außer einem kleinen Bübchen, das sie noch auf dem Arm trägt), von denen jedes von anders gearteter, aber jedes von so holdseliger Anmut der Erscheinung und so bezaubernder, halb schalkhafter, halb verschämter, naiver Lieblichkeit des Ausdrucks und der Bewegungen ist, daß jedes in einer Kinder-Schönheitskonkurrenz zweifellos einen ersten Preis davontragen würde. Einzeln und gemeinsam bieten sie den photographischen Amateurs und Amatricen unserer Gesellschaft immer neuen Anlaß zum Knipsen, und schon ist von diesen Schusterkindern eine ganze Galerie von köstlichen Figuren- und Gruppenbildchen aufgenommen, deren jedes wie von L. Knaus, Vautier oder dem alten F. E. Meyerheim in ihren glücklichsten Momenten geschaffen erscheint.

Die Kinderschönheit erhält sich wohl eine Zeitlang bei den erwachsenen Dirnen. Aber sie geht, wenn diese zu Frauen herangereift sind, leider nur zu bald verloren. Unter den Männern dagegen sind die schönen und charakteristischen Köpfe und Gestalten nicht eben selten. Schade nur, daß die malerische alte Tiroler bäuerliche Volkstracht von diesen vollständig verschmäht wird. Österreichische Warenhäuser haben hier bereits alles mit ihren schlechten, wohlfeilen „Jackettanzügen" überschwemmt. Lodenjacke, Lederhose, nackte Knie, breiter gestickter Ledergürtel, die derben, wollenen Wadenstrümpfe sieht man von keinem Brixlegger und Mehruer mehr getragen. Keiner dieser doch wirklich waschechten Tiroler würde so, wie er hier in seiner Heimat dahergeht, auf einem Berliner Alpinistenball zugelassen wegen „mangelnder Echtheit der Tracht."

Eine Gruppe von Brixlegger Einwohnern freilich schmückt sich wenigstens bei festlichen Gelegenheiten mit einer sehr hübschen, malerischen und geschmackvollen Kleidung. Das sind

Digitized by Google

die Mitglieder der freiwilligen Musikkapelle. Handwerker, Händler, Bauern, denen Liebe und Talent zur Musik gegeben ist, haben vor 70 Jahren diesen Bund gestiftet, dem es seitdem nie an eifrigen Genossen gefehlt hat. Sie kommen in jeder Woche an bestimmten Abenden zusammen und üben sich in gemeinsamem Spiel auf Holz- und Messingblasinstrumenten in der Ausführung aller Arten von mit diesen wiederzugebender Orchestermusik. Unter ihrem sehr tüchtigen, selbstgewählten Kapellmeister haben sie es darin zu einem überraschenden Grade des Verständnisses und der Sicherheit gebracht. Bei ihren gelegentlichen öffentlichen Konzerten legen sie ihre Uniform, die „Alpacher" Tiroler Tracht an; breitkrempiger Hut mit Gemsbart, Feder- und Blumenschmuck, silbergraue offene Joppe, roter Brustlatz, breiter Ledergurt, schwarzsamtne oder lederne Kniehosen, die aber die Knie nicht nackt lassen, und hohe weiße Strümpfe und Schnürschuhe. So gekleidet erschienen sie, als wir sie im vorjährigen August zu dem großen „Trachtenfest" in Kufstein ausrücken und dort einziehen sahen. Und so auch, an der Spitze der Dirigent mit hohem Tambourmajorstab in der Rechten und mit breiter seidener Schulterschärpe geschmückt, marschierten sie in der Morgenfrühe des 27. Juli hinter der vorgetragenen Fahne mit klingendem Spiel aus Brixlegg hinaus zum Bahnhof, um dort die erwarteten Gäste aus anderen Ortschaften des Inntals, die Veteranen-, Schützen-, Musiker-, Turner-, Feuerwehrvereine, die eingeladenen Teilnehmer am Jubelfest des 70jährigen Bestehens der Kapelle zu empfangen. Eine Anzahl der hübschen, jungen Brixleggerinnen, meist in Alpacher Tracht, schritten wie Marketenderinnen mit im Zuge; das feder- und straußgeschmückte Lodenhütchen auf dem Scheitel, das buntseidene Tucherl um den Hals, im schmalen Mieder aus altem, himbeerfarbigem oder grauem Brokat, im

Digitized by Google

schwarzen, faltigen, dicht unter der Brust und unter den Schulterblättern beginnenden, mit violettem Samt gesäumten Rock, mit hellbunter oder lichtblauer, breiter, langer Schürze; über dieser Kleidung einen offenen, silbergrauen, kurztailligen Paletot aus derbem Tuch mit dunkelsamtnen Aufschlägen an den langen Ärmeln, die Beine bis zum Knöchel in den greulichen, lächerlich dicken weißlichen Wollenstrümpfen, die ihnen das Aussehen von Butterfässern geben; ein Tönnchen am Bande über den Nacken gehängt und vor dem Leibe getragen, das aber bei diesen anmutigen Marketenderinnen kein alkoholisches Getränk, sondern nur die Lose für den „Glückstopf" enthielt, welche von den Trägerinnen später zum Besten der Kapelle abgesetzt werden sollten. Mit den so feierlich Eingeholten, von denen manche Gruppen gleichfalls in eigenartigen charakteristischen Trachten erschienen und von schmucken Dirnen begleitet waren, rückte dann der ganze Zug mit Musik und Fahnen in Brixlegg ein. Mit schallenden Juchzern und Jubelgeschrei wurden sie von der sie umdrängenden Jugend empfangen und begleitet, von allen Galerien, Balkons, Türen, Fenstern, wie vom hohen Kirchplatz herab, durch alle hiesigen Sommergäste, die man bei diesem Anlaß zum ersten Male hier beisammen sah, und durch die festlich gekleidete, eingeborene Bevölkerung mit Zurufen, Hut- und Tücherschwenken begrüßt. So marschierten sie auf den kleinen Festplatz zwischen den beiden größten Gasthäusern, dem „Herrenhaus" und dem „Brixleggerhof". Dort war die betürmte, bewimpelte und mit Laub- und Blumengirlanden umwundene Holzbude errichtet, in der tausend Gegenstände von aller Art die Gewinne für die Glücklichen, die ausnahmsweise keine Nietenlose gezogen und bezahlt hatten, ausgestellt. Ein mächtiges schwarz-gelbes österreichisches und ein rotweißes tiroler Banner wallten von davor aufgepflanzten,

Digitized by Google

hohen Flaggenmasten herab und einen rot und weiß geringelten Mast umgab ein Kranz elektrischer Schirmlampen. Zunächst begab sich die ganze Schar in die noch immer wie im vorigen Jahr mit Gerüsten im Inneren verengte und verdunkelte Kirche, in der ein feierliches Hochamt unter Mitwirkung von außerordentlich schönen, klangvollen, wohlgeschulten Knabenstimmen in den Meßgesängen zelebriert wurde. Nach dem Schluß des Gottesdienstes aber entfaltete sich am Fuße des Kirchbergs, auf dem Festplatz, ein buntes, lustiges, malerisches Treiben, und die Kapelle gab während der ganzen folgenden Tag- und Abendstunden Proben der Dauerbarkeit ihrer Bläserlungen und ihrer musikalischen Tüchtigkeit, die jedem aufrichtige Bewunderung abnötigen mußten. Nicht minder auch lieferten in den Bier- und Weingärten die Mitglieder dieses Vereins und die auswärtigen Gäste Beweise für die Leistungsfähigkeit der Musikanten- und auch anderer Tiroler Kehlen, die jeder, welcher Nationalität ihr Eigener auch angehört hätte, alle Ehre gemacht haben würden.

Seit jenem Sonntag ist wieder die gewohnte Stille in Brixlegg-Mehrn eingezogen, und die einzige Musik, die durch die Täler erklingt, ist das Läuten der Kirchenglocken, das uns jeden Morgen schon um 4 Uhr weckt, das Rauschen der Ache und zuweilen auch das Rieseln und Plätschern des Regens, mit dem uns hier dieser vielverschriene „nasse Sommer", doch zum Glück nicht allzu häufig, heimsucht.

Digitized by Google

VI.

Ein Henley-Regattatag.

(1891.)

„Morgen früh halten Sie sich bereit," sagte zu mir am Abend eines Tages der ersten Hälfte dieses Juni mein liebenswürdiger, jugendlicher Londoner Gastfreund, „wir gehen nach Henley. Es ist der dritte Tag der großen Regatta. Da sollen Sie ein Stück englischen Lebens sehen und kennen lernen, von dem man bei uns in der Heimat keine blasse Ahnung hat. Schade, daß der Kaiser das nicht zu sehen bekommt. Ich meine, er würde seine herzliche Freude daran haben. Sie werden es jedenfalls auch." Und zu seinem Diener sich wendend: „Rashey, machen Sie alles fertig. Packen Sie uns den „Hamper". Sorgen Sie, daß alles drin ist." — „Was für ein Ding ist das, the hamper?" — „Kennen Sie's nicht? Das ist ein Korb, der mit allem, was zu einem anständigen Regattalunch gehört, vollgepackt wird. Der gehört einmal notwendig dazu. Aber Sie haben doch ein helles Flanellkostüm und lederbraune Schuhe, Strohhut oder Wollenmütze mit?" — „Leider von alledem nur die letztere. Gehört denn das alles so unbedingt notwendig zum Besuch der Regatta?" — „Freilich wohl

Digitized by Google

. . . . . Fatal bleibt es; . . . . indes Sie sind Fremder; denen sieht man schon etwas nach. Kommen Sie immerhin im deutschen Sommeranzug.“ Ach, ich hatte bereits die Erfahrung gemacht: mit unserem deutschen Individualismus kommen wir hier nicht durch; wenigstens nicht, wenn wir zwischen Engländern der guten Gesellschaft als mit zu dieser zählend gelten, wenn wir nicht mit Blicken der Verwunderung, in welche sich ein leichter Spott und ein Anflug von Geringschätzung mischt, von den Männern wie von den Frauen angesehen sein wollen. Denn hier ist die Unterordnung unter die ungeschriebenen, aber von jedem Gentleman wie von jeder Dame genau gekannten Gesetze und Regeln der herrschenden Sitte und Lebensart ihnen zur anderen Natur geworden. Wer sich darüber hinwegsetzen zu können meint, beweist damit nur, daß er außerhalb des Kreises steht und somit nicht viel mehr als ein halber Barbar ist. Ein englischer Gastfreund, der es ehrlich mit uns meint, wird und kann es daher auch nicht unterlassen, bei jedem gemeinsamen Ausgang oder Unternehmen uns einen Wink zu geben, welche Kleidung wir zu diesem, welche zu jenem zu wählen haben; und wir erkennen bald, daß wir ihm für diese Vorsorge aufrichtigen Dank schuldig sind. Nur reichte leider für den zum Besuch für einige Tage oder Wochen nach England herübergekommenen Fremden wohl auch der größte Koffer und ein Monument von Handgepäckstücken schwerlich aus, um alle die Gattungen von Röcken, Fracks, Jacketts, Beinkleidern, Westen, Überziehern, Havelocks, Schuhen, Strümpfen, Hemden, Hüten, Krawatten darin unterzubringen, deren man bedürfte, um dem Gentleman, unserem Gastfremde, der uns in englische Kreise einführen möchte, keine Schande zu machen, ihm jede Verlegenheit in unsere Seele hinein zu ersparen und immer sicher zu sein, korrekt und unauffällig zu erscheinen.

Digitized by Google

Nach halb 10 Uhr hielten die Cabs für uns vor der Tür. In rascher Fahrt ging es durch die Straßen des Nordwestens von London nach der Paddington-Station, demselben Bahnhof, von dem aus wir nach Windsor zu fahren pflegten. Eine Flut von Cabs und Hansoms rollt von allen Seiten in die riesigen Hallen dieses Bahnhofsgebäudes ein. Auf seinen sechs verschiedenen Bahnsteigen ein Gewimmel von meist hell gekleideten Gestalten, in dem junge Männer und junge Mädchen die Mehrheit bilden, aber auch reifere und grauköpfige Gentlemen und Damen „eines gewissen Alters" keineswegs fehlen. Allen gemeinsam aber ist eine auffällige Frische des Aussehens, Raschheit und Elastizität der Bewegungen der meist schlanken Gestalten. Verschwindend gering ist im Gegensatz zu der auf deutschen Bahnhöfen bei ähnlichen Anlässen sich sammelnden Menge die Zahl derjenigen, welche mit auch nur mäßigem Fettansatz oder gar mit hervorragenden Bäuchen behaftet sind. Aber noch andere Eigentümlichkeiten sind diesen Engländern fast ausnahmslos gemeinsam: die Herren, alte wie junge, tragen die Köpfe mit flachen, simpeln Strohhüten, deren Kopf ein breites, farbiges Band umgibt, oder mit weißen oder blauen weichen, anschmiegenden Mützen bedeckt; dazu weite, lange, unten umgekrempelte Beinkleider aus weißem oder hell gestreiftem, leichtem Flanell, die, ohne Tragbänder, nur durch einen ledernen oder zweifarbigen Zeuggurt um die Taille festgehalten werden, hellbraune oder rötliche Schnürschuhe, weiße Flanell- oder hellblaue bezw. rötliche Baumwollenhemden, jene mit weich umgelegten Kragen, keine Westen, darüber Jacketts aus hellem oder in den Farben ihrer Klubs, z. B. rot und schwarz, gelb und schwarz, weiß und blau, gestreiftem, leichtem Wollenzeuge. Die dunkleren, z. B. marineblauen, sind vereinzelte Ausnahmen. Die jüngeren

Digitized by Google

Damen, die sei es allein und in schwesterlichen Gruppen oder in Gesellschaft der jungen Männer kamen, ihren Zug auf dem Bahnsteig erwarteten, ihre Plätze in den Wagen wählten, trugen fast durchweg Strohhüte oder Mützen von gleicher Form wie ihre männlichen Genossen und Begleiter, Blusen aus farbig punktiertem Schirting in der Form männlicher Oberhemden — manche auch seidene, kanariengelbe, zart heliotropfarbige — mit kleinen weißen Stehkragen und Herrenkrawatte, breitem Ledergurt oder bunter Schärpe; dazu schlichte, dunklere Röcke, welche die Hüften knapp umschmiegen und die Füße in den lichtbraunen Schnürstiefelchen mit flachen, breiten Absätzen freilassen. Über der Bluse eine hell- oder dunkelfarbige offene kurze Matrosenjacke oder ein Jackett mit Seitentaschen und zwei Knopfreihen. Viele wahrhaft reizvolle, liebenswürdige Erscheinungen sind darunter, denen diese Trachten vortrefflich zu den von blendender Sauberkeit und blühender Gesundheit leuchtenden hübschen Gesichtern mit den prächtigen blonden und rötlichen Haaren, den großen, ruhig heiteren, glänzenden Augen, den zwischen den roten Lippen hervorblitzenden weißen Zahnreihen stehen. Freilich auch nicht wenige von solchen Ladies, welche das Gegenteil aller dieser Vorzüge in ihrer Erscheinung vereinigen: gefärbte goldrotschillernde Haare auf dunkelbraunem oder aschblondem Untergrund, gemalte, welke oder hagere knochige Wangen, geschwärzte Brauen, Wimpern und Augensäume; echte und falsche Raffzähne, harte Kiefern und Kinne, eckige Schultern; die Bluse flach gespannt wie ein glattes Tischtuch oder wie durch künstliches Hinaufschieben gewonnene Füllung geschwellt.

Echte, frische, unverfälschte Jugendanmut ist zwar — ich kann es immer nur wiederholen — unter den Töchtern Englands häufiger als unter denen der meisten anderen

Digitized by Google

Länder. Aber auch unter jenen bilden die damit Gesegneten doch immer nur eine kleine Minderheit. — Allen indes meint man es von Mienen und Gebärden bei aller unbefangenen Natürlichkeit und Freiheit im Verhalten und Benehmen ablesen zu können, daß sie „guter Leute Kind" seien. Sie lachen so heiter, sehen den jungen Männern so ohne alles zimperliche Gehabe und Getue in die Augen, daß eine deutsche „Anstandsdame" die Hände über dem Kopf zusammenschlagen würde bei dem Anblick. Und doch sieht und fühlt man es mit positiver Gewißheit: es sind anständige Mädchen, denen nur das festbegründete, unbedingte Vertrauen in die gute Sitte und Erziehung der Männer, mit welchen sie diesen Tag harmlos heiter zu verleben gedenken und — in die eigne diese Freiheit und Sicherheit des Auftretens und Begegnens verleiht. Sie wissen es ganz genau, daß es jenen nicht beikommen wird, daraus etwa das Recht abzuleiten, sich ihrerseits Freiheiten gegen ihre Genossinnen herauszunehmen.

Jede kleinere und größere Gruppe, sei es von Damen, sei es von Herren, welche den Bahnhof betritt, führt ihren vorschriftsmäßigen „Hamper" mit sich. Immer zu zweien tragen sie ihn an den beiden seitlichen Henkeln, und manche haben ersichtlich nicht leicht daran zu tragen.

In wenigen Sekunden ist der zur Abfahrt bereite Zug gefüllt; ohne Gedränge, Stoßen, brutales Zurseiteschieben anderer, ohne Lärm und Hallo vollzieht sich das. Für die immer neu herbeiströmenden Hunderte und Aberhunderte stehen immer wieder neue Züge zur Verfügung, die von fünf zu fünf Minuten hinausrollen. In enormen Massen liegen auf den Tischen der Buch- und Zeitungsverkäufer in der Bahnhalle alle Londoner Newspapers, alle illustrierten und bilderlosen, alle ernsten, satirischen, burlesken, in allen denkbaren

Digitized by Google

Formaten aus. Jeder kauft für einen Penny Lektüre nach seinem Geschmack, die für Stunden ausreichen würde. An den Tischen und Buden der Fruchthändler, wo die Bananen, die köstlichen Riesenerdbeeren, die Kirschen, Aprikosen, Trauben, Ananas in prächtiger Verschwendung aufgeschüttet liegen, an den Auslagen der Verkäufer von allerlei Süßigkeiten und leichten Gebäcken, in den offenen Refreshment-Rooms kann jeder, für dessen Wünsche und Bedürfnisse die vorgeschriebene Stunde der Öffnung des Hampers noch in zu weiter Ferne liegt, sich nach Belieben zur Fahrt stärken. Für seine leibliche Erquickung und Nahrung ist da so reichlich gesorgt, wie durch die Buch- und Zeitungshändler für seine geistige. Im Fluge schwinden die Minuten. Nun sitzen wir im Wagen. Der Scheidepfiff gellt. „Please Gentlemen" — eine sehr junge, sehr hübsche, bildsaubere Miß sagt es, indem sie im Moment der Abfahrt allein sich noch rasch auf das Trittbrett und in unser Coupé schwingt, wo sie den einzigen freien Platz zwischen den nur männlichen Insassen einnimmt. Weder diese noch sie finden darin etwas Unpassendes. Sie nimmt ebenso wie wir ihre Zeitungen vor und liest sie, kerzengerade dasitzend. An den Fenstern sausen die Häusermassen der Stadt, der Vorstädte, der Arbeiterwohnungen und der Villenkolonien, die Gärten, die von Hecken durchzogenen frisch grünen Rasenteppiche, die Pferdekoppeln, die Viehweiden, die Lawntennis- und Kricket-Plätze, die Weizenfelder, die Gemüseäcker, die Dörfer mit den betürmten Kirchen unter den prachtvollen alten Laubbäumen, die vereinzelten Herrensitze inmitten blumenreicher Gärten wie im Sturm vorüber. Bahnzug auf Bahnzug rasselt und braust mit ohrzerschmetterndem Getöse in gleich wahnsinniger Hast hart an dem unsern vorbei.

Wie ein breites, silbern schimmerndes Band windet sich

Digitized by Google

die Themse zwischen den lachenden, prangenden sommergrünen Ufern durch die Ebene. Windsor-Castle mit seinen zinnengekrönten Türmen und Mauern hebt sich als Silhouette von dem hellen Himmel im Süden ab. Aber statt von der Station Slangh dorthin abzulenken, geht die Fahrt weiter gegen Westen hin, durch die im Gesamtcharakter immer ziemlich gleichbleibende und dem Blick doch immer neue und gesteigerte Erquickung bereitende Landschaft. Überall dasselbe weihevoll heitere, friedliche, holde Genügen in Fülle, Reichtum, Gesundheit und in vollendeter Anmut. Nirgends erscheint sie grotesk, überraschend, launenhaft; und nirgends auch karg, dürftig, öde, langweilig. Das Auge badet in diesem Meer von Grün aller Abstufungen dieser Farbe, das wie feucht verklärt durch den zarten silbrigen Duftschleier schimmert, der alles umwebt. Dort drüben steigt das Gelände zu sanften Hügelzügen auf, die von üppigem Baumwuchs waldartiger Parks bedeckt werden. Von ihrem Fuß aus breiten sich Rasenflächen zum Stromufer hin. Diesseits bleiben die Ufer flach, die grüne Ebene wird hie und da von Alleen jener riesigen Ulmen mit den breiten, massigen, nach allen Seiten hin tief herabsteigenden Kuppen, mit laubigen Hecken an ihrem Fuß zwischen den mächtigen Stämmen durchzogen und hier und da von einzelnen Gruppen solcher Bäume oder einzelnstehenden mehrhundertjährigen Riesen ihres Geschlechtes beschattet. Hier am rechten Ufer zeigt sich ein schmucker Ort mit schwerem, vierseitigem, aus grauen Quadern aufgeführtem Kirchturm, auf dessen Ecken sich kleine Spitztürmchen erheben. Das ist Henley, das Ziel unserer Fahrt; die nächste, etwa eine englische Meile lange Strecke des Themsespiegels die Bühne des nächst den Rennen populärsten und berühmtesten festlichen Schauspiels für die Bewohner Londons und seiner Umgebung, der Ruderregatten von Henley.

Digitized by Google

Während der beiden vorangegangenen Tage waren hier bereits scharfe Ruderwettkämpfe zwischen zahlreichen Rudervereinen und Gesellschaften ausgefochten worden. Aber die leidenschaftliche Teilnahme der Londoner daran war dadurch nicht im mindesten abgestumpft worden. Der Andrang zu den Races des dritten und letzten Tages erschien uns wenigstens als ganz ungeheuerlich. Aus unserem Zuge, wie aus den ihm rasch folgenden und aus der Bahnhofshalle, an deren Wänden, wie an denen jeder anderen in und um London, die sie dicht bedeckenden, ins Unendliche sich wiederholenden großen Reklameschilder, -Anschläge, -Bilder mit fürchterlicher Aufdringlichkeit sich, wohin man auch blicke, in unsere Augen bohren, ergießt sich das Gewimmel der Regatta-Pilger und -Pilgerinnen in die nächsten Gassen, ihre Hampers mit sich schleppend. Ein breitschultriger, hochgewachsener, graubärtiger Mann im Sportkostüm, der seinen Hamper tragend dahingeht, wird mir als der gepriesene englische Meister der Malerei, Sir J. E. Millais, der Baronet, bezeichnet.

Jedes Haus in der Nähe des Bahnhofs ist eine Schenke oder ein Restaurant. Aber man denkt nicht an Einkehren. Alles eilt mit seiner Last der großen Wiese am nahen Fluß zu, auf der sich unter Weiden eine kleine Stadt von Leinenzelten erhebt. In und vor diesen auf dem Lande und ebenso auch halb und ganz im Wasser der Themse liegen die mietbaren schlanken, leichten Ruderboote, nicht die für die Wettkämpfer, sondern für die Zuschauer, für zwei und vier Ruder; alle auf Kiel, so leicht und zierlich gebaut, daß der Vermieter oder Mieter ohne besondere Mühe, ohne Mithilfe eines anderen die auf dem Ufer liegenden zum Fluß zu tragen vermag. Lange wird gewählt, geprüft, erwogen, bis sich die einzelnen Gruppen für eins unter der

Digitized by Google

unabsehbaren Menge entscheiden. Der Mietspreis ist an solchen großen Tagen nicht gering. Er steigt bis zu 40 Schilling für die folgenden Stunden. Das Steuer wird durch die beiden Seile bewegt, die der oder die auf der mit Kissen belegten Steuerbank Sitzende mit beiden Händen zu seinen Seiten gefaßt hält. Außer den langen, schaufelförmigen, schlanken Rudern erhält man ein kürzeres mit breitem, annähernd elliptischem flachen Blatt, an dessen unterstem Ende eine eiserne Spitze und Haken befestigt ist, um vom Ufer, einem Pfahl, einem Bollwerk abzustoßen. Aber wehe dem Unerfahrenen, der, mit dem ungeschriebenen Kodex nicht vertraut, sich einmal im Gedränge der Boote vergäße und diese Spitze etwa gelegentlich auch in Berührung mit der Wand eines zu nahe herandrängenden anderen Bootes brächte! Wenn vielleicht auch keine lauten Flüche und Verwünschungen, so würden ihn doch von allen Seiten niederschmetternde Blicke treffen, aus denen er das vernichtende Urteil läse: „Is not a gentleman!"

Nun sind die vorhandenen Boote sämtlich gefüllt, und die ganze Flottille, auch echt venezianische schwarze Gondeln und kleine, mit Dampf, Petroleum, Elektrizität betriebene Fahrzeuge darunter, schwimmt nahe den beiden Ufern stromaufwärts dahin, indem jedes einzelne, geschickt gelenkt, sich zwischen der dichten Menge der anderen hindurch und vorwärts zu winden bestrebt ist. Durch eingepflanzte Pfähle, an denen rote Fähnchen wehen, ist eine breite Wasserstraße in der Mitte des Flusses in der ganzen Länge der Bahn eingefaßt. Sie ist für die Wettkämpferboote der Regatta-ruderer frei gehalten. Auf und ab dampfende Barkassen der Strompolizei sorgen dafür, daß von den zu beiden Seiten schwimmenden Zuschauerbooten sich keins auf diese Straße verirrt. Dort vor dem linken Ufer ist die von einem

Digitized by Google

Purpurbaldachin beschattete Tribüne der Preisrichter, die das Ziel der Wettfahrten bildet, errichtet. Der Weg längs jenes Ufers, der von einer Baumallee eingefaßt wird, ist mit Scharen von Fußgängern und Wagen belebt. Auf dem rechten Ufer, dessen ganzes Terrain zu ausgedehnten vornehmen Privatparks gehört, fehlt diese Staffage gänzlich.

Aber der eigenartigste und reizvollste Schmuck zieht sich wie ein farbenprächtiger Saum hart an ihm auf dem Wasser dahin. Was ihn bildet, ist die fast ununterbrochene Reihe der sogenannten „House-Boats", die nur längs dieser Seite des Stromes liegen. Das sind breite, große, flache Fahrzeuge, auf welchen einstöckige, mannshohe Häuser aus Holz, gleich den oberen Kajüten unserer Passagierdampfer, ruhen. Von schlanken Eisensäulchen oder Stangen getragen, spannt sich darüber ein Schattendach aus farbig gestreifter Zeltleinwand oder ein leicht gewölbtes aus Wellblech. In den langen Seitenwänden dieser Häuser öffnen sich Reihen von Fenstern, durch Holzjalousien verschließbar; in beiden Schmalseiten Eingangstüren. Vor letzteren bleibt dann noch ein beträchtlicher Raum zwischen dem Hause und dem Bug bezw. dem Heck des Fahrzeuges frei. Jedes dieser „Hausboote" ist Eigentum einer glücklich situierten, luft- und wasserfreundlichen Familie, eines Klubs, eines oder einiger befreundeter Junggesellen. Manche benutzen es als Sommerfrische, wohnen darin während der schönen Tage, legen es für einige Zeit hier bei Henley an, um dann wieder den Aufenthalt zu wechseln und einen anderen Uferplatz der schönen Themse aufzusuchen, an dem sie vor Anker gehen. Jeder Besitzer sucht seinen Stolz und Ehrgeiz darin, sein schwimmendes Sommerhaus so gefällig und so originell wie möglich auszustatten und zu schmücken. Die Außenwände sind mit lichten Farben bemalt, die Holzjalousien und Türen wieder mit

Digitized by Google

anderen damit harmonisch kontrastierenden. An den Fenstern sind im Innern Spitzen-, Seide-, Samtvorhänge drapiert. Der lange Innenraum ist teils zum Salon eingerichtet, mit eleganten Möbeln mannigfacher Art und Form versehen, teils zur Küche und Vorratskammer. Rohr- und Polstersessel, Schaukelstühle, Tabourets, Diwans, Tischchen stehen auf dem freien Vorplatz des Schiffshauses, vorn und auf dem flachen Deck. Der Hauptschmuck jedes House-Boats aber, auf dessen Herstellung und Verteilung die liebevollste Sorgfalt verwendet wird, ist der gärtnerische, der mit lebendigen blütenreichen Gewächsen. Unten längs des ganzen Schiffsbordes, wie oben längs des ganzen Deckrandes ziehen sich, wie vor den Fenstern der anständigen Häuser Londons und der Vororte, die langen farbig glasierten Fayencekästen oder Tröge hin, in deren Erdfüllung diese blühenden Pflanzen wachsen, so daß sie nun das schwimmende Haus am First und Dach mit vielfarbigen duftenden Gürteln einfassen. Oft sind darin nur solche Pflanzen gezogen, welche den beiden Farben des Hauswand- und des Jalousienanstrichs entsprechen, z. B. weiße und rote, blaue und gelbe, weiße und grüne; oft auch wieder solche, welche sich zu jenen Anstrichsfarben komplementär verhalten. In jedem Fall aber ist der Anblick, den ein so geschmücktes, wohleingerichtetes Hausboot gewährt, unbeschreiblich anmutig. Die Blumenzier aber beschränkt sich nicht auf diese Art der Garnierung. Vom Rande des Schattendachs hängen mit Blumen und Schlingpflanzen gefüllte Ampeln herab. Auf dem Deck, auf den Vorplätzen, in den Wohn- und Speiseräumen sieht man außerdem noch hier und da jene in England ebenso außerordentlich beliebten als gut und massenhaft fabrizierten starkfarbigen Fayencekübel oder kolossalen Töpfe aufgestellt, aus denen breitblätterige oder großblumige Pflanzen aufsteigen.

Digitized by Google

Dazwischen aber stehen, wandeln, ruhen in den Sesseln die lichtfarbig gekleideten Bewohner und Bewohnerinnen dieser Blumenschiffe und ihre Gäste — manche liebliche frühlings- und taufrische junge Menschenblüte darunter — und schauen über die blumigen Geländer dem bunten, immer bewegten, immer wechselnden Treiben auf dem glänzenden Stromspiegel zu ihren Füßen und auf dem Grase drüben zu, und heben sich mit ihren Häusern im milden Sonnenglanz leuchtend ab von dem tiefgesättigten und dem goldigen Grün des dichten Laubes und des sammetnen Rasens der Uferparks . . . Wenn man diese Bilder zum ersten Mal sieht, kann man sich einer Art Verzauberung, eines frohen Rausches, eines herzlichen Glücksgefühls darüber, daß derartiges existiert und daß man es schaut und miterlebt, kaum erwehren. Auf dem Strom und am Ufer — überall ein Gewimmel von hellen Farbenflecken in silbernem Licht schwimmend und tanzend zu beiden Seiten der breiten, leeren, glänzenden Wasserstraße, deren Spiegel den zartblauen, lichtwolkigen Himmel darüber zurückstrahlt . . . . .

Plötzlich ein Kanonenschuß und das Geläut der Signalglocke, ein Zeichen, daß die Boote der Wettruderer abgegangen sind. Ihnen voraus dampft noch einmal die Barkasse der Strompolizei, um jeden etwa in jener Straße zurückgebliebenen Eindringling zu verjagen. In atemloser Spannung sitzen und stehen die Tausende in den Booten und auf den Dächern der schwimmenden Häuser zu beiden Seiten. Dann kommt es näher und näher wie „Brausen des empörten Meeres", der lauter und immer lauter anschwellende Chor der Stimmen der Zuschauermenge, welche die Kämpfer anfeuern möchten, all ihre Kraft daran zusetzen. Und von diesem Stimmengebrause begleitet, kommen sie selbst dahergeschossen, die langen schmalen Rennboote mit den kraft-

Digitized by Google

strotzenden, schlanken, sehnigen Jünglings- und Männergestalten, deren stählerne Muskeln man an den nackten Armen und unter dem leichten, dicht anschmiegenden Trikot, das ihre Oberkörper umhüllt, mit höchster Anspannung arbeiten sieht, um mit den langen Rudern zu den weitesten, mächtigsten Schlägen auszuholen. Zu einem wahren Geheul und Gebrüll wächst das Ermutigungs-, Jubel-, Beifalls- und Triumphgeschrei der Menge, wenn sich die Kämpfer dem Ziele nähern, bis ein letzter gellender, disharmonischer Akkord im Augenblick der Entscheidung diesen Chorus schließt. Sofort kommt wieder Bewegung in die zusammengedrängte Masse der Zuschauerboote. Bis zur nächsten Nummer des wohl 13 Nummern ankündigenden Programms ist ihnen auch die Mittelstraße des Stromes freigegeben, und im Nu ist seine Spiegelfläche in ihrer ganzen Breite mit dieser wimmelnden Menge von Nachen bedeckt. Hier und da erklingt Gesang, Zitherspiel, Schall von Trommeln und Blaseinstrumenten. Nicht nur aus den Zelten und Buden auf den Wiesen am linken Ufer, fast mehr noch von den einzelnen Booten her, die sich zwischen den anderen hindurchlotsen. Hier trägt uns ein Quartett von künstlichen Negern, 4 schwarz befrackten Männern mit riesigen umgelegten weißen Hemdkragen, schwarz bemalten Gesichtern, Zylinderhüte auf den Köpfen, ihren Gesang mit seltsamen Gitarren begleitend, ihre verrückten Niggerlieder mit unwiderstehlich komischen Grimassen und Gebärden vor. Ein anderes Boot trägt eine Gesellschaft von toll und aberwitzig maskierten Groteskſängern mit Perücken und ungeheuren Bardolphnasen daher. Die Spezialität dieser Künstler ist die Parodierung berühmter Opernarien und mehrstimmiger Musikstücke. Ein anderes Boot wieder ist ausschließlich mit weißgekleideten, weißgeschminkten Pierrots bemannt, — auch

Digitized by Google

ein paar gar nicht üble weibliche sind dabei, die mit hübschen Stimmen englische Volkslieder und italienische Solo- und Chorgesänge erklingen lassen. Ihren Lohn fordern sich alle diese schwimmenden Künstler, wie die Kirchendiener den Opferpfennig der Andächtigen, mittelst des zu den Hörern hinübergestreckten Klingelbeutels ein. —

Ein neuer Kanonenschuß und ein neues Glockengeläut kündet das zweite Rennen an. Die Bahn wird frei gemacht, und es verläuft in gleicher Art und bei gleicher leidenschaftlicher Teilnahme wie das erste. Mit seiner Beendigung aber ist auch der von vielen bereits stark ersehnte Augenblick erschienen: erst nach dem zweiten Rennen um 1½ Uhr mittags gestattet es die Sitte, daß die mitgebrachten Hamper geöffnet und ausgepackt werden und das Luncheon beginne. Nichts Lustigeres als die Szenen, die sich von da ab während der nächsten Stunde, so weit das Auge reicht, auf dem Strom, in den offenen Nachen und Barkassen, auf den Decks, den Vorplätzen und im Innern der House-Boats, auf den Wiesen und an den fliegenden „Bars" am Ufer abspielen.

Die meisten jener Körbe („Freßkober" nennt sie die Berliner Hausfrau) gleichen den unergründlichen Taschen des grauen Mannes in der wundersamen Geschichte des Peter Schlemihl. Was kommt daraus nicht alles zum Vorschein! Zunächst das vollständige Tischzeug, Tafelgeschirr und Gerät für alle Mitglieder der einzelnen Gruppen. Dann das Brot, die Butter, die Hummern, die Schinken, die Eier, das Rostbeaf, die kalten, gebratenen Hühner (die mit dem Schinken zusammen — Ham and Chicken — gespeist werden müssen), der Salat, der Käse, die Erdbeeren, das süße Gebäck, der Claret, das „Hock", vor allem der Sekt mit dem kühlenden Eise, der Whisky, der Kognak.

Digitized by Google

Die Bootbänke und der eigene Schoß werden zur Tafel eingerichtet. In den House-Boats aber wird an gedeckten Tischen korrekt gelunchi. Die Nigger- und die anderen Sängerboote sorgen in der Flottille für die Tafelmusik und erwarten in dieser Stunde meist nicht vergebens, daß man ihnen auch vom eigenen Überfluß an nahrhaften und trinkbaren guten Dingen möglichst reichlich mitteilt. Bald nach 2 Uhr ist das allgemeine Luncheon beendet. Die unbrauchbaren Reste werden den Fischen der Themse geopfert. Das Gerät und Geschirr wird, so gut es eben gehen will, gereinigt und sauber in den Hamper wieder eingepackt. In befriedigter Stimmung und gesteigertem Behagen gibt man sich in den Booten und am Ufer dem wieder aufgenommenen Schauspiel der Bootrennen hin. In deren Pausen rudert man stromaufwärts an der langen, langen Reihe der Blumenschiffe dahin, die mit ihren Bewohnern einen unerschöpflichen Gegenstand der interessantesten Beobachtungen bilden. So erreicht man die Spitze einer den Fluß in zwei Arme teilenden lauschigen Insel, zwischen deren Bäumen auf der höchsten Stelle ein Rundtempelchen errichtet steht. Die Plattform an dessen Fuß ist ziemlich dicht besetzt mit Herren und Damen, die hier in ihren Sesseln ruhend dem Beginn jeder Wettfahrt aus nächster Nähe zuschauen, da alle von hier aus starten, während man von jenem Punkt auf der Inselspitze zugleich die ganze Wasserbahn bis zu dem Kirchturm von Henley hin und somit den Verlauf jedes Rennens überblickt.

Das frische, muntere Leben auf dem Strom und an den Ufern ermattet und stockt während des ganzen Nachmittags in keinem Augenblick. Auf und in den House-Boats nimmt man seinen five-o-clock tea. Eingeführte Gäste der Besitzer finden dort gastlichen Empfang. Im Ge-

Digitized by Google

plauder und Zusehen bei den ferneren Wettfahrten verschwinden die Stunden im Fluge. Die Sonne versinkt hinter den Bäumen der Uferparks. Das letzte Rennen des Tages ist vorüber. In den Blumenschiffen wie in den Schenken, Zelten und Restaurants am Ufer entzünden sich die Lampen. Man läßt sich hier wie dort an den Tischen zum späten Mittag nieder. Immer reizender, immer phantastischer und märchenhafter wird der allgemeine Anblick. Der Strom strahlt den ausgestirnten reinen Nachthimmel, das bunte Flimmern improvisierter Illuminationen der Hausboote und Ufer, den feurigen Schein des Funkenregens der aufzischenden Raketen und Schwärmer, den vielfarbigen Sternenfall der Leuchtkugeln hier und da entzündeter, prasselnder, knatternder Feuerwerke zitternd wieder. Zwischen all diesem Schimmer, Glitzern und Gefunkel bewegen sich sanft gleitend unter leisen Ruderschlägen die Nachen und Gondeln, rasch und stoßweise pfauchend und rauschend die Dampfbarkassen strandauf- und abwärts. Gesang und Musik ertönt aus Booten und Blumenschiffen. Auf dem hell erleuchteten Deck dieses und jenes Hausbootes drehen oder schieben sich vielmehr die Paare im langsamen, steifen englischen Walzer. In solchem phantastischen Finale, einem Wirklichkeit gewordenen anmutigen und seltsamen Sommernachtstraum voll fremdartigen Glanzes und Reizes klingt der Regattatag zu Henley aus.

Digitized by Google

VII.

Augusttage in England.

(1893.)

I.

„Wohin denken Sie in diesem Sommer zu gehen?“ Bis zur Unerträglichkeit oft wird in Berlin auch während des Frühlings diese Frage von jedem näher und jedem ferner stehenden Bekannten an uns gerichtet. — Wenn ich darauf zur Antwort gab: „Vielleicht nirgends hin. Wenn ich aber nicht in unserem schönen Berlin bleibe, wo sich's auch im Sommer so gut leben läßt, dann am liebsten nach London“ — so konnte ich sicher sein, von dem Fragesteller mit ziemlich erstaunten Mienen angesehen zu werden. „Was wollen Sie im August in London!“ — Gewiß, die ungeheure Weltstadt scheint zumal denen, die nie darin gelebt haben, als Sommerfrische sehr wenig geeignet. Als solche möchte ich sie auch denen, welche einer solchen bedürfen, um sich von den nervenerregenden Wirkungen eines Berliner Winters zu erholen, nicht gerade empfehlen. Aber ich persönlich danke dem mehrwöchigen Sommeraufenthalt in London bereits wiederholt so reiche, erlesene Freuden und eine so unschätzbare Erfrischung des ganzen Menschen, daß das Verlangen nach der Erneuerung in jedem neuen Sommer in alter Stärke

Digitized by Google

erwacht. In Wahrheit liegt der Grund dafür nicht ausschließlich in den sommerlichen Reizen Londons. Einen starken Anteil daran hat auch die Freundschaft. Ein paar solcher Freunde, wie sie nur in der britischen Hauptstadt leben, könnten auch einen anderen, sehr viel weniger bietenden Ort zu einem das innige Verlangen des Wiedersehens und des Darinlebens erweckenden machen. Und von dort her war denn auch wieder die Mahnung und die Frage an mich gerichtet, auf die ich mich zu einer verneinenden Antwort nicht entschließen konnte. „Sie kommen doch wieder nach London? Wir dürfen Sie doch bald erwarten!"

Der angeblich besten Wege nach diesem Ziele sind heute so viele, daß man fast in Verlegenheit kommt, wenn man sich für die Wahl eines von ihnen entscheiden soll. Die Mehrzahl der nach England hinüberfahrenden Kontinentalen wird immer denjenigen wählen, welcher die kürzeste Dauer und vor allem die kürzeste Dauer der Seefahrt in sicherste Aussicht stellt. Meine persönliche Passion für das Meer und alles Reisen auf ihm bestimmte mich im Gegenteil zur Wahl des Weges, dessen größter und längster Teil zu Wasser gemacht werden muß, das ist der über Hamburg führende. Statt der neun Stunden über Vlissingen nach Queensborough bietet dieser mir 32 Stunden Seefahrt nach Harwich hinüber. Dienstag abend um 11½ Uhr geht der betreffende Dampfer der Great-Eastern-Linie vom Kaiserkai in Hamburg ab und trifft Donnerstag morgens am Pier jenes Hafens an der englischen Ostküste ein, von wo uns der sofort abgehende Bahnzug in zwei bis drei Stunden in das Herz der Londoner City bringt.

Heimsuchungen von der Art jener, welche im vorigen Herbst die Einwohnerschaft Hamburgs dezimierte, lassen trotz ihrer Furchtbarkeit keine für den Besucher der Stadt irgend wie sichtbare Spuren zurück. Hamburg erschien

Digitized by Google

mir im Lichte des Sonnenuntergangs eines herrlichen Sommerabends und in dem der zahllosen Gasflammen und elektrischen Lampen längs seines Alsterbassins, dessen von Schwänen, Gondeln, Skiffs und Dampfern in allen Richtungen durchkreuzte, weite Wasserfläche diese Lichterreihen und den goldig nachleuchtenden Abendhimmel zurückstrahlte, so heiter prächtig wie in früheren Jahren. Das Volksgewühl in den engen Straßen der alten Stadt ist das gleiche. Nichts erinnert an jene grauenvolle Zeit, welche die vielgeprüfte Stadt vor einem Jahre durchzumachen gehabt hatte. Seit ich sie zuletzt vor vier Jahren besuchte, ist der gewaltige Rathausbau mächtig in die Höhe gegangen. Schon schließt ihn das steile Dach, an welchem die reich gemeißelten Mansardengiebel in langer Reihe hervortreten; und, noch von Gerüsten umgeben, ragt der riesige stolze „Beffroi", der Rathausturm, bereits in seiner vollen Höhe in die Lüfte. Sehr originell und lustig erschienen mir die — ich erfuhr nicht von wem erfundenen — in Sandstein gemeißelten Halbfiguren, mit welchen die Fenstergiebel des Hauptgeschosses bekrönt sind, charakteristisch wahr und lebendig wiedergegebene Typen aus allen Klassen und Berufsarten der Hamburger Einwohnerschaft, vom regierenden Bürgermeister in der altertümlichen Tellerkrause und der samtnen Schaube bis zum Hafenarbeiter und Bäckerjungen. Wenn der kolossale Bau einmal ganz vollendet, ganz von seinen Gerüsten befreit dastehen wird, muß er eine imposante und durch den Reichtum des interessanten architektonischen und dekorativen bildhauerischen Details ungemein fesselnde Wirkung ausüben, welche gegen die keines der berühmten Rathausgebäude aus den Zeiten des Mittelalters und der Renaissance in alten deutschen, belgischen und französischen Städten zurückbleiben dürfte.

Digitized by Google

Der englische Dampfer „Osprey", den ich am Kaiserkai weiter draußen im Nordosten der Stadt liegen fand, ist ein ziemlich kleines, anspruchsloses Boot, das in bezug auf die Einfachheit seiner inneren Einrichtungen genau den alten Orientsteamern des Österreichisch-Ungarischen Lloyd gleicht und vollständig unberührt geblieben ist, von der Sitte prunkvoller dekorativer Ausstattung aller Räume, wie wir sie bei den großen Amerikadampfern des Norddeutschen Lloyd eingeführt sehen. Erscheint mir die Abwesenheit die wenig angemessenen Prunks mit vergoldetem Schnitz- und Schmiedewerk, Porzellan, Ölgemälden, Polstermöbeln und Teppichen schon als Vorzug, so zeigte sich dieser englische Dampfer schon während der nächsten Nachtstunden mit einer anderen Eigenschaft begabt, die besonders für nicht seefeste Passagiere als eine noch viel wichtigere und vollkommenere gelten muß. Sein Gang war so ruhig und gleichmäßig auch bei hochgehender See, daß man an Bord kaum eine Schaukelbewegung spürte. Der späte Mond stieg mit rötlichem Licht über den Fabrikspeichern und Gasometerdächern im Osten auf und warf seinen Schimmer über das dunkle Hafengewässer, als der „Osprey" die Anker lichtete und rasch in glatter Fahrt die Elbe hinabschwamm. In der wenig zahlreichen Gesellschaft der Passagiere vermochte ich weder in diesen Abendstunden im Mondlicht und Lampenlicht, noch am folgenden Morgen in der Helligkeit des leicht verschleierten Tages trotz des besten Willens auch nur eine Erscheinung zu entdecken, die den Wunsch erweckt hätte, eine Unterhaltung mit ihr anzufangen, ihre Bekanntschaft zu machen. Nichts an Bord zog mich ab vom einsamen Auf- und Abwandeln auf dem langen Deck, vom träumerischen Sitzen am Steuerrade, vom Hinausblicken auf die wie eine Wandeldekoration vorüberziehenden Ufer, die Hafenkais, die

Digitized by Google

in Nebelduft getauchten parkbedeckten Elbufer von Blankenese, das milchig schäumende Kielwasser und den zitternden Wiederschein des Mondlichts auf der dunklen Flut; nichts auch während des ganzen nächsten Tages von der Fortsetzung jenes süßen Nichtstuns und Nichtdenkens, dem man sich auf der Fahrt über die weite See so gern und leicht überläßt; von der Betrachtung des ewigen Wallens und Wogens, Heranrollens und Zerschellens der Wellen; und von der Beobachtung der uns begegnenden Dampfer, Segelschiffe und Fischerfahrzeuge, der unserem Boot folgenden und im graziösen Wiegen der weißen Schwingen umschwebenden und umflatternden, hellschreienden Möwen. Wie in einen süßen Halbtraum versenkt, scheint unser ganzes geistiges Leben zu schlummern, während das Wehen des Seewindes jede Fiber des Körpers mit frischem Wohlgefühl durchdringt. In der ersten Frühe des zweiten Morgens, noch ehe die Sonne über dem Meereshorizont aufstieg, zeigte sich voraus in der Ferne die lang hingestreckte englische Ostküste, hier weißschimmernde, steile Abhänge, dort flaches grünes Land. Eine Stunde später unterscheidet man kleine Uferorte, Gebäudegruppen, Schiffsmasten, große Kräne, weit in die See hinaustretende Piers, Leuchttürme, mit Geschützen gespickte, steinerne Bastionen und Erdwerke, breite, tief ins Land einschneidende Buchten, golfartige Flußmündungen, wie des Stour. Noch eine halbe Stunde vor der vorgeschriebenen Ankunftszeit lief der Dampfer Harwich an der äußersten Spitze des Südufers dieser Mündung an und legte sich dicht an das Bollwerk, das gegenüber von dem langen Zollschuppen begrenzt wird. Die Untersuchung des hineingetragenen Gepäcks, des geöffneten Koffers, zumal eines Nichtrauchers wie der Unterzeichnete — (denn nur nach Tabak und Zigarren spähen die Beamten, und die Versicherung:

Digitized by Google

I never smoke genügt, um sie von jeder Visitation abstehen zu lassen), ist in wenigen Minuten abgemacht. Der Träger bringt seine Last nach dem Bahnsteig der nahen Station, an der schon der Morgenzug nach London bereit steht. Den Koffer setzt er einfach in den von ihm geöffneten, gänzlich unbeaufsichtigten Packwagen.

Keine Empfangsbescheinigung? „Nicht nötig.“ Man mag sich in London sein Gepäckstück heraussuchen. Wenn ein anderer es früher nimmt und aufpackt — desto schlimmer für uns. Bald hat der Zug alle Passagiere aufgenommen, und im raschesten Tempo geht es in die lachende Landschaft, deren feuchtes Grün im Glanze der Morgensonne so augen- und herzerquickend leuchtet, hinein am linken Ufer des Stour entlang auf Manningtree und südwestlich abbiegende Colchester, Marksteу, Witham, Chelmsford nach London. Der Charakter dieser Landschaft des englischen Südrings ist bekannt und wiederholt auch von mir geschildert worden. Ein bald ganz ebenes, bald sanft geschwelltes zu niedrigen, Hügelzügen ansteigendes Gelände, auf dem samtgrüne Wiesen mit — nun bereits meist abgeernteten Getreidefeldern — wechseln; jedes Landstück durch lebendige Hecken umsäumt, aus denen in mächtigen Abständen prächtig gestaltete alte Ulmen und Linden aufragen, die mit ihren rund, breit- und kuppel- oder schirmähnlich geformten Laubkronen tiefe Schatten werfen. Von solchen Hecken und Baumgruppen eingefaßte, schmuckgehaltene Landstraßen, die sich zwischen den Wiesen und Äckern hinwinden; im saftigen Grase einzelne weidende und liegende Rinder oder ganze Herden von ihnen und von Schafen; hier und da ein glänzender Bach, der sich von Weiden beschattet in viel gewundenem Lauf durch die Wiesen schlängelt. Aus den dichten Baumgruppen von Parks und Gärten hinter breiten Rasenflächen schimmern

Digitized by Google

reizende Landhäuser, meist Backsteinbauten von ganz eigentümlichen und doch anheimelnden Formen, von zahlreichen Schornsteinen überragt, hervor. Dann wieder werden ganze Kolonien von schmalen, einfachen Häuschen, alle wie in derselben Form gebacken, jedes mit einem Gärtchen genau von derselben Länge und Breite, sichtbar und von Zeit zu Zeit wieder kleinere und größere Landstädte und Flecken mit ihren Kirchen und Fabrikgebäuden, aus deren hohen Schornsteinen der Qualm strömt, der sich wie ein grauer Schleier über die Landschaft hinlagert. Immer häufiger, immer ausgedehnter werden die zusammengedrängten Massen jener kleinen gleichartigen Häuser mit Gärtchen, in denen man die Arbeitsfrauen ihre Wäsche trocknen, ihre kleinen Gemüsebeete bestellen sieht. Bald aber umgibt uns ein unabsehbares Meer von grauen Dächern, von einem Walde von Hausschornsteinen und hohen Fabrikessen überragt, zwischen denen sich wieder spitze und viereckig plumpe Kirchtürme, abenteuerliche Konstruktionen von kaum erklärlicher Art und den mannigfaltigsten Formen, riesenhaft aufgetürmte Lagerhäuser, Speicher, Gasometer, Fabrikgebäude erheben. Alles schwarzgrau verräuchert, alles umbraut von einem schwülen Dampf- und Nebeldunst. In rasender Eile stürmt der Schnellzug rasselnd dahin an den kleinen Vorort- und Stadtbahnstationen mit den offenen, nur von einem Schutzdach beschatteten Bahnsteigen vorüber, bald zwischen hohen, schwärzlichen Mauern und in finsteren Tunneln bald in der Höhe der Dächer über traurigen, engen, schmutzigen Höfen und langen, von Menschen und Wagen wimmelnden Gassen und hoch über allen Mäuerchen und Mauern neben dem Bahndamm.

Alle Wandflächen der Stationen sind bedeckt mit riesigen bunten Reklamebildern und mit denen in ewiger Wiederholung sich aneinanderreihenden Schildern, die in großen

Digitized by Google

weißen Lettern auf blauem Grunde gemalt das Wort Pears-soap zeigen; Schilder, denen die nicht ganz so häufigen, mit den Namen der anderen wetteifernden Seifen „Sunlight-soap“ und „Venus-soap“ doch nur eine wenig gefährliche Konkurrenz machen können. In der eben im Umbau begriffenen, wüsten, schwarz verräucherten, labyrinthischen Bahnhofshalle der Liverpool-Street-Station endet die Fahrt. Ich beachte mit gespannter Aufmerksamkeit das Ausladen des Gepäckwagens. Vergebens aber warte ich, auch meinen Koffer herausbefördert zu sehen. Auf meine Frage danach erfahre ich, daß die von Hamburg gekommenen, schon in Harwich untersuchten Gepäckstücke an einer ganz anderen Stelle des Bahnsteigs, da weit unten ausgeladen seien. Und richtig, da steht auch der liebe meinige, dem zwanzig bis dreißig Land- und Seereisen bereits ein ganz verwittertes Aussehen gegeben haben, wie ein „in Gedanken stehen gebliebener Regenschirm“ mitten im Gedränge der angekommenen Reisenden, des herumflutenden Publikums, der Packträger einsam auf dem Boden des Bahnsteigs. Kein Beamter fragt, ob er auch wirklich mir gehört, als ich ihn nehmen und zum nächsten Cab bringen lasse.

Mit welchem innigen Behagen sitzt man, nachdem man sich und sein bißchen Eigentum glücklich aus dem Lärm und Tumult einer Londoner Bahnhofshalle herausgerettet hat, in solchem Einspänner, den der Cabman von seinem Sitz hinter der Rückwand an den über das Verdeck gehenden Leinen lenkt, — besonders wenn man bereits längst heimisch in der ungeheuren Stadt mit ihrem chaotischen Straßengewirr geworden ist, das Ziel kennt, dem man entgegenfährt, und sicher weiß, daß echte Freundesherzen uns dort erwarten, mit ehrlicher Freude den Ankömmling willkommen heißen und ihm in der Fremde das trauteste Heim bereiten.

Digitized by Google

Das tolle Gewühl in den Gassen und Straßen der City, durch das sich das Cab hindurch zu arbeiten hat, das anscheinend unentwirrbare Durcheinander von dicht besetzten Omnibussen, Lastwagen, Hansoms, Cabs, Fußgängern, — mit welcher Lust sehe ich es wieder und höre das Getöse des Rädergerassels, der Ausrufer, der Straßenmusikanten! Nun endlich sind die bekannteren Gegenden der großen Verbindungsadern der City mit dem ferneren Westen Londons erreicht. Holborn-Viaduct, High-Holborn hoch über der darunter hinweg zur Themse hinunterführenden Farringdon-Street und New-Oxford- und Oxford-Street und dem Oxford-Cirkus, der hier die von der elegantesten Welt belebte prächtige Regent-Street durchschneidet. Dort zur Linken ragen im silbernen Sonnenduft die Trafalgarsäule, die Türme des Parlamentshauses und der Westminsterabtei über die vorliegenden Dächer auf. Ich aber lenke zur Rechten ab, zu dem Cavendishsquare, zwischen dessen Gebüschen und Laubkronen sich die schwärzlich braune Bronzestatue des edlen Lords jenes Namens erhebt, und drüben in die schmucke Wigmore-Street zu dem schönen, hochgiebligen, rötlichen Gebäude, das einem Patrizierhaus in einer unserer altberühmten Reichsstädte zum Verwechseln gleicht. Der junge Diener, der mir die Haustür öffnet, und der alte Hund des Hausherrn, der mir freundlich entgegenspringt, sie kennen mich noch. Alles ist noch genau so, wie ich es vor Jahresfrist verließ, so fremdartig, so echt englisch elegant und nett und trotz dieser Fremdartigkeit so innig anheimelnd. Aber nach den ersten Begrüßungen mit den Freunden höre ich, daß sie nur noch wenige Tage in London bleiben könnten und nach Deutschland hinüber müßten. Das tut aber nichts. „Bruder Hans trifft noch heute ein, und er wird unsere Stelle in vollem Umfang vertreten.“ „Und wo ist Freund Gr.?“ „Ja,

Digitized by Google

der hat sich eine Woche Ferien gemacht, liegt auf seiner Segeljacht vor Cowes und macht den Kanal unsicher. Aber ich mache Ihnen einen Vorschlag: Die Regatten sind noch nicht vorüber, der Kaiser mit der „Hohenzollern" ist noch da. Wie wäre es, wenn Sie noch rasch hinüberführen? Sie lieben ja die See und sind seefest. Er würde sich herzlich freuen, ich weiß es gewiß, wenn Sie zu ihm stießen. So klein seine Jacht ist, er findet für Sie noch immer Platz. Einen marineblauen Anzug haben Sie, wie ich sehe, — der ist unerläßlich für die Regattawoche in Cowes. Eine einfache marineblaue Schirmmütze, ebenso notwendig, kaufen Sie da . . . Wir telegraphieren an den Royal London Yachting-Club, nach Cowes. Jedenfalls kommt Gr. dorthin, nach Briefen und Telegrammen zu fragen. Da finden Sie ihn bestimmt. Wollen Sie, daß ich's tue?"

Gewiß, leid war es mir, mich so schnell wieder loszureißen und mich wenige Stunden nach dem Wiedersehen schon wieder zu trennen, die Freunde, mein so zum Verweilen einladendes Zimmer, das Haus, London zu verlassen. Aber die mir eröffnete Aussicht war andererseits doch gar zu verlockend. Telegraphieren Sie an Gr.: „ich komme noch heute abend." — Es blieb uns noch Zeit, das Wiedersehen beim besten Frühstück zu feiern. Um 5½ Uhr war ich von Freund Edwin geleitet mit meiner Handtasche auf dem Waterloo-Bahnhof, wo der Zug nach Southampton bereit stand. Seine Abfahrt erfuhr einige Verzögerung durch die Aufnahme einer großen Zahl fester, kleiner, eisenbeschlagener Holzkisten, die unter persönlicher Aufsicht feierlich ernster Beamten herangekarrt wurden. Wie gern hätte man dem Wagen, in welchen diese unscheinbaren Kisten hineingehoben wurden, einen Teil der Last abgenommen! Sie enthielten nur 12 Millionen Mark in geprägtem Golde, die nach Amerika bestimmt waren.

Digitized by Google

Auf dem Bahnsteig begegnete mir eine wohlbekannte Gestalt, Hauptmann v. Hülsen (der jüngere der beiden Riesensöhne unseres unvergeßlichen General-Intendanten und seiner edlen Gattin,*) der glückliche Erbe auch der elterlichen poetischen und künstlerischen Talente, der gegenwärtig unserer Gesandschaft in München zugeteilt ist. Wie zu des Kaisers Nordlandfahrten, war er nun auch wieder auf die „Hohenzollern" entboten, wo sein Chef, Graf Philipp Eulenburg, bereits verweilte. Herr v. Hülsen war einige Tage in Baden gewesen und fuhr nach Cowes, um sich dort auf seines Kaisers prachtvollem Dampfer einzufinden, wie ich auf meines teuren Freundes Gr. bescheidener Segeljacht „Alector". In demselben Wagenabteil mit dem liebenswürdigen, feinsinnigen Hauptmann und Poeten ganz ohne andere Gesellschaft durch die mit jedem Reiz der holden Anmut, der Frische, des Reichtums geschmückte Landschaft Hampshires dahinfahrend, verflossen mir im Gespräch mit meinem Fahrgenossen im Fluge die Stunden. Southampton war bereits in tiefes Abenddunkel eingehüllt, als wir im dortigen Bahnhof anlangten. Ein Fiaker brachte uns zum Pier, an dem der große Dampfer für Cowes bereit lag, und schon nach einigen Minuten peitschten dessen Räder die dunkle Flut. Fernher von der Nordküste der Insel Wight schimmerte über den breiten Meeresarm des Solent eine lange Linie von Flämmchen zu uns herüber. Schon lag zur Linken die große Gebäudemasse des Army and Navy-Hospitals hinter uns. Immer deutlicher und immer verwirrender wurde drüben die Masse der flimmernden Lichter. Besonders auf einem Punkt inmitten der langen Reihe drängte sich die größte Masse, rötliche,

*) Heute Generalintendant der Königlichen Schauspiele zu Berlin und Wiesbaden. Anm. d. V.

Digitized by Google

weiße, gelbe zusammen. Lange konnten wir nicht in Zweifel über die Quelle dieses farbigen Leuchtens sein. Aus dem unbestimmt erhellten nächtlichen Dunkel hob sich der mächtige weiße Schiffskörper der „Hohenzollern", deren helle Fenster in drei Geschossen übereinander, deren Bordwand und Masten ihre Lampenhelle in die Nacht hinausstrahlten. Gleichzeitig löste sich auch jene lange Lichterstraße auf in die Laternen am Bug und Masten der 250 Segel- und Dampfjachten, die angesichts von Cowes ankerten, und in die lichten Fenster aller dem Meere zugekehrten Hausfassaden von West-Cowes von der Mündung des Medina-River bis zum „Prinzes Green".

Am Pier nahmen wir voneinander Abschied, Herr v. H., um nach der „Hohenzollern" hinüber zu fahren, ich, um in tiefer Nacht den wenig hoffnungsvollen Versuch zu machen, sei es meinen teuren Gr. im Klub, sei es seine Jacht auf der See oder wenigstens eine Kammer zu finden, in der ich mein allerdings nichts weniger als müdes Haupt für einige Stunden niederlegen könne.

Das vielgenannte West-Cowes besteht in seinem Kern eigentlich nur aus einer engen, langen Straße, die vor der Mündung des Medina-River, der es von Ost-Cowes am Fuß des langen Bergrückens von Osborne trennt, gegen Westen hinführt, wo sie auf dem Platz am Meere vor den Klubhäusern endet. Von da ab zieht sich dieser breite Meereskai weiter längs der Mauern und Gitter, welche die Parks des Royal-Squadron-Yachting-Clubs und der angrenzenden Villengrundstücke einschließen, zu dem mit einem Brunnen, der nicht allzu wohl geratenen Statue einer Ceres oder sonstigen Göttin geschmückten, großen, anmutigen, sanft ansteigenden Rasenhange, der sich breit hin vor Reihen von zierlichen Landhäusern ausdehnt, dem sogenannten „Prinzes Green". In dies kleine Inselstädtchen halten für die Dauer der ersten

Digitized by Google

Auguſtwoche der Extrakt der höchſten, vornehmſten Geſellſchaft Londons, ein Heer von Schauluſtigen und an den großen Regatten in irgend einer Weiſe Beteiligten ihren Einzug. Wenn auch viele von der erſten Kategorie ihre Wohnung teils in Osborne, teils auf den Dampf- und Segeljachten des Prinzen und ihren eigenen genommen hatten und viele Mitglieder der beiden Klubs und ihrer fremden Mitbewohner wenigſtens zur Nacht auf ihren hier ankernden Fahrzeugen ein Unterkommen fanden, ſo war doch ſelbſtverſtändlich jeder irgend verfügbare Raum jedes Hotels und jedes Privathauſes, deſſen Beſitzer ſich dazu entſchließen mochte, an die fremden Gäſte vermietet und dicht beſetzt. Das Wogen und Treiben des Menſchenſtroms in der langen, engen Hauptſtraße, wie auf dem Kai und den Plätzen am Meere vor den mit üppigen Schlinggewächſen dicht beraukten und wie mit grünen lebendigen blütenreichen Außenwänden bekleideten Reſtaurationen, Hotels und Klubhäuſern gewährte ſchon in dieſen ſpäten Abendſtunden im unbeſtimmten Licht der Laternen und der hellen Fenſter einen ſo originellen und ergötzlichen Anblick, daß ich faſt meine ernſte Sorge darüber vergaß, wo ich für die Nacht ein Dach und ein Bett finden würde. Vergebens hatte ich im Bureau des Royal London Yachting-Clubs nach Mr. Gr. gefragt. Er hatte ſich heute nicht ſehen laſſen, ſo hieß es. Und richtig, da lagen noch unabgeholt die beiden an ihn adreſſierten Telegramme, die wir nachmittags von London abgeſendet hatten, um ihm mein Kommen zu melden. Wo der „Alector" liege und ob Mr. Gr. vielleicht an Bord ſei? — Niemand könne das wiſſen und ſagen. Ihn zwiſchen der Flotte von 250 Fahrzeugen noch in der Nacht herauszufinden, ſei unmöglich.

Vor der breiten Faſſade des Hauſes, in deſſen weſtlichem Teil die Klubräume liegen, während ſich in ſeinem öſtlichen

Digitized by Google

in den Zimmern des Erdgeschosses die Herren der deutschen Botschaft in London für die Zeit der Anwesenheit des Kaisers einquartiert hatten, drängte sich eine dichte Menge um Nigger-Sänger, Pierrots und andere Gesangs- und Tanzkomiker. Ihre Erscheinung, ihre Lieder, Pantomimen und Sprünge erregten lauten Jubel und schienen ihnen ganz stattliche Ernten beim Tellersammeln zu tragen. Dort auch hämmerten jetzt noch zahlreiche Arbeiter an der Ausstattung der Gerüste für alle die mannigfaltigen Feuerwerkskörper, die hier am nächsten Abend losgebrannt werden sollten. Durch die offenen Parterrefenster des angrenzenden, gemütlich einladenden Hotels strömte das Licht des dortigen Speisesaals, in dem ich genau vor zwei Jahren mit dem lieben englischen Kollegen Basthford ebenso behaglich bei Wein und Fisch an einem jener Tische gesessen hatte, wie nun jene Gruppe von jungen und alten „Ladies and Gentlemen", die es sich da wohl sein ließen und deren gute Laune sicher durch nichts einer Wohnungsnot ähnliches getrübt wurde, die meine Seele nun mit Sorge belastete. Vergebens suchte ich mit meiner Reisetasche von Hotel zu Hotel, von Haus zu Haus, alles besetzt. Aber als ich schon verzagen wollte, kam die ersehnte Erlösung. Ein anständig, schlicht aussehender Mann redete mich an. Es scheine ihm, daß ich ein Nachtquartier suche. Er könne mir ein Zimmer in einem leeren Hause abtreten, das er verwalte. Er führte mich einen Weg zu dem hinter Cowes aufsteigenden Hügelrücken hinan, über welchem die Kronen hoher alter Ulmen im Nachtwinde rauschten, zu einer breiten Terrasse, von der aus man die Meeresstraße in der Tiefe mit den Irrlichtern gleich darauf tanzenden Hunderten von Schiffslichtern überblickte, und zu einem stillen, öden, aber von peinlicher Sauberkeit leuchtenden Hause mit nach englischer Sitte gestrichenem und blaugrün lackiertem Holz-

Digitized by Google

werk. Drinnen öffnete er mir ein Zimmer mit gutem, breitem Bett und einem tadellosen Badekabinett daneben. Beruhigt konnte ich aufatmen und mich wieder zurückbegeben in den Menschenstrom und -Strudel, der noch immer die enge Straße durchflutete und den Kai belebte. Hier begrüßte mich vor jenem Hotelrestaurant, in das ich eben eintreten wollte, die wohlbekannte, lange nicht mehr gehörte Stimme Mr. Lows, des früheren langjährigen Times-Korrespondenten in Berlin, der nun in England lebt, nachdem er sich mit dieser gewaltigsten in der britischen Presse, seiner einstigen Brotherrin, gründlich überworfen hat. Und drinnen wartete meiner noch eine andere Überraschung. Ein rötlich blondbärtiger Herr und eine Dame mit prächtigen, schwarzbraunen Augen und blitzenden, weißen Zähnen sitzen an einem runden Tischchen. Er läßt einen lauten Freudenruf erklingen, als er mich sieht, schließt mich in die Arme. Ich erkenne meinen lieben alten Freund und Kollegen Doktor Brandes aus Paris mit seiner schönen Frau, der sich um uns deutsche Prussiens schon während der letzten Pariser Weltausstellung dort nicht warm genug anzuerkennende und zu dankende Verdienste durch seine unermüdliche, freundliche, praktische Fürsorge bei jedem Anlaß erworben hat. Bekanntlich ist er seitens der französischen Regierung neulich gelegentlich des Panama-Skandals gleichsam als deutscher Sündenbock geopfert und ohne irgend zureichenden Grund ausgewiesen worden, wobei der edle Pariser Pöbel es sich nicht nehmen ließ, die Familie des Exilierten auf dem Wege zum Bahnhof mit Steinen zu bewerfen und mit gemeinen Schimpfrufen zu verfolgen. In London hat der so schmählich Behandelte eine neue Heimat und ein wahrlich nicht geringeres und nicht weniger interessantes Feld der publizistischen Tätigkeit gefunden.

Dies Zusammentreffen verhalf dem für mich so be-

Digitized by Google

wegten und erlebnisreichen Tage zum fröhlichsten Schluß. Was hatten wir uns bei diesem Wiedersehen nach vier Jahren einander nicht zu erzählen! Haben gerade sie doch dem in Berlin wie in Paris Lebenden eine kaum zu erschöpfende Fülle des Stoffes an Eindrücken, Erfahrungen, öffentlichen und privaten Erlebnissen und Vorgängen gegeben. Auch Brandes, der seit des Kaisers Eintreffen vor Cowes hier sein Quartier als Berichterstatter aufgeschlagen hatte, bestätigte mir aus eigener Beobachtung, was ich schon in London gehört hatte, die Tatsache der immer gesteigerten, allgemeinen Volksbeliebtheit, welche der Kaiser in England genösse. Nach der Entlassung des Fürsten Bismarck hatte sich die öffentliche Stimmung für längere Zeit stark gegen den Monarchen gekehrt. Gegenwärtig aber seien ihm die wärmsten Sympathien zugewendet, was sich bei seinem jedesmaligen Besuch der britischen Gewässer in jeder Weise betätige. Der Wassersport ist den Engländern eine so ernsthafte, hochwichtige, mit so ehrlicher Leidenschaft betriebene nationale Angelegenheit, daß schon die von unserem Kaiser so nachdrücklich kundgegebenen gleichen Meinungen und sein lebendiges Interesse gerade an den englischen Leistungen und Wettkämpfen auf diesem Gebiet nicht wenig dazu beitragen mußten, dem Enkelsohn der Königin die britischen Herzen noch mehr zu erobern, als es diese Abstammung und die anderen menschlichen Eigenschaften wie die politischen Taten und Regententugenden Kaiser Wilhelms II. allein vielleicht vermocht hätten.

Alle Gattungen des Sports, das Pferderennen, das Rudern auf der Themse, das Lawn-Tennis, das Kricket, das Foot-Ball-Spiel, das Polo, das Schwimmen, Radfahren und jede andere Übung, in der sich Mut, Kraft, Geschicklichkeit, Geistesgegenwart, zähe Ausdauer bekunden und betätigen, sind zwar

Digitized by Google

im heutigen England zur höchsten Schätzung und Ausbildung gelangt, und jede hervorragende Leistung in einer dieser Übungen erwirbt dem Glücklichen, der sie vollbracht, annähernd ähnlichen Ruhm bei seinem Volk wie einst dem hellenischen Jüngling und Mann der Sieg in einem der heiligen Spiele zu Olympia oder Nemea. Jede große Race, jeder Preiswettkampf in all diesen „athletischen" Künsten und Tüchtigkeiten wird zu einem nationalen Fest. Wenn die Jachtraces, die Segelregatten, welche in der ersten Woche jedes August angesichts von Cowes auf den Meeresstraßen des Solent und des Kanals von Spithead ausgefochten werden, zu Festen von einem ganz besonderen Glanz geworden sind, so hat unseres Kaisers persönliche Teilnahme daran nicht wenig dazu mitgewirkt. Jedenfalls tragen sie ein außergewöhnlich vornehmes Gepräge. Die große Volksmasse ist sehr viel weniger dabei interessiert als an anderen Sportfesten. Der eigentliche Veranstalter ist der „Royal-Squadron-Yachting-Club," der hier in Cowes sein gerade auf der Nordspitze der Insel Wight auf grünem Hügel mit steinernem, bastionsförmigem Fuß gelegenes Heim inmitten eines schönen Parks besitzt und sämtliche englische Prinzen und Prinzessinnen zu seinen Mitgliedern zählt. Einen mehr bürgerlichen Stempel als dieser eine aristokratische Seglerklub trägt der Royal London-Yachting-Club und sein viel anspruchsloseres, wenn auch höchst komfortables Heim, dessen ich schon oben erwähnte. Aber auch die Mitgliedschaft bei diesem setzt, wie die bei jenem, die Zugehörigkeit der danach verlangenden Persönlichkeit zur „günstiger situierten Minderheit" voraus. Es ist ein kostspieliges Vergnügen, sich eine Jacht bauen zu lassen und sie mit der notwendigen Bedienungsmannschaft zu erhalten, und sei das Fahrzeug noch so klein und letztere noch so wenig zahlreich. Aber freilich —

Digitized by Google

wessen Vermögensverhältnisse gestatten diese Opfer zu bringen, dem werden sie durch köstliche Freuden belohnt, denen sich wenige andere vergleichen lassen.

Eine „Jacht", unter diesem allgemeinen Gattungsnamen sind Fahrzeuge von sehr verschiedenen Spezialnamen und Gestalten mit einbegriffen, wird erst dann als eine würdige Genossin des ungeheuren Heeres der Jachten des vereinigten Königreiches und der Kolonien anerkannt, wenn sie in dem jährlich erscheinenden, dickleibigen Lloyds Jachtregisterbuch mit ihrem eigenen Namen, dem ihres Besitzers, ihres Erbauers, mit ihren Größenmaßen, Tonnengehalt und dem farbigen Abbilde der von ihr geführten Flagge eingezeichnet steht. Daß auch die neue kaiserliche "Hohenzollern" noch zu den Jachten gezählt werden kann, erscheint dem Laien schwer verständlich. Wie ein weißer Leviathan, sogar die elegante marineblaue „Osborne" des Prinzen von Wales — und wie erst alle die anderen ringsum — völlig erdrückend durch die enorme Massenhaftigkeit, Länge, Bordhöhe, über deren mehrstöckigen Deckaufsätzen die beiden gelblichen Schornsteine nur mit dem obersten Teil hinausragen, dünkte sie mir, als ich sie im Licht des nächsten Morgens dort inmitten der Dampf- und Wachtschiffe liegen sah, selbst die sie begleitenden deutschen Kriegsschiffe „Gneisenau", „Stosch", „Stein" und „Blitz" schienen neben diesem Koloß zusammenzuschrumpfen.

Noch lagen die Fahrzeuge der Flotte zur Rechten und zur Linken der „Hohenzollern" oder zwischen ihr und dem Lande, weithin über die windgekräuselte, grünlichgraue Flut verstreut, fest vor Anker. Aber unterbrochen wurde diese doch schon von offenen Ruder- und Segelbooten, von Jollen und kleinen Dampfbarkassen, welche vom Lande zu den Schiffen, von diesen zum Pier und den verschiedenen Uferstegen fuhren, Offiziere, Kadetten, Mannschaften der deutschen

Digitized by Google

und englischen Dampfer, Klubmänner und Damen, ihre Gäste und gute Freunde herüber und hinüber trugen, wie von den großen auf Vorder- und Hinterdeck dicht mit Passagieren besetzten Post- und Vergnügungsdampfern durchkreuzt, die von Southampton und Portsmouth kamen und mit geringerer, lebendiger Last wieder zurückgingen. Sollten doch auch an diesem Tage (dem 4. August) wieder große Wettkämpfe auf der See ausgefochten werden: Von den Klubs und von der Stadt Cowes veranstaltete Jacht-, Boot- und Ruderraces. Früh schon herrschte auch in den Straßen und längs des Meeres das regste Leben, sah man das bunteste, seltsamste Menschenmosaik. Scharen von Ladies und jungen Misses, reizende Backfische und kleine Mädchen und Buben in den kleidsamen, modernen englischen Seasidetrachten, die Jungen in Matrosenkostümen, die oft ganz wunderhübschen Schwesterchen in drolligen Kate-Greenaway-Schutenhüten und altväterischen Babyröckchen; die halb erwachsenen Fräulein mit offenen, wehenden, goldig schimmernden, blonden und roten, mit schwarzen und braunen langen Haaren unter den breitkrämpig großen, oder den kleinen, flachen Matrosenstrohhüten und den farbigen oder elfenbeinweißen, einfach um die Taille gegürteten Kleidern; die „Damen" fast durchweg in weißen, einfarbigen oder bunt gemusterten Blusen mit offenen, breitklappigen, marineblauen Jacketts darüber, und glatten, schlichten, roten, hellgrauen oder marineblauen Röcken, das kurzfrisierte Haar mit dem Matrosenstrohhut oder der schwarzen bezw. blauschwarzen Klubmenmütze bedeckt, deren Rand vorn über dem Schirm das kleine farbige Abbild der Klubflagge zeigt. Die Füße selbstverständlich in schwarzen, roten oder bronzefarbigen Strümpfen und braunen Lederschuhen.

Erscheinungen sah man unter diesen Wandelnden, auf

Digitized by Google

den Altanen der Klubhäuser und vor den Hotels am Strande Sitzenden, aus den offenen Fenstern schauenden Frauen und Mädchen, deren bloßer Anblick ein empfängliches Männerherz in einen gelinden Rausch versetzen könnte, die alle begeisterten Hymnen rechtfertigten, welche je zum Preise Englands als des wahren Geburtslandes reinster weiblicher Schönheit erklungen sind. Wie atmet alles an ihnen Gesundheit, Frische und vollkommenste Sauberkeit! Wie von einer herzerquickenden Seebrise fühlt man sich bei ihrem Anblick angeweht. Aber andererseits auch welche weiblichen Vogelscheuchen, welche Zerrbilder des Begriffes „Weib" in denselben Trachten, die jenen anderen so zum Entzücken stehen!

Zahlreicher noch als die Frauen und Fräulein sind die Männer aller Altersklassen, von denen Straßen und Kais wimmeln; die Klubmen fast ausnahmslos in derselben vorschriftlichen, schwärzlich marineblauen Tracht und der flachen dunklen Schirmmütze, — auch sämtliche Herren von der Botschaft haben sie angelegt. Die schlanken, sehnigen Gestalten der Helden der Ruderraces im Boatingdreß, die englischen Soldaten in scharlachner und in schwarzer Jacke, das kleine Mützchen auf dem glattgewichsten gescheitelten Haar, das Stöckchen unter dem Arm ohne jede Waffe an der Hüfte; die breitschultrigen, breitbeinig austretenden Seemänner von den englischen Prinzendampfern und dem ebenfalls in Solent ankernden Turmschiff, die dunkelblau wie sie gekleideten deutschen Kameraden von unserer „Gneisenau", „Stosch", „Stein" und „Blitz" und die von der „Hohenzollern", in blaubesetzten weißen Mützen, Jacken und Hosen — diese unsere Landsleute durch die echt preußisch stramme, aufrechte Haltung scharf von den englischen und den Matrosen des einen italienischen Kriegsschiffes, ernst und düster blickenden

Digitized by Google

Männern mit tiefbronzefarbenen Gesichtern, unterschieden, und schon in weitester Entfernung über ihre Zugehörigkeit zur deutschen Flotte keinen Zweifel lassend; vereinzelte Seeoffiziere und Kadetten von unseren Schiffen schmuck und „propper" in ihren dunkelblauen Uniformen, wie aus dem Ei geschält. Dazwischen die durch jedes neuen Dampfers Ankunft vermehrte Menge der schaulustigen Ausflügler aus London und den kleinen Provinz- und nächsten englischen Hafenstädten, mit Kind und Kegel, vollen Handtaschen und „Freßkobern", „Baskets" und „Hampers" belastet, und die eingeborene Bevölkerung, die kleinen Krämer, Händler, Bootsmänner, die reichen Villenbewohner und Sommerfrischler aus allen Teilen der herrlichen Insel. Nach längerem Umherschlendern auf den Gassen und am Meer zwischen dem Pier und dem Klubhause trete ich einmal wieder in dessen Flur ein. Unsere an Gr. gesendeten Telegramme stecken nicht mehr in ihrem Fach. Er muß mithin hergekommen sein und sie abgeholt haben. Also endlich gefunden! Da tritt er auch schon selbst aus dem Lesezimmer heraus und ich sehe die feurigen, so scharf, kühn und heiter blickenden grauen Augen in dem gebräunten, so fein als männlich energisch geschnittenen, schnurrbärtigen Gesicht in herzlicher Freude leuchten, wie er mich sieht und mir die Hand entgegenstreckt. Er war die Nacht in Ryde gewesen, hatte nun erst die Telegramme erhalten und sofort nach London depeschiert, um zu erfahren, wo er mich finden könne. Aber nun ist alles gut. „Nun kommen Sie an Bord und sehen Sie, ob es Ihnen gefällt. Meine Jacht ist nur klein, aber wenn Sie zufrieden sind, so quartieren Sie sich darauf ein." Sie lag wenig entfernt vom großen Pier zwischen der Flottille von vornehmen Liebhaberjachten vor der breiten Mündung des Medina River. Auf einen langen, gellenden Pfiff kam der Matrose, ein schöner 26jähriger, schlank

Digitized by Google

und kraftvoll gebauter Bursche mit großen, munteren Augen und unter der roten Schiffermütze üppig hervorquellendem, dunklem, lockigem Haar, im kleinen Boot von der Jacht herangerudert, um uns aufzunehmen, und bald war sie erreicht.

Ein Fahrzeug, dem es auch ein Laienauge ansehen zu können meint, daß es ein prächtiger Segler sein muß. Etwa 34 Fuß lang mit nur einem 50 Fuß hohen Mast, so recht geschaffen, um die Flut im Fluge zu durchschneiden. Die „Gigun" bildet die vergoldete Gestalt des krähenden Hahns des „Alector", des Bundeszeichens der Studenten des Jesuscollege zu Cambridge, auf welchem Gr. sich einst seine juristische Weisheit erworben hatte. Auf das Hinterdeck, über welches die lange Handhabe des Steuerruders hinwegragt, folgt die tiefe, vierseitige Aushöhlung vor der um noch wieder zwei Stufen tiefer gelegenen sich auf sie öffnenden Kajüte. An dreien von den inneren Wandungen des Hinterdecks ziehen sich Sitzbänke hin, welche zugleich als Stufen zum Hinabsteigen dienen und tief genug angebracht sind, um den langen unteren Segelbaum beim Stellen des großen Hauptsegels über die Köpfe der dort Sitzenden hinweggehen zu lassen, ohne sie zu berühren. Die kleine Kajüte ist ein wahres Wunderwerk der geschicktesten Raumausnutzung. Je ein fast ihre ganze Länge einnehmendes Ledersofa, welches zur Nacht in ein vortreffliches Bett umgewandelt werden kann, längs jeder der beiden Seitenwände. Der Klapptisch dazwischen ist nach dem Prinzip aller Kajütenlampen so eingerichtet, daß seine Platte immer in horizontaler Stellung bleibt, wie sich das Boot auch auf die Seite lege. Überall sind kleine Wandschränke und Behälter zur Aufbewahrung aller irgend erforderlichen Wirtschaftsgegenstände und Vorräte angebracht. Platten im Boden des Vorderteils des kleinen Vorraumes und der Stufen lassen sich herausheben, und es zeigt sich, daß sie

Digitized by Google

reichlich ausgestattete Wein-, Bier-, Kognak-, Whisky-, Sodawasser- und Eiskeller bedecken. Für alles ist gesorgt. Auch auf mehrtägiger Seefahrt wird man keinen Mangel leiden. Ein kurzer Durchgang, an dessen rechter Seite das allerdings etwas enge Toilettenzimmer liegt, verbindet diesen interessanten Wohn-, Speise-, Arbeits- und Schlafraum mit dem ebenso langen Vorderraum, welcher zugleich Küche, Wohn- und Schlafzimmer für die Mannschaft („the crew") der Jacht bildet und durch eine viereckige Öffnung von dem Vorderdeck her erreicht wird. Diese Bemannung ist der Einrichtung ihres Fahrzeuges ähnlich, mit der geringsten Personenzahl sind demnach alle Posten besetzt. Der führende Kapitän ist ein hagerer, wetterfester, braunäugiger und braunhäutiger, in den verschiedensten Zonen erprobter Seemann, der einst im Dienst der ägyptischen Regierung ein Küstenaufsichts- und Zollpolizeischiff führte; ein im besten Sinne schneidiger, dabei höchst taktvoller, herzenshöflicher Gentleman. Der Matrose Philipp, der Sohn eines großen Fischereiunternehmers im Norden Englands, während der Wintermonate ein Pêcheur d'Islande, der mit den väterlichen Booten in die nordische See über Schottland hinaus auf den Fang ausfährt, bekleidete zugleich die Würde des zweiten, des Backbordoffiziers und die Ämter des Steward, des Kochs und des Matrosen. Jeder dieser Aufgaben zeigt er sich gleich gewachsen. In jeder dieser Eigenschaften führt er einen anderen Namen: Fred, Philipp, George. Er bereitet den besten Tee und Kaffee, brät tadellos unseren morgendlichen Ham and eggs, ist immer gleich unermüdlich, gleich still, gleich geschickt, gleich diensteifrig, und seine schönen großen Augen blicken immer gleich heiter und liebenswürdig. Auf einem so bedienten, so eingerichteten, so ausgestatteten Fahrzeuge, in eines solchen Freundes und Steuer-

Digitized by Google

mannes Gesellschaft tagelang die See zu durchsegeln, soll mir eine Wonne sein.

„With thee, my bark I'll swiftly go
Athwart the foaming brine!“

Seit wir uns auf dem „Alector“ eingerichtet hatten, haben wir die See, welche diese edle köstliche Perle der Schöpfung, die Insel Wight, ringsumflutet in allen Richtungen durchsegelt, bei günstigem und widrigem, bei starkem und schwachem Winde, und die Lust daran ist mit jeder Fahrt und jeder Stunde gewachsen. An keinem der Jacht- und Bootrennen war die unsere beteiligt. Der Ehrgeiz, einen Preis davon zu tragen, den Namen seines Fahrzeugs und seinen eigenen in den Zeitungen genannt und letzteren als den eines nationalen Yachtinghelden und -siegers gefeiert und sein Porträt in den „Illustrated Papers“ zu sehen, ist der Seele meines teuren Freundes Gr. immer fremd geblieben. Mit um so uneigennützigerem Interesse konnten wir, diese Meeresstraße durchkreuzend, dem fesselnden Schauspiel der Wettfahrten der anderen zusehen und um so objektiver die Leistungen der tätigen Teilnehmer daran beurteilen.

Die große aufregende Angelegenheit des Tages war das Eintreffen des nordamerikanischen Kutters „Navahoe“ (Eigentümer: Mr. Royal Phelps Carrol), welcher über den Ozean gesegelt war, um hier den bei einem Jachtrennen in Amerika durch Mr. Richard Suttons Jacht „Genesta“ für den Royal-Victoria-Yachting-Club eroberten Preispumpen zurückzugewinnen. Des Lord Curnavens „Valkyria“, welche in dem großen Kaiserrennen des vorangegangenen Tages den Wettkampf mit dem kaiserlichen „Meteor“ so glänzend bestanden hatte, daß ihr eigentlich der Preis zu

Digitized by Google

gebühren schien, war bestimmt, den umstrittenen Humpen zu verteidigen. Es ist sehr ergötzlich, die eigentümliche Eifersucht zu beobachten, welche jedes britische Gemüt gegen den guten Freund und Stammesvetter Bruder Jonathan erfüllt. Jeder anderen Nation scheinen die Engländer jeden Ruhm und alles Gute lieber zu gönnen als gerade diesem, ihrem nächsten lieben Verwandten jenseits des großen Wassers. Überall am Ufer und auf den Jachten und Booten machte kein Brite ein Hehl daraus, daß es ihm eine herzliche Freude bereiten und einen innigen Lieblingswunsch erfüllen würde, wenn die „Navahoe" sich möglichst gründlich blamierte und alle stolzen Hoffnungen, welche die amerikanischen Gäste auf sie gesetzt hätten, scheitern machen wollte. Die angeblichen Fehler des Baues, die viel zu hohen Masten vor allem wurden unbarmherzig kritisiert, und lange schon vor dem Beginne des Rennens glaubte man sich der freudigen Gewißheit hingeben zu dürfen, daß the damned Yankee den geträumten Sieg in keinem Falle davon tragen würde.

Die von einer scharfen Brise bewegte breite Meeresstraße bot beim Beginn des Rennens einen wundervollen Anblick. Viele Fahrzeuge hatten alle Flaggen aufgezogen, die nun lustig im frischen Winde und im Sonnenglanz flatterten. Die meisten der hier ankommenden Segeljachten und -Boote hatten sich in Bewegung gesetzt, um die Wettkämpfer zu begleiten und ihnen zu folgen. Auf der gekräuselten, von weißen Schaumkämmen durchzogenen lichtgraugrünlichen Flut zeichneten sich die meist schwarzen und schwarzblauen Körper der Fahrzeuge scharf bestimmt in ihren eleganten Formen, während sie hier und da einen darauf fallenden Sonnenstrahl mit blendendem Spiegelganz zurückwarfen. Überall leuchteten darüber die weißen, windgeblähten hohen Segel der die Flut durchschneidende Jachten, und drüben schimmerte

Digitized by Google

silberhell der weiße, mächtige Rumpf der „Hohenzollern“ mit dem goldgelben Kaiserbanner am Mast, wie ein gewaltiger Festungswall aus den Wellen aufragend über die schimmernde Wasserweite herüber. Nochhelleren Silberglanz aber erweckte der Sonnenschein auf den noch vom nächtlichen Regen feuchten, grauen Dächern der Häuser vor Cowes vor dem Hintergrund der frischgrünen Hügelhänge und der dunkleren, üppigen Laubmassen der Bäume. Überall an den Ufern eine bunte bewegte Menschenmenge; lebendig gewordenen Bildern, Franzisko Pradillas ähnlich. Auf dem Deck der Dampfer und Jachten, in den hin und her schießenden Booten und Barkassen Männer und Frauen in gespannter Aufmerksamkeit den Lauf der wettkämpfenden Jachten verfolgend, die unter den geblähten, weiß leuchtenden Segeln die gekräuselte grünliche Flut durchfurchten. Hier, in die Kissen ihrer Schiffs- und Schaukelstühle zurückgelehnt, mit Decken und Mäntel gegen die frische Brise geschützt, saßen auf dem Deck ihrer ankernden großen, die Vornehmheit ihrer Besitzer gleichsam aus jeder Planke ausstrahlenden, mehrmastigen Jachten ältere und matt und leidend aussehende jüngere Ladies, keinen Blick von dem Schauspiel wendend; dort auf anderen Decks hochaufgerichtet stehend schlanke junge Misses, deren goldene Haare im Winde flattern, der die weiten Ärmel ihrer hellen Blusen zauste, und lang aufgeschossene und breitschultrig untersetzte, junge und reifere Gentlemen im Boatingdreß und weißbärtige, frische alte Herren und Lebemänner mit verkupferten Gesichtern; und auf den großen Southampton- und Portsmouth-Dampfern in dichten Gruppen die Extra- und Vergnügungszügler, über deren Köpfen die farbigen Sonnenschirme der Damen schwankten, . . . und alle diese Gesichter, diese Augen und davor gehaltenen Operngläser, Krimstecher,

Digitized by Google

Fernrohre auf die in langer Reihe rasch dahingleitenden Segler gerichtet. Es war keine Täuschung unserer eigenen Augen, wenn wir in fast allen den Mienen, die wir im Vorüberfahren beobachten konnten ebenso wie in denen unseres vortrefflichen Kapitains Mr. French und unseres so viele Ämter und Personen in sich vereinigenden Matrosen bald den Ausdruck jener innigen Genugtuung lesen zu können meinten, welche der großen Mehrheit der Menschen durch nichts anderes in solchem Maß bereitet wird wie durch die Schadenfreude. Der Grund war leicht zu erkennen: die „Navahoe" blieb mehr und mehr zurück. Der Kutter „Salambo" des Mr. Clark nahm die Führung. „Valkyria" und „Caluna" folgten. Auch dies Rennen war ebenso, wie es das größere am Dienstag gewesen war, für die Amerikaner verloren. The „damned Yankee" hatte seinen britischen Vettern wirklich, wenn auch sicher sehr gegen seinen eigenen Willen, den Gefallen getan, ihren Wunsch zu erfüllen. Jeder schien dies vollständige Unterliegen als einen persönlichen Triumph zu empfinden, natürlich mit Ausnahme der Besatzung des vor Cowes liegenden Kreuzers „Chicago", von dessen Top und an dessen Heck das Stern- und Streifenbanner der Vereinigten Staaten wehte.

Noch ein Privatwettkampf wurde in den Vormittagsstunden des letzten Racetages des Royal Squadron-Club zwischen dem „Meteor" und der „Iverna", einer Veteranin der hiesigen Jachtrennen, (Besitzer Mr. Jameson) ausgefochten, in welchem letzterer den schwer bestrittenen Sieg davon trug. Um 1 Uhr aber nahm der zweite und populärste Teil des Wasserfestes seinen Anfang: die von der Stadt Cowes veranstalteten Rennen kleinerer offener Segel- und Ruderboote.

Wir waren bereits während jenes ersten großen Jacht- und Kutterrennens mit dem „Alector" aufgebrochen und

Digitized by Google

durchsegelten, von der starken Brise getrieben, die prächtig aufschäumenden Gewässer des Solent in allen Richtungen. Segelfahrten auf dem schönen Wannsee, der Havel und der Oberspree will ich sicher nicht verachten, will das Vergnügen nicht gering schätzen, das sie gewähren. Aber Meer bleibt Meer. Und ein frisch blasender Seewind — eben Seewind. Schon auf jeder Dampferfahrt empfindet man den gewaltigen Unterschied. Doch wer das ganze Glücksgefühl, mit welchem dieser Wind und die rasche Fahrt durch das hochwogende Salzwasser des gesunden Menschen Nerv und Adern, Leib und Seele durchrieseln und erfüllen können, genießen will, muß die See auf einer solchen Jacht durchschneiden. Ich bekenne zu meiner eigenen Beschämung, daß ich diesen Genuß bisher noch nicht gekannt hatte — einen von den äußerst wenigen, die mir das Leben noch nicht gewährte. Aber gerade das so lange versagt Gewesene und vergeblich Ersehnte, — ich habe es auch auf anderen Gebieten reichlich erfahren — schmeckt, wenn er uns dennoch plötzlich geschenkt und erfüllt wird, doppelt schön; — immer vorausgesetzt freilich, daß es uns zu teil wird, so lange uns noch die Kraft es zu fühlen, zu genießen blieb. Es hilft uns spottwenig, im Alter die Fülle dessen zu haben, was man in der Jugend begehrte, wenn uns dasselbe Alter diese Genußfähigkeit raubte. Aber desto herrlicher, desto beglückender ist es, wenn beides zusammentrifft. Das habe ich nun wieder an diesem, wie an jedem der nächstfolgenden drei Tage und dann in wenn möglich noch gesteigertem Maße während des letzten Sonnabends, Sonntags und Montags, des 12., 13., 14. August, als wir den Kanal bei Tag und Nacht bis Dover durchsegelten, mit dankerfülltem Herzen aufs neue auf dem Meere, das um Englands weiße Küstenklippe brandet, in der Jacht meines teuren Freundes Gr. empfunden.

Digitized by Google

Wenn man beobachtet, welcher stets wachen, konzentrierten Aufmerksamkeit, welcher kaum auf Minuten unterbrochenen harten Arbeit der ein solches Fahrzeug bedienenden Männer es bedarf, um es sicher im rechten Kurse durch die windgepeitschte See zu führen, so schämt man sich fast der eigenen Untätigkeit, in der man als bevorzugter Gast alle diese Bemühungen geschehen lassen muß, ohne mit an- und eingreifen zu können und zu dürfen. Das selbsttätige Lenken und das immer wechselnde Anordnen, welche Segel aufzusetzen oder wieder einzuziehen und wie sie der jedesmaligen Windrichtung in ihrer Stellung anzupassen sind, dieser stete Kampf mit Wind und Flut ist freilich erst das rechte männliche und manneswürdige Vergnügen bei der Sache, ist Zweck und Aufgabe, um derentwillen der ganze Segelsport betrieben wird. Das sage ich mir selbst. Aber dies beschämende Bewußtsein der eigenen Unnützlichkeit und Überflüssigkeit an Bord kann mir doch nicht dauernd die Freude an der Fahrt verkümmern. Wird doch überall im Leben jede Lust, die wir genießen, durch die Mühe, die Plage, die Qual anderer erkauft, und in diesem besonderen Fall ist die Mühe und Arbeit denen, welche sie übernommen haben, nichts weniger als eine Qual. Ja, schwerlich ein sehr viel geringerer Genuß für sie als für mich das Stehen in der Vertiefung vor der Kajüte drei Stufen über dem Boden, während die Jacht, — mit dem einen Bord im Wasser, das hochaufschäumend in sprühendem weißen Gischt darüber hinstrudelt und vom Bug her in unsere Gesichter, über unsere Köpfe und Schultern einen Regen von salzigen Tropfen schüttet — mit der Schnelligkeit des Möwenflugs durch die grünliche und wie mit zahllosen Silberplättchen überstreute Flut sie zerteilend dahin fährt und der Wind von der Seite her wehend auf den hohen schlanken Mast mit unwiderstehlicher Gewalt drückt,

Digitized by Google

als ob er ihn und die ganze hochaufgetürmte, geschwellte, weiße Segelmasse bis auf die Meeresfläche selbst herabbeugen und jene in Fetzen dahin flattern lassen müßte. Wie ein freudiger Rausch kommt es über mich bei diesem Anblick, beim Atmen des markdurchdringenden, markerfrischenden Luftstroms, der unser Boot dahintreibt und der uns zugleich Dank der Schnelligkeit der Bewegung entgegenkommt beim Aufspritzen des kühlen Nasses auf Haut und Haar; eine Hingerissenheit ähnlich wie bei längerem Eislauf über weite glatte Flächen an einem klaren Wintertage; ein Entzücken, das sich in lautem Aufjauchzen Luft machen muß; ein Gefühl der Steigerung all unserer Lebenskraft, die vollste Daseinswonne! So segelten wir stundenlang im Solent gegen Westen hin, und, wieder wendend, in der Straße von Spithead an den grünen Parkhügelhängen von Osborne vorüber gegen Ryde hin; bald auf der einsamen Mitte der breiten Meeresfläche zwischen der Insel und der englischen Südküste nahe an den ankernden Kriegsschiffen und der „Hohenzollern" vorüber, bald mitten durch das Gewühl der Barken und Boote, der Jachten und Dampfer, angesichts der von Menschen wimmelnden Ufer von West-Cowes. Als wir uns endlich wieder dem Pier näherten, um Anker zu werfen, kam eine kleine, elegante, schwarzblaue Dampfbarkasse mit glänzendem bronzenen Schornstein und weißgekleideter Bemannung hart an unserer Jacht vorüber, am Heck wehte die goldgelbe Kaiserstandarte. Der Kaiser in Marineuniform, das gebräunte Antlitz mit der weißen Mütze beschattet, saß dort mit einem anderen Herrn. Mit dem freundlichsten Handwinken und Zunicken erwiderte er unsern Gruß.

Am Ufer von dem R. London-Klubhause und weiter an der Bastei und der Mauer des Royal Squadron-Hauses vorüber nach Park Green hinzuschlendern, sich auch gelegentlich durch

Digitized by Google

die hier und da dicht angestaute, gutgelaunte Menge zu drängen, war während der letzten Nachmittagsstunden vergnüglich genug. Auf dem Meer davor folgte noch immer Rennen auf Rennen. Die der Ruderbootregatta erregten, wie immer und überall, auch hier eine noch leidenschaftlichere Teilnahme und riefen noch lautere, stärkere Ausbrüche des Enthusiasmus hervor als alle Segelwettkämpfe. Die Zuschauer sehen eben mehr und unmittelbarer die Aktion der Männer, welche die Ruder führen, als die derer, welche die Segel stellen und das Steuer regieren. Und welche prachtvollen Jünglings- und Mannesgestalten sind es, deren lang ausholende Ruderschläge die schlanken Boote um die Wette im Fluge dahintreiben und in welchen die ganze Manneskraft und Schönheit zeigenden Trachten! In die tausendstimmigen, ermunternden Zurufe und das Hip-Hip-Hurra-Geschrei von „Green" her mischten sich die Klänge mehrerer, gleichzeitig spielender Musikbanden, der Drehorgeln, der Niggergesänge, der Knall der abgefeuerten Böller und von drüben, von den dort ankernden Kriegsschiffen her der dumpfe Hall der Salutschüsse, welche den vorüberfahrenden Kaiser begrüßten. Die zu den ferneren Felsenküsten der Insel ins Wasser niedersteigende Sonne ergoß Ströme purpurgoldigen Lichtes über Land und Meer, über das lustige Gewühl der Menschenscharen am Ufer und der auf den Wellen schaukelnden Fahrzeuge, zwischen denen die Wettkämpfe im letzten Rennen dieses Tages, die der von je zwölf Rudern getriebenen Boote der königlichen Marine, begleitet vom Jubelgeschrei der Zuschauer, dahinrauschten.

Vor dem östlichen Eingangsgittertor zum hochgelegenen Park des Royal Squadron-Yachting-Clubs drängte sich die Menge besonders dicht. Aber ein einziger gemütlicher Konstabler genügte vollständig, um dort die die Ordnung auf-

Digitized by Google

recht und eine Gasse von der nächsten Anlegestelle im Wasser bis hierher frei zu halten. Häufig sah man hinten elegante kleine Dampfbarkassen und Ruderjollen heranfahren; Damen in gesucht einfachen, dunklen Toiletten und Gentlemen, denen der Stempel der Peerage unverkennbar aufgeprägt war, entstiegen diesen Fahrzeugen und schritten durch das Parktor hinein. Dann plötzlich ein stärkeres Herandrängen der Menge, dringendes Bitten des wachthaltenden Konstabler und ein Geflüster und Gemurmel: „the German Emperor! Look the Kaiser!“ . . .

Jene Barkasse, an der er vorhin an uns vorüberfuhr, hatte unten angelegt, und raschen Ganges kam Kaiser Wilhelm herangeschritten, vom Grafen Eulenburg, dem Oberzeremonienmeister, und einigen anderen Herren begleitet. Er wie sie alle, jedes Zeichens des Ranges, des Amtes oder Berufes entledigt, in schwarzblauen Jacketts und Beinkeidern und auf dem Haupt die flache, schwarze Mütze der Mitglieder des Royal Squadron-Yachting-Clubs, ein kurzes Stöckchen unter den Arm geschoben. Zwar kein Hurrarufen, wohl aber respektvolles Verneigen der Spalier bildenden Menge empfing den Enkel der Königin, und er erwiderte die Grüße im Vorbeischreiten mit freundlichen Blicken und Winken der heute und hier so überraschend heiter strahlenden Augen. — Drinnen im Garten und im Salon des Klubhauses versammelte sich die Elite der vornehmen Welt des Königreiches um das kaiserliche Ehrenmitglied des Royal Squadron zum Nach- oder richtiger Vormittagtee und die im Park aufgestellte Musikbande der „Hohenzollern“ ließ dazu die schönsten Weisen ihres Repertoires erklingen.

Ein besonders prachtvolles Schauspiel auf dem Lande und auf dem Meere stand noch für die späte Abendstunde bevor. Das große Feuerwerk auf dem Platz vor dem

Digitized by Google

Royal London-Yachting-Club, welches hier alljährlich das fünf bis sechstägige Fest der Jachtraces von Cowes schließt. Wir hatten das von unserem Philipp mit Benutzung von Konserven der verschiedensten Art und eingekauften frischen Materialien vortrefflich bereitete späte Mittag in unserer Kajüte eingenommen. Das nächtliche Dunkel war bereits eingebrochen. Aber es mußte verschwinden vor dem phantastischen Schimmern der zahllosen Lampen, Laternen und farbigen Lämpchen, die sich wieder an den Borden, den Masten, den Hauptlinien des Takelwerks aller großen und kleinen Fahrzeuge im Solent und an den der See zugekehrten Fassaden der Häuser an den Kais von Cowes entzündeten, und von den breiten Lichtkegeln, welche die elektrischen Scheinwerfer vom Deck einzelner Schiffe durch die Nacht hinausstrahlten. Wir bestiegen unser am Tau schaukelndes Ruderboot, in welchem „Georg" der Koch und Steward sich wieder in „Philipp" den Matrosen zurückverwandelte, und fuhren in die von all diesem tanzenden Lichterglanz verwirrend überflimmerte und ihn weit aus ihrer schwarzen Tiefe zurückstrahlende See hinaus, die in einer gewissen Entfernung vom Ufer bereits von einem durcheinander wogenden Heer von Booten bedeckt war. Der Beginn des Feuerwerks wurde überlange hinausgeschoben und die Geduld der auf dem Lande in kompakten Massen zusammengedrängten wie der auf dem Wasser sich wiegenden erwartungsvollen Zuschauer auf harte Proben gestellt. Aber dafür wurden sie so reich entschädigt, wie es durch ein Land- und Wasserfeuerwerk allergrößten Stils nur irgend zu bewerkstelligen ist. Auch die Schiffe beteiligten sich mit Raketen und Leuchtkugelschwärmer-Werfen daran, und alles was ein phantasie- und kunstreichen Feuerwerkers erfinderischer Geist ersinnen kann, war in Szene gesetzt, um den

Digitized by Google

Glanz des wundersamen nächtlichen Schauspiels aufs höchste zu steigern und die Augen der schaulustigen Menge durch immer neue und unerhörte pyrotechnische Wunder zu überraschen, zu blenden und zu entzücken. — In der von der leise wogenden Flut sanft gewiegten ankernden Jacht auf dem harten und mir um dieser Eigenschaft willen doppelt werten und willkommenen Kajütenbett verschlief ich die Nacht in glücklichsten, goldenen Träumen. Hatte mir doch der Freund und Schiffsherr auf meine Frage: „Und was werden wir morgen anfangen?“ die Antwort gegeben: „Morgen: Ja, ich denke, wir segeln in die See hinaus und um die ganze Insel Wight.“

Am nächsten Tage wurde die Zahl der vor Anker liegenden Jachten schon merklich durch die Anziehungskraft der Regatta verringert, welche drüben in Southampton stattfand. Aber Gr. ließ sich dadurch nicht hinüberlocken, sondern hielt an der Ausführung seines Planes fest. Gegen Mittag lichteten wir den Anker, und mit gutem Winde in den Segeln nahmen wir den Kurs gegen Osten hin, die Nordküste der Insel zu unserer Rechten. Die Fahrt ging so rasch und glatt angesichts dieser Küsten dahin, wie wir es uns nicht besser hätten wünschen können. Die lieblichen, baumreichen Ufer, die Parkhöhen von Osborne, die Wäldchen und Villengärten zwischen ihnen und den am breiten Hügel ansteigenden Häusern von Ryde, auf dessen höchster Hügelkuppe der spitze, weithin sichtbare Kirchturm aufragt, und dieser anmutige Ort selbst gingen rasch an uns vorüber. Auf der Straße von Spithead, auf der in denselben Augusttagen vor vier Jahren sich das grandiose und prachtvolle Schauspiel der Revue der englischen und deutschen Kriegsflotte durch unseren Kaiser vollzog, ging es dahin, den beiden gewaltigen Wasserfestungstürmen mit den schachbrettartig gemusterten

Digitized by Google

Oberflächen entgegen, den mit den schwersten Geschützen gespickten Wächtern, die an ihrem östlichen Eingang dieser Meerenge in der Gestalt zweier zylindrischer Türme von gewaltigem Durchmesser unmittelbar aus der Flut aufragen. Weit drüben zur Linken an der englischen Südküste erkennen wir die Forts und die großen militärischen Gebäude auf beiden Seiten des engen Eingangs zu dem Hafen von Portsmouth. Und weiter im schnellen Fluge der weißen Schwingen geht die Jacht durch das Meer dahin, nun gegen Südosten wendend, der äußersten Ostspitze entgegen, an der Bembridge nahe dem Eingang der Brending-Hafenbucht sichtbar wird. Auf der Höhe eines langgestreckten, kahlen Hügelrückens erhebt sich eine Denksäule zum Gedächtnis an ein großes Schiffsunglück — das Scheitern eines Fahrzeuges der britischen Marine und den Untergang mit seiner ganzen Bemannung — errichtet. Die Ufer bleiben uns zu fern, um die einzelnen Ortschaften genauer zu erkennen. Zur Linken dehnt sich grenzenlos die bewegte, grünlichgraue Meeresfläche zum Horizont hin. Mit geschickter Benutzung des von Osten wehenden Windes segeln wir um dies Kap von Bembridge wendend in der südwestlichen Richtung dahin, uns zur Rechten die hier weit ausgebuchtete, allmählich höher und höher ansteigende Inselküste. Der dort erkennbare Ort hart am Fuß der Hügelhänge ist Sandown. Die Sonne ist bereits zum Rande der ersteren hinabgestiegen, und das ganze Höhenprofil der Insel zeichnet sich als dunklere, von goldenem Schimmer überflimmerte Silhouette von dem lichtstrahlenden Westhimmel ab. Die weißgrauen Sandstein- oder Kreidewände über dem Ufer wachsen und wachsen, werden immer steiler und schroffer, zeigen sich oben von Häuserreihen zwischen dichten, dunklen Laubmassen gekrönt, während sich unten am Fuß dieser silberschimmernden Wände andere lange Häuserreihen und vor

Digitized by Google

ihnen auf dem flachen Strand eine Wagenburg von fahrbaren Badekabinen hinziehen. Wir haben den gepriesenen Badeort der eleganten Welt Shanklin erreicht. Für die Nacht werfen wir Anker angesichts des weit in die See hinaustretenden Piers, einer kolossalen Konstruktion aus Balken und Eisen. Wir besteigen das Boot und lassen uns an den Fuß der Pierstiegen heranrudern, auf deren von angeschlagenem Wasser ewig nassen und glitschigen Stufen wir zur Höhe der Plattform, ungefähr der des dritten Stocks eines Berliner Hauses entsprechend, hinansteigen. Sie hat die Breite eines großen Saales. Nicht weit von der Spitze ist ein Konzertsaal errichtet, dessen halbrunde Bankreihen dicht besetzt sind von der Gesellschaft des Badeorts, die hier, anscheinend äußerst bescheiden in ihren künstlerischen Anforderungen, mit innigem Vergnügen, das sich in lebhaften Beifallsbezeugungen kundgibt, den komischen Gesangvorträgen eines jener teils natürlichen, teils künstlichen Niggertrupps lauscht, welche alle englischen Küstenorte unsicher machen. Am Ufer schlägt uns die schwüle Wärme entgegen, von der man auf dem Meere so wenig verspürt hat. Für die, welche die kleine Mühe des Steigens scheuen, ist ein „Lift", ein Aufzug an der senkrechten Felswand eingerichtet, der sie mühelos in die Oberstadt hinauf befördert. Sehr viel belohnender ist natürlich der Aufstieg auf dem bequemen breiten Wege, der an jenen Wänden hin zur Höhe führt und bei jedem Schritt weiter neue reizvolle und großartige Ausblicke über das Meer und die buchtenreiche Klippenküste gewährt. Den breiten Bergrücken bedecken, um die gotische Kirche gruppiert, näher dem Höhenrande die Häuserreihe, die aus dem Grün der Parks und Gärten hervorlauschenden Villen und vom dichten Laub der Schlingpflanzen überwucherten zierlichen Landhäuser des eleganten Badeortes. Dahinter,

Digitized by Google

mehr in einer Talsenkung und auf den zu dieser niedersteigenden, sanften Hängen, liegt halb verborgen der Stadtteil, welcher die Läden und Werkstätten enthält und in dessen Straßen sich das geschäftliche Leben des Küstenstädtchens bewegt. Wir sahen das alles nur flüchtig in der Abenddämmerung, welche oben der goldige Glanz des noch immer nachleuchtenden Himmels erhellt, und dem Lichtschimmer der Laternen und der offenen Läden. Unten, in und vor den Hotels am Strande und besonders auf dem breiten, langen Pier schien sich das abendliche, gesellige Treiben nun erst recht zu entfalten. Aber ich gestehe, daß ich sehr zufrieden war, mich wieder nach rascher Bootfahrt auf dem Deck unseres „Alector" zu befinden, — wie eine winzige, schwimmende Nußschale in der ungeheuren Weite des Meeres war er mir, von der Höhe gesehen, erschienen, — wo der frische Nachtwind kaum noch leise verwehte Klänge von dem Konzert auf dem Pier zu mir herübertrug, der ausgestirnte Himmel sich in seiner vollen Pracht über mir wölbte und das leise Plätschern und Klatschen der beruhigten Flut gegen die Planken unseres Fahrzeuges mich in den süßesten Schlaf sang.

Das Meer zeigte sich im Licht der nächsten Morgenfrühe, in welchem das Bild der Stadt am Fuß und auf der Höhe der weißlichen steilen Felswände in seiner ganzen eigenartigen Anmut erschien, von einer wahrhaft unheimlichen Glätte. Kaum ein leiser Windhauch war zu spüren. Für ein nur auf diesen und die eigenen Segel als Bewegungsmittel angewiesenes Fahrzeug immer ein fataler Wetterzustand. Das erquickende Morgenbad vom Boot aus in der See konnte das drückende Gefühl nicht ganz verscheuchen, womit uns das Bewußtsein dieser Wetterlage und ihrer unvermeidlichen Konsequenzen erfüllte. Zum Glück gab mir Gr. das glänzendste Beispiel jener vollkommensten, philo-

Digitized by Google

sophischen Gelassenheit, jenes unerschütterlichen Gleichmuts, der ihn in keiner Situation verläßt; eine unschätzbare Tugend oder Eigenschaft des Naturells für den Segler wie für den großen Geschäftsmann, der er in seinem Bureau in der City ist. „Der Wind kann in jedem Augenblick wieder aufgehen. Wir können in den günstigen Meeresstrom gelangen. Da ist nicht zu verzagen." — So ein schwacher Ansatz zu einem Winde, wenn auch zu einem ziemlich konträren, erhob sich denn auch während der Vormittagstunden. Wir konnten im Vertrauen auf ihn den Anker lichten und unser Tagewerk beginnen, das zunächst im gleichmäßigen Lavieren bestand vom Ufer ab, weit in die See hinaus und wieder wendend bis in seine Nähe zurück, wobei man dann nur zu bald erkennt, daß die Grundlinie des Dreiecks, welche die Strecke des Ufers bezeichnet, um die wir weiter nach Südwesten gekommen sind, eine sehr geringe ist. Aber eine fügt sich zur anderen, und ganz allmählich, nach und nach wich der Pier vor Shanklin noch weiter und weiter in den Duft der Ferne zurück, und immer deutlicher traten dafür an dem bergigen, in Terrassen ansteigenden Ufer die dunklen Laubmassen der Wäldchen und Parks hervor, zwischen denen sich in langer Kette gegen Süden hin die Villen- und Landhäusergruppen des schönsten dieser Küstenstädtchen der Insel, des Badeortes Ventnor, hinziehen. Auch aus so weitem Abstande gesehen, erscheint er von einer bezaubernden Anmut. Aber da eine Landung an seinem Pier, sein Besuch und ein Aufenthalt im Schatten jener prächtigen Bäume durch unseren Reiseplan ausgeschlossen war, so wäre ich durchaus nicht unzufrieden gewesen, wenn wir ihn etwas weniger lange im Gesicht behalten hätten, als es der immer noch schwache und dabei konträre Wind gestatten wollte. Immer wieder meinte man auch hier, angesichts derselben Uferstellen angelangt zu sein, wenn

Digitized by Google

sich die Jacht beim Umwenden der Küste von neuem näherte. Doch Wasser und Wind sind unberechenbar. Urplötzlich wallte ein grauer Wolkenschleier über der Himmelswölbung dahin, und ein kräftiger Hauch blies in unser Segel. Geschickt dann aufgefangen, trieb er nun das Fahrzeug in rapider Schnelligkeit gegen Westen dahin. Bald waren die letzten Ausläufer von Ventnor unseren Blicken entschwunden. Die Südküste in ihrer ganzen Länge von St. Lawrence bis zum St. Catharines Vorgebirge schien wie im Fluge an uns vorüber zu fliehen. Immer stärker schwoll der Wind an, und in immer rascherem Tempo durchschnitt das Boot die hochaufrauschende See, nun geradeaus nach Nordwesten gewendet, wo die letzte westliche, weit ins Meer vorspringende Felsenspitze der Insel, erst noch unbestimmt im Nebelduft und Dunst erkennbar, als Ziel winkte. Die langgestreckte Westküste erscheint, wenigstens aus der Ferne vom Meere aus gesehen, viel weniger angebaut und an landschaftlichen Reizen viel ärmer als die nördliche, östliche und südliche. Ihre schönste Stelle, die Freshwater-Bay, schon ganz nahe jener Westspitze, blieb zu weit von uns zur Rechten liegen, um uns irgend eine Einzelheit klarer sichtbar werden zu lassen. In unglaublich kurzer Zeit und rascher Fahrt war die weiße, senkrecht aus dem Meere aufsteigende Kreideklippe erreicht, vor welcher die in Urzeiten durch die Brandung abgenagten Trümmerstücke, die seltsamen niedrigeren Einzelklippen mit dem scharf- und spitzzackigen oberen Rande, die gefürchteten und von unseren Marinemalern in ungezählten Bildern geschilderten „Needles" aus den ihren Fuß umschäumenden Wellen aufragen. Freund Gr. übertraf sich selbst in seiner Steuerkunst, als er mit eleganter, scharfer Wendung die Jacht so nahe der vordersten dieser Klippengeschwister herum und nach Nordosten lenkte, daß die Männer, welche

Digitized by Google

vor dem am Fuße dieser vordersten „Nadel“ errichteten Leuchtturm standen, sich nicht enthalten mochten, uns durch Bewegungen und Zurufe ihre Verwunderung oder Entrüstung über dies verwegene Spiel mit der größten Gefahr auszudrücken. Diese Needles, diese Felsennadeln, hatte jener Nigger im Sinn, der von der Insel Wight sagte, sie sei ein ganz merkwürdiges Land, es habe Nadeln, mit denen man nicht nähen, Kühe (Cowes), die man nicht melken, und Fresh Water, das man nicht trinken könne.

In ruhigerem, langsamerem Lauf zog nach jener Wendung unser Boot seinen Weg gegen Nordosten hin, die buchtenreiche Nordküste entlang, dem westlichen Eingang in den Solent, welchen das starke Fort Hurst-Castle auf der Spitze der von Englands Südküste lang ins Meer vorgestreckten schmalen Landzunge schließt, entgegen. Zur Rechten sehen wir die weiße, glatte Kreidewand des in den Needles auslaufenden Vorgebirges in die wunderlichen, vielfarbigen Sandsteinklippenwände der Alum-Bay übergehen, die ganz den Eindruck machen, als müßten sie künstlich koloriert, schwarzgrau, blau, rot, braungelb, violett angepinselt sein. Am Fuß dieser Wände dehnt sich der steinige Badestrand. Die Höhen sind mit Wiesen und abwechselnd mit dichtem Heidekraut bedeckt, dessen dunkler Ton wie von rötlich-violetten breiten Streifen, der Blütenmenge der Erika, durchzogen ist. Dort tritt der Pier der Totland-Bay in die See hinaus, zu der von der Höhe her ein Stiegenweg in vielen Absätzen hinabführt. — Während die Sonne glühend zum Horizont hinabsinkt und über die tiefstahlblau gewordene, sanft wogende Flut ihren Abglanz wie eine bewegte goldglänzende Brücke wirft, während die Leuchtfeuer an den Needles, auf dem Kap und bei Hurst-Castle sich entzünden und allmählich Dämmerung und völliges Abenddunkel die Welt ringsum

Digitized by Google

einhüllt, erstirbt leider mehr und mehr auch der Wind. Das Boot schleicht langsam von der, hier zum Glück nach Osten hin ziehenden, Meeresströmung getrieben dahin, an den roten Gebäuden des alten Forts auf der Insel, Hurst-Castle gegenüber, und an dessen desto moderneren, kriegstüchtigeren Werken vorbei, in den Solent hinein und einer über die dunkle Wasserfläche verstreuten Menge schwankender, funkelnder Lichtpunkte entgegen. Sie werden allmählig größer, indem wir ihnen näher und näher treiben. Es sind die Laternen der von Yarmouth und der breiten Mündung des gleichnamigen kurzen Inselflusses ankernden Jachten und kleinen Dampfer. Auch unser „Alector" mußte ihrem Beispiel folgen und Anker werfen. Er und seine Mannschaften hatten sich durch die Leistungen an diesem wechselvollen Tage das Recht zum Ausruhen redlich verdient. Yarmouth, das wir am nächsten Morgen durchwanderten, war nicht immer das kleine, stille, unwichtige Uferstädtchen, als das es uns heute erschien. Im vorigen Jahrhundert galt es als die Hauptstadt der Insel, deren Bevölkerung sich in den Kriegen zwischen England und Frankreich tapfer ihrer Haut zu wehren und wiederholt furchtbar durch die französischen Überfälle zu leiden hatte. Mehr als einmal ging sie in diesen Kämpfen in Flammen auf. Die größte Zahl der Häuser der jetzigen Stadt mag wenig über 100 Jahre alt sein. Aber dies Alter genügt, um ihr ein ganz seltsam altertümliches Aussehen zu geben. Sie hatte einmal einen Admiral, einen verwegenen Seehelden zum Bürgermeister. Man erzählt, daß dieser einst auf seinen Kriegsfahrten ein französisches Fahrzeug gekapert habe, unter dessen Ladung sich auch eine in den Niederlanden gemeißelte Marmorstatue Ludwigs XIV. gefunden hätte. Der kriegerische Bürgermeister, so lautet die Legende, ließ das steinerne Haupt des „Roi soleil" abschlagen, dann

Digitized by Google

von einem englischen Bildhauer seinen eigenen Bildniskopf meißeln und ihn dem Marmorrumpf aufsetzen. Die so hergerichtete Statue sollte zum ewigen Gedächtnis des ruhmvollen Helden in einer Seitenkapelle der kleinen alten Kirche zu Yarmouth aufgestellt und dort noch zu sehen sein. Wir ließen uns das Gotteshaus öffnen und fanden darin auch die Statue, ein herzlich unbedeutendes Werk eines Provinzkünstlers im schwülstigen Stil jener Epoche. Die Gestalt in der römischen Feldherrntracht mit nackten Beinen, bauschigem Mantel, unter welchem sich ein Kanonenrohr vorschiebt, steht in gebieterischer Stellung auf einem Sockel, den innerhalb eines zopfig umrahmten Schildes an seiner Frontseite eine lange lateinische Inschrift zum Preise des berühmten Kriegers schmückt. Aber der erste Blick ließ die Grundlosigkeit und Unwahrheit der Legende erkennen. Der Kopf mit dem barocken Drachenhelm gehört ganz genau zu der Gestalt und zeigt die Hand desselben fragwürdigen Künstlers, der jene gebildet hat. Die feierliche Stille in den Gassen des Orts, in welchem alle Läden geschlossen und die Kirchen doch nicht geöffnet waren, erklärte sich aus einem für den Fremden schwer verständlichen Umstand. Es war der erste Montag im August, und dieser Tag ist, wie jeder Engländer weiß, einer der vier „bank holiday“ des Jahres, an welchem alle Banken im ganzen Königreich geschlossen sind, alle Geschäfte ruhen und jeder Angestellte freie Zeit hat. Die anderen drei sind die Montage nach Ostern, nach Pfingsten und nach dem Weihnachtsfeiertage. Dieser Augustmontag ist der bevorzugteste Tag für die großen Massenausflüge der Londoner Bürger, Kommis, Handwerker, Ladenbesitzer und ihrer Familien aus der heißen Stadt hinaus nach allen Orten der Umgegend, auf der Themse stromauf und abwärts, an die Seaside, auf das Meer und hinüber nach der Insel Wight.

Digitized by Google

Bei dem herrlichen Wetter des sonnigen Tages, welcher diesmal alle Vergnügungszügler so ganz besonders begünstigte, war eine wahre Überschwemmung der Insel mit solchen Gästen heute sicher vorauszusehen.

Aber sie ist groß genug, und der zum Besuch reizenden Orte und Partien auf ihr sind so viele, daß man nicht zu fürchten braucht, überall notwendig in die Schwärme der Feiertagsgäste hineinzugeraten und sich der Schönheit dieser wundervollen Inselandschaft nirgends ungestört durch jene erfreuen zu können. Uns war das diesmal nicht unwichtig, da auch wir uns entschlossen hatten, ihrem Besuch, einer Fahrt über ihre westlichen Höhen und der Wanderung an ihrem Strande ein paar Stunden dieses Feiertages zu widmen. Wir segelten einen Teil des gestern Abend gemachten Weges längs der Nordküste bis zum Pier der Totland-Bay zurück, stiegen dort mit dem Kapitän ans Land und in den telegraphisch herbestellten Wagen, und fuhren nun oben und auf festem Lande noch einmal dem Westkap und den Needles entgegen. Meeres- und Felsenküstenbilder von bezaubernder Schönheit zeigen sich von hier aus auf allen Seiten. Endlos dehnt sich von Westen und Südwesten die heute fast türkisfarbene See am Fuß jener weißen, steilen Klippen, die hier und dort in sie hinaustreten und einzelne Ausschnitte umrahmen. Aber bezaubernder ist das, was sich überall auf unserem Wege in unserer nächsten Nähe zeigt; diese Vereinigung von natürlichem Reichtum, natürlicher Reizesfülle mit der aufs höchste gesteigerten alten Kultur, welche jenen und jene erst wieder zur vollsten Entwicklung und Wirkung bringt, mit dem so ganz eigenartigen poetischen Geschmack, malerischen Sinn, dem feinen Gefühl für das, was Menschenwohnsitze und ihre landschaftlichen Umgebungen hold, traut, lieblich den Menschenaugen und Herzen macht;

Digitized by Google

ein Sinn und ein Gefühl, die sich in der Gruppierung der Bäume und Gebüsche, in der Anlage der Gärten, der Villen, Lustschlößchen und Kirchen wie der bescheidensten strohgedeckten Dorfhäuschen, in der Dekoration mit dem dichten Geflecht des Efeus hier, der blütenvollen Schlinggewächse dort, mit den gefüllten Blumenkübeln vor den Fensterchen überall so erquicklich offenbaren. Wir haben zu Hause nichts, womit wir das vergleichen. Die Natur scheint hier wie mit feinster, künstlerischer Berechnung und Absicht geschaffen zu haben, die Kunst ganz zur Natur geworden zu sein. Ein steter Wechsel von sanft ansteigenden Höhen mit breiten grünbedeckten Rücken und von traulichen, schattenkühlen Tälern; von sonnenhellen, saftig schimmernden Rasenflächen, die hier mit weidenden Herden, dort mit elastisch bewegten, Ball, Lawn-tennis und Kricket spielenden, schlanken, jungen Männern und jugendfrohen Mädchen belebt sind; von den gelben Getreidefeldern, von Einzelgruppen mächtiger, alter Bäume mitten auf den Wiesen und von Reihen solcher Ulmen, Linden, Eichen, deren dichte Kronen tiefe, geschlossene, breite, fest umgrenzte Schlagschatten auf die Matten, aus denen und an denen sie aufragen, und auf die von ihnen gesäumten und überwölbten Landstraßen werfen. In den Gärten vor den Türen der Villen mischen sich überall in die in unseren Breiten heimischen Gebüscharten häufig hier auf Wight völlig akklimatisierte Kinder des Südens, wie Lorbeer, Magnolie und Myrte, die sich üppig entfaltet haben. Die Häuser, deren blanke Fenster in Erkern und Giebeln aus den sie rings einrahmenden, dichten Blättermassen der Schlingpflanzen hervorlugen, sehen so aus, als müßten sie die Heimat vollkommenen, still befriedigten Menschenglücks sein. Wer unter ihrem Dach weilen und wohnen könnte! So ist es auf dem ganzen Wege nach der Freshwater-Bay

Digitized by Google

hinab. Wie die Alum-Bay, die Bucht mit den vielfarbigen Sandsteinwänden im Rücken, zu deren Strande wir hinunterstiegen, um diese in der Nähe anzusehen, ist auch der Strand der Freshwater-Bucht von, wenn auch niedrigeren, weißen Klippen zur Linken eingefaßt, an deren Spitze ein den Needles ähnlicher, zackiger Fels aus der Flut aufragt. Hier noch mehr als dort entfaltet sich auf dem flachen Strande am Fuße jener Wände das ergötzlichste Badetreiben in so wahrhaft paradiesischer Unbefangenheit, wie nur auf dem des Lido bei Venedig. Auf dem Ufersande liegen und ruhen und im Meere schwimmen, tauchen und schlagen sich mit den Wellen herum Männer und Buben, kleine und erwachsene Fränlein, ohne durch irgend eine Schranke voneinander gesondert zu sein, und diese Gemeinsamkeit als shocking zu empfinden.

Hier machte sich der bank holiday nicht wie in Yarmouth durch sonntägliche Stille, sondern bereits durch Schwärme von Extrazüglern und Festtagsgästen fühlbar und durch die lange Reihe der Wagen, die sie hierhergebracht hatten. Auch ein großer Festzug zu Pferde und in einer Art von offenen, bekränzten Kremsern mit einer trompetenden Musikbande an der Spitze rückte vor das mit klassischem Giebel und Portikus gezierte, hübsche weiße Strandhotel. Amazonen, die man bei näherem Zusehen als verkleidete junge Männer erkannte, weißbärtige Barden und Mönche, Kavaliere in Masken und Trachten aus dem Zeitalter Karls I., aber durchweg in Grün, im Sattel ihrer Mietsklepper, Jäger wie aus dem Freischütz, Arkebusiere, Armbrust- und Bannerträger führten und geleiteten eine Anzahl jener offenen, laubgeschmückten Wagen, welche mit Knaben verschiedener Altersklassen, jeder mit einer grünen Schärpe um Schulter und Brust, dicht gefüllt waren. Wie mir be-

Digitized by Google

richtet wurde, war dieser Festzug ein Feiertagsausflug der sogenannten „Waldleute", einer der zahllosen englischen Unterstützungs- und Wohltätigkeitsgesellschaften, welche für die Erziehung der Kinder bedürftiger Familien große Opfer bringen, und um die Linderung der Not im allgemeinen sich außerordentlich verdient machen. Daß sie ihren Pfleglingen noch gar eine solche originelle Festfreude bereiten, ist jedenfalls ein hübscher und für die Art ihrer Wohltätigkeitsausübung charakteristischer Zug.

Wir ruderten uns nach mehrstündigen Fahrten über diesen Teil der herrlichen Insel vom Totland-Pier wieder zum „Alector" zurück und hißten die Segel zur Fahrt, welche den letzten Teil unserer Inselumschiffung bildete. Von einem sanften Winde getrieben, zog die Jacht am Nordufer entlang wieder an Hurst-Castle, an Yarmouth, an der breiten Mündung des Newtown-River vorüber durch die leicht gekräuselte Flut des Solent nach Nordosten dahin. Dort zur Rechten erschien endlich wieder Cowes im warmen Nachmittagssonnenglanze. Auf seiner Reede fehlten die „Hohenzollern", die deutschen Kriegsschiffe. Nur die amerikanische „Chicago" und das italienische ankerten noch auf dem alten Platz. Auch die große Mehrzahl der Jachten war verschwunden, wenn auch noch manches weiße Segel lustig leuchtend über die Meeresstraße dahinzog, und das „Green" dank dem holiday von einer kaum minder zahlreichen Menge wimmelte, als während der großen Tage der vergangenen Woche. Wir kehrten nicht noch einmal zum Ausgangspunkt unserer Fahrt zurück, zu dem noch immer von Southampton kommende und von Fahrten nach anderen Inselpunkten zurückkehrende große Dampfer dichte Scharen von Feiertagstouristen trugen. Musik und Gesang klang von den dicht besetzten Decks eines jeden.

Digitized by Google

Ein solcher bank holiday wie dieser von so gleichmäßig reiner Schönheit und klarer tiefer Himmelsbläue soll den Engländern, den Kindern des Nebellandes, kaum jemals gewährt gewesen sein. Er ist denn auch nach Gebühr von ihnen gewürdigt und gründlich ausgenutzt worden.

Für uns war er leider nur zu schön. Je tiefer die Sonne sank, in je glühender leuchtende Farben sich Himmel und Landschaft kleideten, um so schwächer wurde der Wind. In Southampton-Water, der weiten, langen Bucht vor der Hafenstadt, erstarb auch sein letzter Hauch. In verzweifelnder Langsamkeit glitten wir dahin, kaum ersichtlich von der Stelle rückend, während längst schon der Sternenhimmel, in seiner ganzen unbewölkten Pracht erstrahlend, sich über uns wölbte. Vergebens riefen wir vorbeirauschende Dampfer an, daß sie uns ins Schlepptau nähmen. Ihre Führer schienen taub geworden. Was half's! Wir mußten uns in Geduld fassen und kaum zwei Seemeilen vor Southampton noch einmal Anker werfen, um die Nacht, statt in unseren Betten zu London, in der Kajüte und auf dem Deck unserer Jacht zu verbringen. Ich fand keine Veranlassung, es zu beklagen. Die Dauer einer Fahrt wie diese erschien mir immer nur zu kurz. Zum Glück sollte es nicht die letzte gewesen sein. Als wir am nächsten Morgen durch den frisch erwachten Wind in den Hafen geführt, von Kapitän und Leutnant an Bord und am Pier Abschied nahmen, hieß es: Auf Wiedersehen diesen Sonnabend zur neuen Segelreise, und dann aber weiter hinaus ins offene Meer.

Digitized by Google

VIII.

Sonntags auf der Themse.

Von der Strenge der englischen Sonntagsfeier sind in deutschen Schilderungen ans London so viele abschreckende Bilder entworfen worden, daß ein kontinentales Gemüt, wenn es nicht das eines der Heiligen und der Auserwählten des Herrn ist, sich eines gewissen Schauers bei dem Gedanken nicht erwehren kann, diesen Tag dort verleben zu müssen. Für die Engländer hat die Strenge dieser Feier durch die Gewohnheit daran von Kindheit auf wahrscheinlich jedes Schreckniß, alles Unangenehme und Unbequeme verloren. Sie ist zu einer jener festbegründeten Sitten geworden, deren Geboten jeder sich ohne Widerrede und ohne Sträuben unterwirft. Auch wenn er von jedem Bedürfnis religiöser Sammlung und Erbauung, von jedem Gefühl kirchlicher Frömmigkeit frei wäre, würde er sich dieser Sitte fügen, falls ihm anders daran liegt, als zur anständigen Gesellschaft gehörig angesehen zu werden. Zudem mag nach dem aufregenden geschäftigen Leben, welches man in London und anderen großen englischen Fabrik- und Handelsstädten während der sechs Wochen- und Werktage führt, die Nötigung zum unbedingten Ausspannen und Ausruhen am Sonntag

Digitized by Google

trotz der damit verbundenen Langweile etwas Wohltuendes, Beruhigendes haben, und wenn auch als ein Zwang, so doch nicht als ein lästiger empfunden werden. Wem er aber nicht genehm ist, dem ist Gelegenheit vollauf geboten, sich ihm zu entziehen und außerhalb Londons wenigstens ein gutes Teil jener Sonntagfreuden zu suchen, die ihm in der Stadt versagt und verschlossen bleiben. Die Vorschriften über die Sonntagsfeier verbieten den öffentlichen Wirtschaften, den Restaurants und Kneipen in London wie in anderen Orten, den Bewohnern während dieses Tages die Türen zu öffnen und Speise und Trank zu verabreichen. Wohl aber darf beides dem gewährt werden, von dem angenommen werden darf, daß er drei Meilen bis zu dem betreffenden Ort gereist sei. In jeder kleinen Stadt, jedem hübschen Marktflecken, jedem Hotel, zu denen uns auch nur eine halb- oder einstündige Eisenbahnfahrt führt, dürfen wir daher auch am Sonntag sicher darauf rechnen, jeder wünschenswerten leiblichen Erquickung und Stärkung teilhaftig zu werden, auch wenn man daselbst dem eingeborenen Hungrigen und Durstigen jeden Trunk und jeden Bissen verweigern sollte.

So ist der Sonntag für alle, welche ihn nicht in der Kirche oder in geistlichen Übungen und gänzlichem Nichtstun und „Sich-Mopsen" in der Wohnung bzw. mit Spazierengehen in den Parks verbringen mögen, der beliebteste Tag für die Fahrten einige Meilen von London ins Land hinaus, sei es an die Seeküste nach Brighton, Margate und anderen bevorzugten Seasideplätzen, oder nach der oberen Themse hin.

„The river of pleasure" nennen die Engländer den herrlichen Fluß; und keiner verdient diesen Namen besser als er in seinem oberen Laufe, wenn er in seinem unteren

Digitized by Google

Teil von Blackfriars abwärts zum Meere hin vor allem der Strom der Arbeit und des großen Handelsverkehrs ist. Die Richtigkeit der ersteren Bezeichnung hatte ich bereits an jenem Regattatage zu Henley kennen gelernt. An einem Sonntag während meines Londoner Aufenthalts wurde sie mir durch den Besuch eines anderen Teils seines oberen Laufes und seiner dortigen Ufer von neuem bestätigt. — „Morgen gehen wir nach Great Marlow," sagte tags zuvor mein Gastfreund. „Sie dürfen nicht nein sagen. Es ist schon alles bestellt. Sie werden was anderes sehen, als neulich in Henley; aber in seiner Art nichts Schlechteres."

Ein gefüllter „Hamper" ist für eine Marlow-Partie nicht vorgeschrieben, Regatta-Flanellkostüm aber empfehlenswert. Den fast bereits zu Engländern gewordenen beiden deutschen Londoner Freunden und mir schloß sich zu dieser Sonntagsfahrt mein wertgeschätzter Kollege Dr. Z. an. Man hat einige Not, Sonntags um 10 Uhr in den Straßen Londons zwei Cabs zu finden, und kann es als einen besonders glücklichen Zufall preisen, wenn man sie nach nicht zu langer Fußwanderung irgendwo auftreibt. Auch der Coachman will hier am Sonntag „sei Ruh" haben. Aber wir begegneten den Gesuchten dennoch zeitig genug, um vor dem Abgang des bestimmten Zuges Paddington-Station zu erreichen. Ein fünfter Teilnehmer, der eigentliche Anordner und Leiter der Partie, der einzige wirkliche Eingeborene, einer der sympathischen englischen Typen, geistreich, gescheit, welterfahren, unwiderstehlich in seiner heitern Ruhe und anmutigen Schalkhaftigkeit, und eine befreundete junge Dame erwarten uns auf dem Bahnsteig. Der anfangs neblige, regendrohende Tag hat sich aufgehellt, und das schönste Sommersonntagwetter verbreitet über Stadt und Landschaft seinen freundlichen Glanz, während die feuchte Frische der

Digitized by Google

Luft doch keine Schwüle oder brennende Sonnenhitze aufkommen läßt. Die Bahnhofshallen sind nicht annähernd ähnlich belebt wie am Morgen des Regattatages. Trotzdem die Zahl der Züge Sonntags bedeutend eingeschränkt wird, ist von einer Überfüllung der Wagen nichts zu spüren. Wir finden mühelos bequemen Platz. Der Schienenweg ist auf eine weite Strecke hin derselbe, auf dem wir nach Henley fuhren. Windsor und Eton bleiben wieder zur Linken im Süden liegen. Aber bei der Station mit dem hübschen Namen Maidenhead, welchem der Ort mit seinen vielen, von Efeu und blühenden Schlinggewächsen ganz überwucherten, schmucken backsteinernen Landhäusern alle Ehre macht, biegen wir lange vor der nach Henley sich abzweigenden Seitenbahn ebenfalls in nördlicher Richtung von der Great-Western ab. Das ganze Gelände, aus welchem zur Rechten das breite, glänzende Silberband der Themse nach dem Schienenwege aufblitzt, ist wieder von entzückender Schönheit ideal-idyllischen, pastoralen Stils. Von Hügelrücken, deren Hänge mit der üppigen Laubpracht fürstlicher Parks bedeckt sind, blickt hier und da ein altes, berühmtes Adelsschloß herab, dessen zinnen- und turmgekrönte malerische Baulichkeiten sich auf dem grünen Rasenteppich der Lichtung erheben. Auf beiden Ufern zunächst dem Fluß aber dehnen sich auch hier, nur von Hecken und mächtigen Baumgruppen unterbrochen, die Wiesen und Weideflächen aus, mit grasenden Rindern, Schafen und Pferden gefällig belebt.

Trotzdem schon in Maidenhead eine nicht geringe Zahl von Passagieren den Zug verlassen hatte, entsteigt ihm im Bahnhof zu Great Marlow eine sehr viel größere Schar von einfach schmuck, hell und von frischer Sauberkeit leuchtend gekleideten, jüngeren und älteren Männern und Damen, als wir in den Wagen vermutet hatten.

Digitized by Google

Die Reize einer sonntägigen Marlow-Partie haben, wie wir uns überzeugen mußten, für nicht wenige Londoner die gleiche Anziehungskraft.

Es ist ein hübscher, ziemlich ausgedehnter Ort, in dessen wohlgehaltenen Straßen mir nicht selten erkerreiche Backsteinhäuser altenglischen Stils, teils neu in ihm erbaute, teils noch aus der Zeit der Königin Anna, ja Karls II. oder gar Karls I. stammende, auffielen. Eine schöne gotische Kirche, aus grauen Hausteinen aufgeführt, erhebt sich an einem anmutigen Schmuckplatz. Über die Themse führt eine stattliche Brücke. An beiden Ufern reihen sich von Gärten umgebene, von blütenreichen Schlingpflanzen überrankte, mit lebendigem Grün bedeckte Landhäuser, Gastwirtschaften, Gartenrestaurants. Es ist sonntäglich still und leer darin. Am linken Stromufer oberhalb der Brücke vor einer Gruppe größerer Backsteinhäuser breitet ein weiter Bootlagerplatz sich aus. Die ganze Szenerie erschien mir so bekannt. Ich mußte sie schon einmal gesehen haben, und doch wußte ich, daß ich diese Stelle zum ersten Male in meinem Leben betrete . . . . .! Das war es: auf einem bewundernswerten Aquarellbilde des verstorbenen großen, bahnbrechenden englischen Meisters Walker in der britischen Kunstabteilung der Pariser Weltausstellung von 1878 war diese Gebäudegruppe, diese Ufer- und diese Flußstelle als landschaftliches Lokal verwendet worden, und tief hatte sich mir der ganze Anblick eingeprägt. — Wir wählten, da ein Boot für unsere ganze Gesellschaft nicht ausgereicht hätte, ein zweirudriges für vier Personen und eins der schmalen, federleichten Kanoes, einen echten „Seelenverkäufer", der von einem im Hinterende Sitzenden mit dem längs des Bootrandes das Wasser nach rückwärts zurückstoßenden kleinen Ruder bewegt wird, aber das Stillsitzen und Gleichgewichthalten zur strengsten Pflicht

Digitized by Google

macht für die zwei übrigen Teilnehmer der Fahrt. In das größere Boot wurde außer den langen, leichten Rudern noch eine kurze, glatte, nahe der Spitze durchbohrte, mit einem langen hindurchgezogenen Seil versehene Stange hineingetan. Wozu sie dienen soll? Von oberhalb Hurley ab muß das Boot daran gezogen werden. Das ist einmal Sitte und Vorschrift für die Themsefahrt auf dieser Strecke und muß mithin geschehen.

Great Marlow liegt ein paar Meilen unterhalb Henleys. Die Fahrt geht in westlicher Richtung stromaufwärts, aber bis zu einem näheren Ziel. Die Wasserfläche zeigt nirgends ein ähnliches Gewimmel von Ruderbooten und Barkassen wie dort an jenem Regattatage; aber sie wird doch auch selten völlig leer von den ersteren, Kanoes (darunter sogar echte Indianer- oder Neger-Kanoes aus Baumrinde) wie von etwas größeren durch Dampf bzw. Elektrizität bewegten niedrigen Schraubenfahrzeugen, House-Boats in kleinerem Maßstab als jene dort am Henley-Ufer liegenden und gleichfalls mit wohlmöbliertem Kajütensalon, Küche, Vorplatz und reichem Blumenschmuck ausgestattet. Ganze, Mann, Gattin und Kinder umfassende Familien aus wohlhabenden bürgerlichen Kreisen, kleine Gesellschaften von jungen Männern mit und ohne Damen; einzelne Paare, die ihre Sonntagsfeier auf der Themse in beglückender Zweisamkeit verleben wollen, einsame Boot- und Kanoefahrer, die nur fahren, um zu rudern, sieht man hier und da in ihrem Nachen sich stromaufwärts arbeiten. Die bezaubernde, ideale Anmut der Uferlandschaft auf dieser Strecke ist nicht zu schildern.

Kein Fabrikgebäude mit seinen verräucherten Schornsteinen hat sich hier hingepflanzt, wie ein häßlicher Flecken auf einem lieblichen Bilde. Ringsum keine Spur des Werktagtreibens mit seiner Mühsal, seinem Ruß, Schmutz, Staube

Digitized by Google

und Lärm, seiner Gleichgültigkeit, ja Feindschaft gegen diese Anmut der Natur. Jede Erinnerung an die Not und den Kampf des Lebens ist hier ausgelöscht. Wohin man blickt — volles Genügen, Fülle und Schönheit ohne einen Mißklang; — und dazu diese träumerische Sabbatstille in der ganzen Weite! Die Ruder tauchen nur mit leisem plätschernden Geräusch in die klare, reine Flut des Stromes; lautlos fast gleiten die Boote vorwärts. Die darin Sitzenden dämpfen unwillkürlich die Stimmen oder überlassen sich schweigend dem wundervollen Genuß des Anblicks der beiden sommergrünen Ufer, die wie eine lebendige Wandeldekoration in mäßiger Schnelle an unseren Augen vorüberziehen, und der hellen Gestalten, welche hier und da, näher oder ferner von uns, in anderen zierlichen Nachen, sanft gewiegt von dem spiegelglänzenden Element, dahingetragen werden. Hier fehlen die House-Boats am Strom nahe dem Ufer. Auf lange Strecken fassen ihn nur Rasenflächen ein, die geschorenem lichtgrünem Samt gleichen. Dann wieder Wiesen mit hohem blütenreichen Grase; auch stellenweise schon gemähte, deren süßer, würziger Heuduft die Luft erfüllt. Oft treten Gruppen jener alten riesenhaften Bäume, meist Ulmen mit vollen schön gerundeten Kronen, oder Reihen von alten Weiden bis dicht an den Strom heran, und ihre sich tief zu seinem Spiegel herabsenkenden Zweige bilden traulich-heimliche, schattige Lauben, in denen man nicht selten ein junges, glückliches Menschenpaar mit seinem Boot Rast machen sieht. Am linken Ufer ziehen sich, in mäßiger Entfernung das flache Wiesental abschließend, waldige, langgestreckte Hügelrücken hin. Das rechte bleibt eben und scheint ein einziger großer Park oder eine ununterbrochene Folge von solchen zu sein, in welchen Rasenflächen und Weidetristen mit prachtvollem, lauschigem Dickicht abwechseln,

Digitized by Google

zwischen dessen zurücktretenden Baumgruppen in langen Zwischenräumen einzelne Herrensitze oder Gruppen von vornehmen Landhäusern, ihr Fuß umgürtet von den Blumen ihrer Gärten, sichtbar werden; einmal auch der schwerfällige, graue, viereckige Turm einer alten Kirche zwischen den umschattenden, dunklen Wipfeln gewaltiger Linden und Ulmen, die ganz so aussehen, als wären sie in diesen Boden in jenen fernen Tagen gepflanzt, da die frommen Feudalherren oder der Abt des nächsten Klosters den Grundstein zu diesem Gotteshause legten. Buschige Inseln teilen hier und da den Strom in zwei Arme. Das Wasser des einen rauscht über ein breites Wehr, das des anderen wird durch eine jener Schleusen reguliert, deren ziemlich häufige Anlage durch die verhältnismäßige Wasserarmut der oberen Themse notwendig gemacht wird. Noch stehen die Torflügel an der unteren Seite des ersten „Lock", d. h. der Schleuse, die wir zu passieren haben, offen. Aber die Wärter schicken sich bereits an, sie für eine Viertelstunde zu schließen. Alle Ruderer in den verschiedenen Booten und Kanoes, die stromaufwärts schwimmen, sieht man mit verdoppelter Kraft und Schnelligkeit ausgreifen, um noch buchstäblich vor Toresschluß hinein zu gelangen. Drinnen in der langgestreckten, von festen Granitwänden eingefaßten Kammer hat sich eine Flottille von ziemlich zahlreichen Ruderbooten und kleinen Dampfjollen versammelt, die nun, ruhig nebeneinander liegend, die durch allmähliches Einströmen des Wassers durch die Öffnungen im geschlossenen Obertor bewirkte Erhöhung des Niveaus innerhalb der Schleusenkammer und die spätere Aufschließung der dortigen Pfortenflügel in Geduld abwarten. Wie schmuck, hübsch und nett die jungen Damen und Gentlemen in allen diesen entsprechend schlanken und schmucken Fahrzeugen ausschauen! Wie gut sie sich

Digitized by Google

halten, wie keiner und keine es sich „bequem macht", jede und jeder, ohne sich doch eigentlich Zwang anzutun, zu dem Gesamteindruck beiträgt, daß man sich in guter Gesellschaft, unter wohlerzogenen Menschen befindet. Kaum ist ein stärkerer Gegensatz zu denken als zwischen dem Benehmen dieser Themsefahrer und dem jener Canotiers und Canotières, welchen der Spiegel der Seine bei Asnières, Chatou und Bougival bei Paris zum Schauplatz ihres lustigen, übermütigen Treibens dient, wie ich es aus eigener gründlicher Erfahrung in vergangenen Tagen so genau kenne und wie es Guy de Maupassant in so köstlichen, farbenfrischen, lebenswahren, verlockenden Bildern schildert! Kein lautes Wort, kein tolles Lachen und Kreischen, kein kecker Zuruf von Boot zu Boot herüber wird hier hörbar, geschweige denn ein frecher, treffender Witz, ein frivoles, cynisches Bonmot; keine Äußerung der Ungeduld über das lange Wartenmüssen. Kaum, daß eine kurze Begrüßung von Befreundeten, die sich hier zusammenfinden, ein Geplauder mit gedämpfter Stimme beim Rauschen des einströmenden Wassers die Sonntags- und Mittagsstille unterbricht. Nun öffnet sich knarrend das Obertor, und die Boote gleiten aus ihrem Gefängnis hinaus weiter stromaufwärts längs der hier sonnigen, wiesenbedeckten, dort von dichten, alten Weiden beschatteten beiden Ufer bis zur zweiten Schleuse, der von Hurley, dem anmutigen Dorf, das sich an den weiten, wahrhaft königlichen Park eines stolzen Edelsitzes anschließt, dessen Wirtschaftsgebäude noch ihren Ursprung aus einer alten Abtei deutlich erkennen lassen. Hier steht zur Linken auf weit in den unteren Lauf des Stromes vorspringender Landzunge, deren Erdreich durch aufeinander geschichtete, zementgefüllte Säcke eine wahre Felsenfestigkeit verliehen worden ist, das grünumwachsene saubere Wohnhaus des

Digitized by Google

Schleusenmeisters inmitten seines im üppigsten Blumenflor prangenden Gartens. An seiner anderen Seite eine Mühle, deren mächtiges Rad heute unbewegt im Wasser des zum Mühlgraben benutzten Seitenarmes steht. Das Ganze ist der traulichste, freundlichste Erdenwinkel, unwiderstehlich zum Verweilen einladend. Jenseits der künstlich befestigten Landzunge bildet der Seitenarm des Flusses ein sogenanntes Backwater, eine stille Bucht, die durch die kleine Brücke und den Damm der Landstraße zum Dorf hinüber begrenzt, von dichtem Ufergebüsch und Binsen umwuchert und von den tief herabhängenden Zweigen der sie umsäumenden Bäume beschattet wird. — Hier landet unser Kanoe. Wir aber verlassen unser Boot, wie die meisten anderen in der Schleuse eingetroffenen Gesellschaften die ihren, beim Wärterhäuschen und gehen zu dem sonntagstillen Dorf hinein, an dem Schloßpark mit seinen mächtigen alten Zedern, Platanen, Linden, Blutbuchen und Nußbäumen und an dem grandiosen Wirtschaftshof vorüber, dessen altersgraue Gebäude mit ihren Kirchen- und Klostergiebeln von Gruppen und Einzelexemplaren wahrhaft ungeheurer Ulmen beschattet werden. In Hurley — das scheint bei einer sonntäglichen Great Marlow-Themsepartie selbstverständlich und Sitte zu sein — muß die Fahrt unterbrochen und in dem noch aus den Zeiten Elisabeths stammenden Wirtshaus „The Bell“ — „Zur Glocke“ — das Luncheon eingenommen werden. Eine ganz wunderliche Herberge ist dies Dorfwirtshaus „Zur Glocke“ in Hurley, daß wir auf einer Wanderung auf vielgewundener Landstraße zwischen Park- und Gartenmauern, zwischen Wiesen und Korn, zwischen Hecken und Dorn erreichen. Sein „Bar-Room“, seine Zimmer, sein Speisesaal, sein großer Hintergarten und nicht zum wenigsten der Wirt, welcher im erstgenannten Raum hinter dem Schanktisch waltet,

Digitized by Google

den Brandy und Whisky mit Soda, das Ale, Stout und Ginger-Beer einschenkt — ein schwarzbärtiger Herr, dessen Gesicht und kugelige Gestalt den Bildern nicht unähnlich sehen, welche die in die Breite zerrenden Konvexspiegel von menschlichen Persönlichkeiten zurückwerfen — alles erscheint so seltsam und abweichend vom Gewohnten. Die altersbraunen Balkendecken biegen sich unter der Last der Jahrhunderte. Die Wände der Räume sind zwischen zahlreichen Bildern verschiedenster Art mit mancherlei Reliquien aus längst vergangenen Zeiten des lustigen Altengland behängt. Die Küche glänzt von peinlichster Sauberkeit. Der Garten mit seinen Blumenbeeten, Hecken, Lauben, Frucht- und Lindenbäumen, der sich tief nach hinten hin bis zu einem Wiesenrain und wallenden Weizenfeldern erstreckt, ist einer von den alten Wirtsgärten, wie sie aus der Nähe moderner Großstädte heute bereits fast völlig verschwunden sind. Die traulichste, träumerischste Gartenpoesie webt in seinem grünen, duftigen Bezirk und spricht zu uns aus dem Lispeln seines im Mittagsonnenschein leise bewegten Laubes. Nicht anders wie heute mag er vor hundert Jahren schon ausgesehen haben, als die Zeitgenossen Nelsons und Pitts beim Bierkrug von den Greueln drüben in Frankreich und vom Siege der britischen Waffen bei Abukir plauderten. Ich kenne nur einen Wirtsgarten, der diesem gleicht, einen der schönsten der Erde: den hinter dem Gasthause zum St. Peter in Walporzheim im schönen Ahrtal, wo man, im Schatten der Lauben und Fruchtbäume vor den unbehobelten Tischen sitzend, den purpurnen, würzigen, wie Milch fließenden unverfälschten Rebensaft von den umgebenden Weinbergen des Wirtes mit verdoppeltem Genuß schlürft.

Den freilich würde man hier in der „Glocke“ zu Hurley vergebens fordern. Doch das kühle und zugleich innerlich

Digitized by Google

brennende, mit Ale gemischte süße Ginger-Beer ist auch nicht zu verachten und mundete köstlich zu allen den vortrefflichen Dingen, mit denen die lange Frühstückstafel im Dining-Room, der sich auf diesen Garten öffnet, zwischen den mit Blumen gefüllten Gläsern und Fayencetöpfen beladen ist. Keine kümmerlich zugemessenen, geizig geschnittenen, armseligen Portiönchen werden dem Gast, der sich daran niederläßt, aufgetragen. In langer Reihe stehen sie wie imposante Monumente in ihren Schüsseln auf der gedeckten Tischplatte, der frische Lachs, der riesige Yorkshirer gekochte Schinken, das saftige Roastbeef, der Lammbraten, die gebratenen kalten Hühner, die Frucht-Pies, die dicken, zylindrischen Türmen ähnlichen Chedder- und Stiltonkäse, die mit rohen frischen Salatkräutern zur Selbstbereitung nach eigenem Geschmack gehäuft gefüllten Näpfe. Jeder greift nach eigenem Belieben zu oder läßt sich von dem oder der, welche dies Amt für ihre Bootsgesellschaft übernommen hat, herunterschneiden aus dem Vollen, wieviel sein Herz begehrt. An demselben Tisch frühstücken gleichzeitig verschiedene Gruppen, deren Boote bei der Schleuse zurückgeblieben sind; junge Männer und junge Misses in Themsepartie-Trachten. Zu einem allgemeinen Gespräch aber kommt es nie. Jeder Kreis bleibt für sich abgeschlossen. Es bedarf keiner sichtbaren Schranken dazu. Draußen im Garten wird noch der Kaffee und der Kognak genommen. Dann sagen wir der „Glocke" und ihren Genüssen Ade und gehen den vorigen Weg zur Mühle, zur Bucht und zur Schleuse zurück, um unsere Fahrzeuge zu besteigen und unsere Themsefahrt weiter fortzusetzen. Zur Rechten (am linken Ufer) breitet sich wieder eine mit Wiesen bedeckte, von Weiden eingefaßte grüne Insel zwischen dem Hauptarm und einem baumbeschatteten Bac-Water aus. Dort, im hohen Grase haben einzelne kleine Gesellschaften oder

Digitized by Google

Familien mitgebrachte hübsche Zelte aufgeschlagen. In ihrem geöffneten Innern und draußen davor lagert und sitzt man, treibt Spiele, die Kinder laufen, tanzen, wälzen sich lachend und jubelnd auf dem Rasenteppich im Sonnenschein, der auf den feuchten Blättern und Gräsern glänzt. Eine Strecke weiter stromaufwärts treiben wir unser Boot ans jenseitige rechte Ufer. Der kurze Mast oder die Stange zur Befestigung der Zugleine wird eingepflanzt. Zwei von unserer Gesellschaft springen ans Land, ergreifen die Handhabe, die am anderen Ende des Seils befestigt ist und, auf dem Wiesenpfade vorgehend, ziehen sie unser Fahrzeug geduldig wie Oderkahntreidler stromaufwärts, wenn auch mit geringerer Mühe und Kraftanstrengung. Rasch gleitet das Boot der eilenden Flut entgegen, die sanft rauschend um seinen Bug und seine Wände rieselt und glucksend plätschert. Wir anderen sitzen und liegen, die Ruder eingezogen, auf den Kissen am Boden oder auf den Bänken wie traumverloren in süßem, schläfrigem Behagen; sehen hoch über uns die weißen und opalschimmernden Sommerwolken am lichtgetränkten, silberbläulichen Himmel ziehen, sich ballen und wieder in Nichts zerfließen; hören das leise Singen, Surren und Summen aller der zarten Naturstimmen vom Wasser her, aus dem hohen Grase der Wiesen, dem Laube der Bäume und Gebüsche, den Hall von Kirchenglocken wie aus weiter Ferne; zuweilen auch aus nächster Nähe Gespräch und Lachen aus an uns vorüberfahrenden Booten, oder das Fauchen eines Miniaturdampfers an unser Ohr klingen... Am linken Ufer steigt das Gelände nahe dem Strom plötzlich höher und höher an. Weißschimmernde, nackte Wände des Kreidefelsens, der diese Hügelketten bildet, sind der Themse zugekehrt. Ihr Ton kontrastiert scharf mit dem lichten Grün des Rasens vor ihrem Fuß und auf ihrem

Digitized by Google

Rücken und dem dunkleren der Laubbäume, die sich in waldähnlicher Dichtigkeit darüber erheben. Diese selten von Lichtungen durchbrochenen prächtigen Wald- oder Parkhöhen begleiten den Strom an jenem Ufer eine weite Strecke hin. Dann treten sie mehr und mehr zurück und geben einer breiten Ebene Raum, aus deren geschorenem Grasteppich eine Gruppe von Baulichkeiten und hin und wieder einer oder ein paar von jenen alten Riesenbäumen aufragen, welche, in dieser südenglischen Landschaft immer wiederkehrend, für sie so charakteristisch sind und den Fremden stets von neuem durch die Großartigkeit ihrer Entwicklung und ihre Formenschönheit überraschen. Ihnen gegenüber legt unser Boot wieder an, um unsere beiden opferfreudigen Treidler aufzunehmen. Die Ruder werden wieder in Tätigkeit gesetzt, und wir steuern zu dem weiten Rasenplatz vor jener nun deutlich in allen Einzelheiten erkennbaren Gebäudegruppe unter den Bäumen hinüber. Von darauf lagernden, wandelnden, um Tische sitzenden lichtfarbigen Gestalten, Paaren, kleinen Gesellschaften, deren Boote und Kanoes an der dortigen Landungsstelle liegen, wird dieser samtene Rasenteppich heiter belebt. Er bildet den Vorplatz eines in reizvollstem, malerischem altenglischen Stil moderner Auflage errichteten Backsteingebäudes, das seine Hauptfassade dem Strom zukehrt. Drei dreiseitige breite Erkerbauten, jeder über seinem Dach von einem spitzen, steilen Fachwerkgiebel überragt, treten, durch schmale Zwischenräume mit je einem Fenster in jedem Stockwerk voneinander getrennt, daran hervor. Noch mannigfaltiger sind die hohen und niedrigen Vorbauten vor der seitlichen Front. Hohe, zinnengekrönte, türmchenähnliche Schornsteine steigen über dem steilen Dach auf. Efeu und Rosensträucher klettern an den rötlichen Mauern auf und strecken ihre volllaubigen,

Digitized by Google

mit Blüten durchsprenkelten Zweige darüber hin, während den Fuß des Hauses ein blumenreicher Vorgarten umgibt und die mit blühenden Pflänzchen gefüllten langen Behälter sich wie breite vielfarbige Bänder vor dem Fuß der Fenster hinziehen. Dies ausgedehnte Haus, an das sich seitlich und nach hinten hin noch ein großer Garten anschließt, ist das „Hotel zur Abtei". Was ihm den Namen gibt, sind die malerischen Trümmer der verschiedenen Gebäude eines einst mächtigen, reichen Klosters, die in geringer Entfernung daran im Schatten jener Gruppe alter Riesenulmen aus dem dichten Grün, das sie umlaubt und teilweise bedeckt, im silbergrauen Ton ihres Gesteins hervorschimmern. Es ist die Ruine der Abtei Madmentham, die im Revolutionskriege durch die Soldaten Cromwells mitsamt der prächtigen Klosterkirche von Grund aus zerstört worden sein soll. Dem Fluß zugekehrt ragt, ähnlich einem wuchtigen, eckigen Turm, noch die dortige Ecke des einstigen Klostergebäudes bis etwa zur Hälfte seiner früheren Höhe auf. Spitzbogige Arkaden ziehen sich vor seinem Fuß hin. Ein zweigeteiltes, schmales, spitzbogiges Fenster durchbricht im ersten Geschoß das dicke Mauerwerk. In der äußeren Seitenwand öffnet sich im Erdgeschoß ein mächtiges, spitzbogiges Portal. Weiter nach hinten hin (in vom Ufer abgekehrter Richtung) schließen sich andere, teils gänzlich trümmerhafte, teils in neuere Bauten aufgenommene und damit gleichsam zusammengeschweißte Bruchstücke der alten Abtei an. Von der zu ihr gehörigen Klosterkirche blieb wenig mehr erhalten als das kurze Rudiment eines reich profilierten Pfeilers aus der Reihe derer, welche einst das Gewölbe der Schiffe trugen. In einiger Entfernung von der Ruine ragt er aus dem grasigen Boden auf. Von der einstigen Gestalt dieser ganzen gotischen Hochburg des katholischen Glaubens sich ein klares und richtiges Bild zu rekon-

Digitized by Google

struieren, wird uns durch die Spärlichkeit der zerstreuten Reste ziemlich unmöglich gemacht. Dies in all seiner Zerstörung und Trümmerhaftigkeit doch noch so vielfache Spuren seiner früheren Schönheit und Größe tragende Denkmal des „puritanischen Vandalismus“ müßte eigentlich düster und traurig wirken. Aber die üppige Triebkraft der Natur hob jeden finsteren Eindruck auf, indem sie die altersgrauen Wände und Pfeiler mit der dichten, dunkelgrünen Decke des daran hinaufkletternden Efeus überzog, die Öffnung der Bogen, der Portale, der Fenster damit lustig und lebendig umrahmte. An einzelnen Wandflächen nehmen die Stelle dieser mehrhundertjährigen Efeustämme und ihrer Verzweigungen Rosenstöcke von gleichem Alter ein, die an den tausendjährigen Rosenstock an der Apsiswand des Domes zu Hildesheim durch die Stärke ihrer Stämme, die enorme Ausbreitung nach allen Seiten und nach der Höhe hin erinnern, und die, trotz dieses Alters, weiße Blütenmassen in überschwenglicher Fülle treiben. Es ist ein wundervoller Anblick, den dieser ganze so geschmückte Komplex von Klosterruinen und an sie angeflickten jüngeren Giebelhäusern, überschattet von jenen gewaltigen Bäumen, gewährt. Wie gut sitzt und lagert es sich angesichts seiner und des glänzenden belebten Stromes auf dem Rasen vor dem nahen Abbey-Hotel und in seinem Garten beim duftenden Tee (der hier nach dem feststehenden Programm der Sonntags-Themsepartie gegen fünf Uhr genommen werden muß, und uns mit all seinem ebenso fest vorgeschriebenen Zubehör in höchster Appetitlichkeit serviert wird) und in der Gesellschaft der anderen Gäste, aus der kein Mißklang die anmutige Harmonie und das reine Behagen der Stimmung stört. Nur zu bald schon ist diesem wundervollen Aufenthalt, den man am liebsten auf eine ganze Reihe von Sommertagen aus-

Digitized by Google

dehnen möchte, sein Ziel gesetzt. Wir müssen uns zur Rückfahrt anschicken, denn — das Diner in Great Marlow ist für 7¾ Uhr bestellt. Bald schwimmen wir und zahlreiche andere Boote und Kanoes wieder auf dem Strom dahin, ohne daß es abwärts des „Treidelns" bedürfte. Mit zweien der Genossen verlasse ich drüben unser Fahrzeug, um am jenseitigen Ufer und quer durch das Land, die Krümmungen abschneidend, den Weg bis zur Hurley-Schleuse zu Fuß zu machen. Es tut so wohl, durch das blütendurchsäte, saftstrotzende Gras dieser Wiesen in der tiefen Stille dahinzuschlendern, den Duft einzuatmen, der aus ihnen und von deren bereits abgemähten Strecken aufsteigt, und mit den Augen, „was die Wimper hält", den goldenen Überfluß dieses mit gesundester und lieblichster Anmutfülle gesegneten Stücks Erde zu trinken!

In der Schleusenkammer zu Hurley finden wir die Unsern bereits angelangt, inmitten der darin versammelten, das Öffnen der unteren Tore erwartenden Flottille. Ein paar flache kleine Dampfbarkassen sind darunter, in deren mit jedem Komfort ausgestatteten Überdeckskajüten wir durch ihre offenen Fenster kleine Gesellschaften beim verfrühten Mittag an reich gedeckter Tafel sitzen sehen. Alles darin lacht und glänzt von Nettigkeit und einfacher Eleganz und im lebendigen Schmuck der mit feinstem Geschmack überallhin verteilten blühenden Pflanzen.

Rasch und ohne Aufenthalt geht die Fahrt stromabwärts bis zur nächsten Schleuse und nach neuem Aufenthalt in deren Kammer weiter und weiter wieder an allen den in Schönheit prangenden wechselnden Uferszenerien vorüber, die nun, überflutet mit dem warmen, rötlich-goldigen Licht der hinter uns sinkenden Sonne, das die Kronen der Bäume mit sanft glühenden Tönen lasiert, wahrlich nicht minder

Digitized by Google

reizvoll erscheinen als auf der Hinfahrt im zart umflorten silbernen Glanz der Vormittagsstunden.

In Great Marlow verlassen wir Boot und Kanoe und finden nach einem Gange von zehn Minuten durch die sonntagstillen, sauberen Gassen des langgestreckten Ortes das kleine Gasthaus, das in den Tagen der Marlow-Regatta die Lieblingsherberge der eleganten Sportwelt bildet und in allen seinen Räumen überfüllt sein soll mit hier Unterkommen und Nachtlager Begehrenden. Diese Räume, ihre Balkendecken, ihre ganze Anlage verraten deutlich, daß auch dies Haus auf mehr als ein Jahrhundert des Daseins zurückblicken kann. Alles ist klein, eng, altertümlich, traulich, und alles blitzsauber, frisch und gut; die Wascheinrichtung in einem Stil, wie wir sie in unserm durchschnittlich ziemlich wasserscheuen Vaterlande in manchen Hotels und Restaurants „ersten Ranges" vergebens suchen würden, geschweige denn in einem Wirtshause eines Provinzfleckens. Zwei Hausmädchen, die eine von einer so ernsten, feinen Schönheit, daß sie zum Modell für eine holde Heilige dienen könnte, tragen die Gänge der Mahlzeit auf, deren Speisen und Weine ganz dem Charakter der Gediegenheit entsprechen, dessen Gepräge alles in diesem Hause trägt. Plötzlich schallen von der Gasse Klänge zu uns herein, die an einem englischen Sonntag in höchstem Grade überraschend wirken. Jede öffentliche Musik, jedes harmlose Konzert ist verboten und das, nein, ich täusche mich nicht, das ist doch das große Finale aus Donizettis „Lucia", von einem Chor von Männer- und Frauenstimmen, wenn auch in ziemlich fragwürdiger Reinheit und Harmonie und mit Pauken- und Trompetenbegleitung gesungen. Begierig nach der Lösung des Rätsels eilen wir vor die Tür. Und was sehen wir? eine gemischte Kompagnie der Salvation-Army, der Heilsarmee, die ihren Durchmarsch hält und

Digitized by Google

nach der Melodie jenes berühmten Quintetts eine ihrer erbaulichen frommen Hymnen, ein Kriegslied im harten Kampf gegen Satan, den schlimmen Feind und Herrn der Welt singt! Der Anblick ist grotesk. Die Musikbande trägt scharlachrote Jacken mit Schultertressen; auch die Mannschaften und Offiziere sind rot gekleidet, tragen aber meist dunkle Jacketts über diesem Uniformwams, auf dessen Bruststück das „Salvation Army" gestickt ist. Zu weiblichen Soldaten scheinen durchweg nur solche Individuen ausgehoben zu sein, welche durch ihr Aussehen die Gewißheit verheißen, daß ihren Kameraden schon bei ihrem Anblick alle Weltlust gründlich vergehen werde. Meist nur armselige, „verschrumpelte" Wesen, sah ich als weibliche Soldaten der streitbaren Armee wider Satan und Genossen. Der grobe schwarze Strohhut mit großem, weit vorragendem vorderem Krempenschirm, der schlumpig hängende, vom Ledergurt umschlossene, dunkelfarbige Rock unterhalb der Bluse oder Hängejacke und das in der Hand geschwungene Tamburin, das zugleich als Sammelteller dienen muß, wenn das zuhörende und mitsingende Publikum um Beiträge zu den Kriegssteuern und Heereskosten ersucht wird, machen die Erscheinung dieser heiligen Frauen und Mädchen jedes Alters nicht anmutiger und gewinnender. Wir hörten ihrem Chorgesang mit Instrumentalbegleitung, der bald stehend, bald kniend ausgeführt und durch Predigten und Gebete einzelner Offiziere, über welche „der Geist kommt", unterbrochen wird, nicht lange zu und kehrten, leider gänzlich unbekehrt und ungebessert, voll sündiger Weltlust zu unsrer Mahlzeit und eine Stunde später auf der Bahn in heller Mondnacht nach London zurück, mit der Empfindung, einen Sonntag kaum jemals innerlich froher und befriedigender gefeiert zu haben als diesen englischen.

Digitized by Google

IX.

Ruſſiſche Trauertage.

(November 1894.)

I.

St. Petersburg, 7. November.

Wiederholt bin ich ſeit zweiundzwanzig Jahren nach Rußland entſendet geweſen, um den Leſern meiner Zeitung über bedeutſame Vorgänge von allgemeinſtem Intereſſe zu berichten, die ſich in ſeinen beiden prächtigen Hauptſtädten vollzogen. Aber immer waren es freudige, die ganze Bevölkerung in heitere, feſtliche Erregung verſetzende Ereigniſſe, von welchen ich zu erzählen hatte. Jedesmal zeigten ſich mir Petersburg und Moskau in fröhlichem Glanz. Und in ſolchem Lichte, wie ich ſie, ihre Kirchen, ihre Paläſte, ihre Plätze und ihre Straßen, ihre vornehme Geſellſchaft und ihre Volksmaſſen bei dieſen Anläſſen geſehen habe, ſo iſt mir ihr Bild in der Erinnerung geblieben. Zum erſtenmal iſt es ein erſchütterndes, trauervolles Ereignis, das mich denſelben Weg zu denſelben Zielen führt: der Tod des Zaren Alexander III. und ſeine bevorſtehende Beiſetzung. Schon hat der düſtere Leichenkondukt, der die entſeelten irdiſchen Reſte des mächtigen, unglücklichen Herrſchers von

Digitized by Google

dem Schloß tief im Süden seines ungeheuern Reiches, wo er den letzten Seufzer aushauchte, zur Grabeskirche in der nordischen Hauptstadt bringt, wo sein Vater und seine Vorgänger zum ewigen Schlummer gebettet ruhen, Livadia verlassen. In wenigen Tagen muß er im „heiligen" Moskau eintreffen; nach etwa einer Woche hier in Petersburg. Dort und hier, und einmal auch an einem anderen Platz Rußlands, in Skiernewice nahe bei Warschau, habe ich den nun im rüstigsten Mannesalter Dahingeschiedenen in der Fülle seiner persönlichen Kraft, seiner kaiserlichen Macht und Herrlichkeit gesehen, von seinem Volk fast wie eine Gottheit verehrt, die Segen und Verderben, Gnadenfülle und Vernichtung nach freiem Ermessen spenden und bringen kann, durch nichts gebunden und gehemmt, was sonst das Wollen der Menschen einschränkt und nicht zur Tat werden läßt. Aber was ist alle irdische Größe, alle vermeintliche menschliche Gottähnlichkeit! Vor der Macht des Todes besteht keines Kaisers Gewalt und Glanz. Er spottet ihrer und streckt die Höchsten im schimmernden Palast dahin, wie den Ärmsten und Geringsten des Volkes in seiner Isba oder den Heimatlosen an der öden Landstraße. Nun soll ich in das starre, bleiche, blutleere, künstlich noch eine Zeitlang vor dem zu Staubewerden bewahrte Kaiserantlitz auf den Kissen seines Katafalks blicken; jenes charaktervolle, schöne, bärtige Antlitz, das ich so stolz und freudig leuchten gesehen, als die diamantenfunkelnde Krone das Haupt schmückte und seine Augen von der Höhe der „Roten Treppe" des alten moskowitischen Zarenpalastes triumphierend herabblickten auf das wogende Meer Hunderttausender seines treuen Volks, die, von einem halbwahnsinnigen Freudenrausch und -taumel ergriffen, in erstickendem Gedränge den Platz zwischen diesem Palast und den heiligen Kathedralen

Digitized by Google

des Kreml bedeckten und die Luft mit ihrem jauchzenden Jubelgeschrei erschütterten. Dies Antlitz, das ich so männlich heiter und herzgewinnend blicken sah bei der Begrüßung des greisen Großonkels Kaiser Wilhelms I. dort vor dem Schlößchen zu Skiernewice; und mit dem Ausdruck so ritterlicher Courtoisie und kameradschaftlich verwandtschaftlichen Wohlwollens bei dem Zusammensein mit dem jüngeren kaiserlichen Vetter Wilhelm II. in Kronstadt, Peterhof und Krasnoje-Selo. Dort, als beide der Donner der Geschütze ihrer Flotten umtoste. Hier, gegenüber den prächtigen Regimentern der russischen Garde, deren vieltausendstimmiges Hurrageschrei ihren Kriegsherrn umbrauste, deren Trompetengeschmetter und Trommeldröhnen ihm ihren kriegerischen Gruß entgegentrugen, während die geschlossenen Reihen der Reiter und des Fußvolks waffenklirrend und staubaufwirbelnd vor ihm und seinem deutschen Gaste vorüberzogen.

Es war ihm nicht beschieden, sie gegen einen Feind zu führen. Die Besorgnis, sie auf seinen Befehl die deutschen Ostmarken und die des verbündeten Österreichs überschwemmen zu sehen, ist grundlos gewesen. Der einst gefürchtete Herrscher des im Ruf unbezähmbarer Eroberungssucht stehenden Volkes wird als der Erhalter und Hort des Friedens über das Grab hinaus gepriesen und als solcher in der Geschichte leben.

Sein Tod ist gerade in der Zeit des Jahres erfolgt, in welcher schon die Natur dafür sorgt, daß eine gewisse Trauerstimmung sich unsrer Seelen bemächtigt, auch ohne daß momentan ein bestimmter Anlaß dazu vorläge. Ein trostloserer Anblick, als ihn das russische Land auf der ganzen Strecke zwischen Wirballen, der Grenzstation, und St. Petersburg gestern Nachmittag und heute Vormittag auf der Fahrt hierher gewährte, läßt sich kaum denken. Auf allen

Digitized by Google

meinen bisherigen russischen Fahrten habe ich diese melancholische Landschaft immer nur im freundlichen, heiter strahlenden Licht der Mai-, Juni- oder Augustsonne oder, in die glänzende, reine Schneedecke eingehüllt, während klarer, markerfrischender Januar- und Februartage gesehen. Diesmal aber schaute der mit eintönigem, grauem Gewölk verschleierte Himmel trübe auf sie herab, und erbarmungslos plätscherte der Landregen hernieder, schwemmte die letzten Reste des vor einigen Tagen gefallenen Schnees hinweg und verwandelte alles feste Erdreich in Sümpfe, alle Sümpfe in Seen. Ohne Rücksicht auf die draußen herrschende, weichlich flaue Temperatur wurden dabei die Wagen des sogenannten Petersburger „Eilzugs", der auf allen Stationen und Stationchen Halt macht, so überheizt, als ob man, wie die Märchenkönigin in der Badestube, darin erstickt werden sollte. Gegen das Fensteröffnen aber haben Russen in den Eisenbahnwagen wie in ihren Zimmern eine tiefe Abneigung. So wurden diese Reisestunden für mich zu den unbehaglichsten, die ich erlebt zu haben mich entsinne. Je mehr heute der Zug sich Petersburg näherte, desto dichter und durchdringender schien der Regen zu werden. Den verlockenden, wundersamen Anblick der Hauptstadt mit den weithin leuchtenden und blitzenden goldenen Turmnadeln und goldenen Kuppeln aus der Ferne entzog uns der Tropfenschleier gänzlich. Alles sah düster, schäbig, traurig und verdrießlich aus. Äußere Zeichen der Landestrauer trugen nur die Offiziere und Beamten, denen man auf den Bahnhöfen begegnet war und die mit uns den Wagen geteilt hatten: einen Flor um den linken Ärmel des Uniformrocks und des hechtgrauen Paletots, einen anderen um den Helm. Im Petersburger Bahnhof deutete kein Zeichen auf das Geschehene und auf das Bevorstehende hin.

Digitized by Google

Die Aufmerksamkeit der dort versammelten Menge wurde unmittelbar nach der Ankunft unseres Zuges durch eine seltsame Szene erregt. In ihm waren unter anderen Reisenden auch die Mitglieder der chinesischen Gesandtschaft aus Berlin gekommen. Hier wurden sie von den in Petersburg verweilenden Beamten der Mission des arg bedrängten himmlischen Reiches empfangen und nach heimatlicher Sitte herzlich begrüßt. Wie ich sah, schreibt diese ein rasches, kurzwährendes, nebeneinander Hinhocken vor; ein Anblick, der auch wohl ein tief in Melancholie versenktes Europäergemüt für Momente mit Heiterkeit erfüllen kann.

Der weite Platz vor dem riesigen Bahnhofsgebäude und alle anderen Plätze und breiten endlosen Straßen und Prospekte, über welche die Räder unseres Hotelwagens dahinrollen, sind in Regenfluten ersäuft, die Kutscher und die Polizisten tragen schwarze Gummimäntel mit Kappen über Köpfe und Kleider gezogen, die vom herunterlaufenden Regen glänzen. Vergebens mühen sich die Straßenkehrer, mit ihren Besen die angesammelten Seen vom Holzpflaster wegzuschwemmen, die alles überfluten. Vielleicht geschah es in Rücksicht auf das heillose Wetter, das nasse Elend, daß die Petersburger bisher noch auf das Aushängen von Trauerfahnen, auf das Anbringen von Trauerdekorationen irgend einer Art an ihren Häusern verzichteten. Bis auf kaum ein halbes Dutzend schwarz und weiß gestreifter Fahnen an einem Eckhause des Newsky-Prospektes und eines Kanalkais habe ich noch nichts, was einer solchen Trauerschmückung ähnlich sähe, zu entdecken vermocht. Doch, erst seit 2 bis 3 Stunden hier angelangt, bin ich selbstverständlich nicht in der Lage, über die Stimmung der Bevölkerung in bezug auf das große Ereignis mir irgend ein Urteil zu bilden, eine Meinung auszusprechen. Um die sicher nicht mangelnde

Digitized by Google

aufrichtige Trauer und Ergriffenheit in solchen äußeren Zeichen kundzugeben, dafür wird sich erst in der kommenden Woche der rechte Anlaß bieten, in deren Mitte der Zug mit der Kaiserleiche in der Stadt Peters des Großen eintreffen soll. Die wahre, volle Wirkung dieses Todes auf die russische Volksseele wird sich freilich in Moskau reiner und stärker offenbaren als hier an der Newa. So halte ich es für das Richtigste, dorthin zu fahren und den Einzug des toten Zaren durch die heilige Pforte des Kreml zu sehen, durch die ich vor elf Jahren den lebendigen, glückstrahlenden, mit prachtschimmerndem Gefolge bei Glockenklang und Kanonendonner und dem rasenden Jubelgeschrei seines Volkes zur Krönung einreiten sah.

II.

8. November.

Seit gestern morgen ist das Aussehen Petersburgs gänzlich umgewandelt. Ein eisiger Nordostwind fegt durch die Straßen, trocknet den durchweichten Boden und läßt alles Nasse und Feuchte zu Eis erstarren. In der Luft tanzen leichte Schneeflocken, welche die Dächer und Wege mit einer dünnen Puderlage bestreuen. Und nun auch wallen, wehen, flattern an allen Häusern und an allen Pferdebahnwagen die schwarzen bezw. die schwarz und weißen Trauerfahnen jeder Größe. Die an so vielen Häusern heraustretenden, auf Eisensäulchen ruhenden, das Trottoir beschattenden Vordächer werden mit schwarzen Draperien umkleidet, alle Laternenträger mit schwarzem Flor umwunden. Wenn mit dem Anlegen dieser Trauertoilette so lange gezögert wurde, so geschah es nicht etwa aus Gleichgültigkeit der Bevölkerung, sondern weil die Polizeibehörde das Anlegen jenes düstern Schmucks erst vom Dienstag mittag ab gestattet

Digitized by Google

und geboten hatte. Bestimmte, zuverlässige Angaben über Tag und Stunde der Ankunft des kaiserlichen Leichenzuges in Moskau und hier in Petersburg, über die Dauer der Ausstellung des Toten dort und hier und über den Tag der endlichen Beisetzung zu erhalten, ist noch immer unmöglich. Die kurz vor meiner Abreise in Berlin verbreitete Nachricht, daß die Vermählung des neuen Zaren dieser Beisetzung schon nach sechs Tagen folgen solle, nimmt man hier mit skeptischem Lächeln auf und versichert, es werden noch Monate bis zur Kaiserhochzeit vergehen.

Nächst den Dekorateuren, den Trauerfahnen- und Florverkäufern werden besonders die Silber- und Goldschmiede Moskaus und Petersburgs durch den Tod und die Beisetzung des Zaren in eifrige Tätigkeit versetzt. Silberne Kränze von enormem Umfang und von kunstreicher Ausführung, nicht nur aus Lorbeerzweigen, sondern aus Myrten und Rosen sind von verschiedenen Korporationen, Gilden, Regimentern, einer auch von der deutschen Kolonie bestellt, um nach der Beisetzung auf das neue Kaisergrab in der Zarenbegräbniskirche auf der Festungsinsel niedergelegt zu werden.

In allen Kirchen und Kapellen Petersburgs, in welche man eintritt, zeigen sich seltsame lebendige Bilder von eigentümlich düster-feierlichem, mysteriösem Gepräge. Fast vor jedem der verschiedenen Seitenaltäre sieht man auf den davor aufgestellten schweren, hohen, silbernen Kandelabern in den kurzen Blechhülsen, welche auf den von ihnen getragenen flachen silbernen Tellern befestigt sind, zahlreiche dünnere und dickere Kerzen gepflanzt, deren Flämmchen mit flackerndem Licht die mit Gold- und Silberblech bis auf die Gesichter völlig bedeckten, mit Perlen und Juwelen von oft ganz unschätzbarem Wert dicht besetzten Heiligenbilder der

Digitized by Google

Altarwand werfen und den flimmernden Widerschein darauf erwecken. Diese geweihten Kerzen werden an den innerhalb der Kirche aufgeschlagenen Verkaufstischen feilgehalten. Wohlhabende fromme Bürger und arme Muschiks von der Straße, Damen in kostbaren Pelzen und Frauen aus dem Volk in unförmlichen, dick ausgepolsterten, wattierten Röcken, den Kopf ganz in Tücher eingewickelt, treten herein, bekreuzen sich andächtig, erstehen eine Kerze, pflanzen diese neben den anderen bereits brennenden auf, verneigen sich, knien nieder, schlagen immer wieder das Kreuz und murmeln ihre Gebete. An anderen größeren Altären derselben Kirche werden gleichzeitig Trauermessen zelebriert. Priester mit langwallendem Haar und Bart in prachtvolle, blau- und goldgemusterte Meßgewänder gekleidet, singen ihre feierlichen, eintönigen Litaneien, auf der obersten Stufe vor dem Altar stehend, „streuen und weihen", neigen und beugen sich, sinken auf die Knie und erheben sich wieder, um bald aufs neue niederzuknien, während ein Chor, von herrlichen Männerstimmen (den Kirchensängern) gesungen, in wundersamen Harmonien und Modulationen als Begleitung erklingt. Dann öffnen sich die goldenen Pforten der hohen Bilderwand, der Ikonostase, und man blickt in das nur den geweihten Priestern zugängliche Allerheiligste, in welches der Zelebrierende eintritt, um gemeinsam mit anderen Genossen zuerst im Innern jenes Raumes, ein heiliges Buch mit schwerem, vergoldetem Metalldeckel tragend, im Kreise zu wandeln, dann rings um den Altar zu schreiten und schließlich auf das Buch einen ehrfurchtsvollen Kuß zu drücken und es wieder einem andern Priester zu übergeben, der es zurückträgt. Von diesem von Kerzenlicht und Goldglanz schimmernden Altarraum im Hintergrund heben sich die Gruppen der im tiefen Schatten davorstehenden, knienden, sich verbeugenden und bekreuzenden an-

Digitized by Google

dächtigen Hörer und Beter als dunkle, im einzelnen kaum erkennbare Masse ab. Nur trüber Dämmerschein dringt durch Kuppel- und Seitenfenster in die hohen Hallen, an deren Wänden und Pfeilern der Goldgrund der Mosaiken matt und unbestimmt erglüht, während hier und dort in den Ecken die rötlichen Flämmchenkränze der angezündeten Beterkerzen auf den Kandelabertellern leuchten und ihr Silberglanz auf der Gold- und Silberverkleidung der mehr oder weniger wundertätigen Heiligenbilder blitzt, ohne doch das geheimnisvolle Halbdunkel des Raumes erhellen zu können.

Den merkwürdigsten und seltsamsten Anblick gewährte mir heute die Gruftkirche in der Festung auf der Peter-Paulsinsel, in welcher dem toten Zaren die letzte Ruhestätte neben den Gräbern seiner Ahnen bereitet wird. Der hochgestiegene, gewaltige Strom wälzt, von schneidendem Nordost gepeitscht, seine ungeheuern Wassermassen zwischen den starren Granitwällen der Inselfeste, über die hoch empor der nadelförmige, vergoldete Dachhelm des Turmes jener Kirche in die grauwolkige Luft aufsteigt, und den granitnen Bollwerken des endlosen Kais längs des Winterpalastes und der Großfürstenschlösser dahin, der Spitze jener andern Insel im Westen entgegen, auf welcher sich vor dem Portikus des Börsengebäudes die hohe Säule mit den Schiffsschnäbeln erhebt. Das grandiose Stadtbild ist in einen düstern, grauen Ton gestimmt, aus dem das Gold der Turmspitzen und das der Riesenkuppel der Isaakkathedrale märchenhaft-phantastisch hervorschimmert. Die lange hölzerne Troitzkybrücke, die vom Kai am granitnen Suwarowpalais nach der großen Newainsel Peterburgskaia im Norden hinüberführt, scheint schon in allen Fugen zu knarren, als fühlte sie, daß die Stunde, wo der stärkere Frost und der Eisgang dazu nötigt, sie abzutragen, nahe herangekommen sei. Drüben führt die desto

Digitized by Google

kleinere Brücke westlich über den Kronwerksgraben zum Festungstor. Meine mir vom Stadthauptmann mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit gegebene Passierkarte, die alle Tore, Türen, Polizei- und Militärspaliere öffnet, vorweisend, gelange ich in den stillen Innenraum zwischen den Wällen. An der Birkenallee, die hier zur Gruftkirche leitet, heben Arbeiter tiefe Gruben aus, in welche wahrscheinlich die den Baldachin für den Leichenzug über den mittleren Weg schützenden Masten gepflanzt werden sollen. Die Kirche selbst, in der sonst nur tiefes, feierliches Schweigen herrscht, wenn nicht gerade die weihevollen Priestergesänge bei einer Messe sie durchklingen, jene goldstrahlenden barocken Hallen, in denen, von Gittern umhegt, die weißen Marmorsarkophage mit darauf liegendem bronzenem Kreuz über den Grüften der toten Kaiser und Kaiserinnen aus dem Hause Romanow stehen, — sie ist zur Werkstatt geworden, die vom Schall der Hämmer dröhnt, in welcher der Ton der Sägen schrillt und knirscht. Scharen von Arbeitern und Arbeiterinnen sind dort beschäftigt, die Dekorationen für die Ausstellung des Katafalks, für das Hochamt und die Beisetzung auszuführen. Ein Hautpas ist unter der mittleren Kuppel gezimmert, auf welchem jener zu stehen kommt. Mächtige Rollen eines dunkelblauen, starken Plüschdamastes liegen bereit, um zur Bedeckung dieses Fußgestells verarbeitet zu werden. Der riesenhafte, mit Goldstoff bezogene Baldachin in der Form der russischen Kaiserkrone, der während der Paradeausstellung hoch über dem Katafalk schweben wird, ist auf die Plattform herabgelassen. Man befestigt die über seinem unteren Rand aufragenden Wappenschilder daran und ordnet ein Netzgeflecht aus silbernen Schnüren und lichtblauen Quasten, das davon herabhängen soll. Vor dem Hauptaltar und der goldenen Bilderwand arbeitet eine Gruppe von

Digitized by Google

Nähterinnen daran, aus weißem Stoff mit aufgesetzten, schwarz und weißen Wollenzipfeln — Hermelin herzustellen. Andere beziehen eine Menge von Taburetts mit moiriertem Goldstoff. Schwarze Vorhänge mit silberner Borte wallen bereits von einigen Türen und Fenstern herab. In dem südlichen Seitenschiff haben sich zwanzig Frauen und Mädchen etabliert, und die Nadeln fliegen in den flinken Händen der einen, die Nähmaschinen schnurren und sausen unter den Füßen anderer, um die noch erforderlichen Draperien zu säumen. Im Boden des Nordschiffs aber gähnt eine tiefe, lange Gruft, und bärtige Arbeiter in roten Blusen graben und wühlen mit Spaten und Hacken, um sie geräumiger zu machen. Hier hinein soll des Kaisers Sarg gesenkt werden. Dies ist das letzte enge Haus für den, dem einst die weiten Grenzen seines ungeheueren Reiches zu eng schienen. Nicht ohne innige Bewegung, ohne tiefe Erschütterung der Seele kann ich dies Schauspiel betrachten, und unauslöschlich bleibt es mir für den Rest meiner Lebenstage eingeprägt: diese prunkvolle, prachtschimmernde Kirche mit ihren stolzen Siegestrophäen und goldgleißenden Bildern und in ihrem Boden diese offene, kahle, finstere Grube gar tief und hohl, mit den feuchten, modrigen, erdigen Wänden, die ihren kaiserlichen Gast erwartet.

III.

Moskau, 9. November.

Das eine scheint nun gewiß zu sein: der Leichenkonduкt wird übermorgen, Sonntag früh, in der alten Zarenresidenz an der Moskwa eintreffen und sich auf der Trauerstraße zum Kreml hinauf zur Archangelefsky-Kathedrale begeben, wo die Kaiserleiche während dieses einen Tages ausgestellt bleiben soll. Der düstere Zug soll schon morgen

Digitized by Google

abend auf der Station Zarizina eintreffen, dem von Peter dem Großen an den moldauischen Fürsten Kantacuzeno geschenkten, von Katharina II. zurückgekauften und mit jenem Namen benannten Dorf. In dessen Nähe liegt jenes verfallene, unheimliche Schloß im weiten, verwilderten Park, das die große Kaiserin erbauen aber nicht vollenden ließ, weil sie plötzlich fand, daß seine Form mit den rings um das Gebäude aufragenden Türmchen an einen mit Kandelabern umstellten Sarg erinnere. Der unglückliche Architekt, der wahrscheinlich nur zu realen Grund hatte, die erklärte kaiserliche Abneigung gegen sein, von anderen vielleicht begeistert bewundertes Werk schwerer zu empfinden und zu nehmen als moderne Baumeister eine ähnlich kränkende allerhöchste Kritik einer großartigen Schöpfung ihres Genies, mochte diese ungnädige Beurteilung nicht überleben, ging hin und hängte sich auf. Auf dieser Station wird, wie man hier versichert, der Zug mit der Kaiserleiche und dem Trauergefolge übernachten und die Kaiserin-Witwe wird ihn nicht verlassen, sondern auch hier die Wacht am Sarge ihres Gemahls halten.

Es hat sehr wenig daran gefehlt, daß noch vor der Beisetzung des Zaren die des Mannes hätte erfolgen müssen, der nach weit verbreiteter Meinung einen mächtigeren Einfluß auf dessen Seelenleben und dessen Entschlüsse geübt hat, als jeder andere seiner Ratgeber und Vertrauten: des Oberprokurators des heiligen Synod Pobedonoszew Gestern gedachte er dem Trauerzuge vorauf den Kurs nach Petersburg zu nehmen. Aber wenige Kilometer vor Moskau erfolgte ein Zusammenstoß dieses Zuges mit dem von Petersburg kommenden Schnellzuge. Ein paar Wagen wurden zertrümmert, ein Mitreisender oder Zugführer getötet, mehrere Personen verwundet. Daß jenem berühmte-

Digitized by Google

sten Passagier in seinem Zuge kein Haar gekrümmt wurde, mag er mit dankerfüllter Seele als ein ganz besonders, extra für ihn durch göttliche Gnade veranstaltetes Wunder preisen.

Die noch nicht völlig fortgeräumten Trümmer jener zerschellten Eisenbahnwagen sahen wir heute morgen neben unserem Wege liegen, als wir gegen zehn Uhr uns dem Ziele unserer Nachtfahrt, Moskau, näherten. Sonst haben wir, außer den Bahnhöfen und den mit allen wünschenswerten genießbaren Dingen überreich ausgestatteten weiten Restaurationssälen auf den Stationen Ljuban und Twer bei Nacht und Klin in der Morgenfrühe von allem, woran die Nikolaibahn vorüberführt, so gut wie nichts zu sehen bekommen. Der plötzlich eingetretene, grimmige Frost hatte sämtliche Fenster des langen Schlafwagens mit einer so festen, dicken Eiskruste bedeckt, daß wir auch nach erfolgtem Sonnenaufgang und bei voller Tageshelle so wenig von der Außenwelt erschauen konnten, wie während der sternklaren Nachtstunden.

Zu schöne und glückliche Tage habe ich bereits bei „Mütterchen Moskau" verlebt, um nicht jedesmal, wenn ich wieder in ihre holprigen Straßen einfahre, die von niedrigen Kleinstadthäusern und bunten, mit ganzen Plantagen von blauen, grünen, silbernen und goldenen Zwiebelkuppeln gekrönten Kirchen und Kapellen eingefaßt sind, vom Geraffel zahlloser Wagen durchhallt werden, fast ein dem Heimatgefühl verwandtes Behagen zu empfinden, gleichviel ob die Frühlingssonne und Sommersonne darauf glänzt, oder der Wintersturm selbst den dichtesten Pelz zu durchdringen droht. Wie fremd und seltsam aber steht dieser Stadt, diesen Straßen, in denen beständig der Lärm des bewegtesten Lebens tost, der finstere Trauerschmuck, den sie anzulegen im Begriff stehen und an dessen Vollendung tausend Hände (in

Digitized by Google

den dicksten Handschuhen) mit allem Eifer trotz diesem, jede nicht ganz feste Lunge mit sicherem Verderben bedrohenden, eisigen Winde tätig sind! Wohin man blickt — schwarz und schwarz und wieder schwarz, höchstens hier und da mit etwas Weiß dazwischen. Wie man in Konstantinopel für den dortigen Besuch unseres Kaisers jede schmutzige Mauer, jeden alten Zaun, jedes alte Haus, jede Moscheenfassade gelb anstrich, so wird heute hier in Moskau, was nicht mit schwarzen Stoffen überspannt oder in sie drapiert werden kann, soweit es sich irgend tun läßt, schwarz überpinselt. Überall flattert es von schwarzen und weißen Fahnen, Fähnchen und Behängen, die der Nordsturm zaust. Das Rot der Säulen der „Roten Pforte", jenes Triumphbogens, welchen die Moskauer Kaufmannschaft 1742 der Zarin Elisabeth bei ihrer Krönung errichtet hat, und durch den wir in unserer Droschke, vom Nikolaibahnhof kommend, am Ende der Jaßnitzkaja einfahren, verschwindet unter der schwarzen Umhüllung. Jedem Brunnen wird die schwarze Draperie angelegt. Auf verschiedenen öffentlichen Plätzen erheben sich die hölzernen Skelette von riesigen Obelisken, um deren hohes Fußgestell sich bereits die schwarzen Stoffmassen falten. Die weiße, zinnengekrönte Mauer der inneren Stadt ist auf eine Strecke hin bereits mit schwarzen Stoffen beklebt, die fast darauf schließen lassen, daß man diese Bekleidung auf die ganze Mauerfläche auszudehnen beabsichtigt. Vor dem Erdgeschoß des in dunkelfarbigem Ziegelrohbau ausgeführten neuen Palastes der „Duma", der erst in diesen 11 Jahren entstanden sein muß, nördlich dem damals eben vollendeten, altrussisch-gotischen Gebäude des National-Museums gegenüber, ist vor und längs der ganzen Haupt- und Seitenfassade eine Bogenhalle aus Holz gezimmert, die völlig in Schwarz gekleidet wird. Das große

Digitized by Google

Heiligtum der kleinen „Iberischen Kapelle" zwischen diesen beiden gewaltigen Gebäudekolossen vor dem trennenden Mittelpfeiler des auf die Nordwestecke des „Roten Platzes" am Fuß der Kremlmauer führenden Woßkressensky-Doppeltores, — jene Kapelle, vor welcher Zar Alexander bei seinem Ritt zum Kreml vor den Krönungstagen vom Pferde stieg, um in dem goldschimmernden Innern das wundertätige Madonnenbild anzubeten — ich sah sie noch nie so gefüllt und umdrängt von Andächtigen aus allen Ständen wie heute. Sie knien auf den Stufen, die zum Eingang hinaufführen, auf den Fliesen des Innern und küssen die Steine, bis sie an die goldbedeckten Bilder herankommen können. Sie pflanzen geweihte Kerzen in die Kandelaberteller und treten nach wiederholtem sich Bekreuzen und Verneigen wieder heraus, um andern Platz zu machen und ihren Weg weiter zu gehen. Ein Kreis von schwarzgekleideten Nonnen steht vor der offenen Tür und bettelt kläglich jeden Ein- und Heraustretenden um eine fromme Gabe für ihre Klöster an.

Der „Rote Platz", über dessen ganze Länge hin sich damals der prachtvolle kaiserliche Zug der Wagen und Reiter zur „heiligen" Pforte am Südende der Kremlmauer bewegte, zeigt eine gänzlich veränderte Erscheinung. Dieser Mauer gegenüber wird er nun durch den kolossalen Neubau des Basars der „Reihen" begrenzt, der in grandiosen Verhältnissen und in wahrhaft „monumentaler Eleganz" in ganz originellem Stil — einer Verschmelzung westländischer Renaissance und national-russischer Eigenart — auf der Stelle des durch den großen Brand zerstörten alten „Gostinoy-Dwor" dort aufgeführt worden ist. Von dem malerischen, mysteriösen Reiz seiner alten, noch ganz orientalischen, an die Basare Konstantinopels erinnernden, engen, hell-

Digitized by Google

dunkeln und tief schattigen labyrinthischen Gassen ist in diesen lichten, hoch mit Glasdächern überwölbten, breiten, modernen, unabsehbaren Parallel-Passagen, die in drei Stockwerken durch Verkaufsmagazine eingefaßt werden, keine Spur mehr geblieben.

Oben auf dem Kremlplateau bemerke ich ebenfalls einige Veränderungen. Der weite, freie, bis zur Südostmauer reichende Platz gleich hinter der „heiligen Pforte" ist nicht mehr frei, sondern dicht mit langen hölzernen Baracken, den Bauhütten für das dort entstehende Riesenmonument des Zarbefreiers Alexander II., besetzt. So kann man hier nicht mehr bis an die Mauer und ihre mit grünglasierten Ziegeln gedeckten grotesken Turmpyramiden herantreten, um über sie hinweg den Blick auf das herrliche Landschafts- und Stadtbild des südöstlichen Moskau zu genießen, das sich jenseits der nahe dem Fuß der Mauer strömenden Moskwa dort in der Tiefe mit seinen hunderten von Kuppeln und Türmen und seinem Häusermeer sanft ansteigend bis zum fernen Horizont hin ausbreitet.

Erst nahe vor dem „Kathedralplatz", dort, wo die gesprungene, herabgestürzte große Glocke am Boden steht, wo der lange „Iwan Weliki", mit seiner goldenen Zwiebelkuppel neben der mit fünf solchen Kuppeln gekrönten Uspensky-Kathedrale aufragt, öffnet sich erst wieder die Aussicht über die von dem nun erstarrten Fluß durchwundene Stadt bis zu dem sie fern im Südwesten umrahmenden langen, duftigen Höhenzuge der Sperlingsberge hin. Der Anblick wirkt immer mit derselben wundersamen Macht, wie oft ihn auch schon meine Augen zu allen Jahres- und Tageszeiten eingesogen haben . . . . .

Auf dem Kathedralplatz, diesem geweihtesten Platz für das „rechtgläubige" Rußland, den die heiligen alten Kathe-

Digitized by Google

dralen Uspensky, Archangelsky, Blagoweschtschensky und tiefer im Hintergrunde die Granowitaja Palata mit der „roten Treppe" und der „Terem", die alten Zarenpaläste, umgeben, herrscht heute eifrige Handwerkstätigkeit. Auch nun sehe ich dort wie in den glanzvollen Maitagen von 1883 die Arbeiter wieder einen erhöhten Dielenweg über den Platz hin zimmern. Aber dieser breite Weg führt heute nicht zur Uspensky-Kathedrale (der Krönungskirche) und nicht zur „roten Treppe", sondern zur Pforte der „Archangelsky-Sobor", in deren düsterm, prunkvollem Innern die schlichten Grabmäler der Zaren aus dem Hause Rurik wie die der Romanows bis zu Peter dem Großen und die prunkvollen Sarkophage einiger heiligen Märtyrer stehen. Und nicht wie damals mit Purpurteppichen, über welche der Zar und die Zarewna zur Krönung und dann in ihrer Kaiserpracht zum Palast wandelten, soll jener Dielenweg nun bedeckt werden, sondern mit schwarzem Tuch. Auf ihm wird Sonntag der tote Zar zur alten Archangelsky-Kathedrale getragen werden, um dort noch einen Tag für seine treuen Moskauer ausgestellt zu bleiben.

Von den Vorbereitungen und Einrichtungen für die Aufnahme des Katafalks war heute im Innern dieses Heiligtums noch nicht viel zu sehen. Ballen Stoffs lagen umher; bepelzte Arbeiter hämmerten an allerlei Gerüsten. Die alten Grabmäler waren verhüllt; der frühere harmonische Eindruck dieser in ein von Gold- und Farbenschimmer durchglühtes Halbdunkel getauchten Pfeilerhallen ist augenblicklich so gründlich zerstört, wie die des Innern der Peter- und Paulsfestungskirche zu Petersburg. Aber ich zweifle nicht, daß eine des Anlasses und des Toten würdige Trauerdekoration das Resultat dieser Arbeiten sein wird.

Digitized by Google

IV.

Moskau, 11. November.

Gestern abend wurden die schwarzumrandeten Blätter ausgegeben, auf welchen das paragraphenreiche Zeremoniell und die Zusammensetzung des Trauerzuges, der damit verbundenen Feierlichkeiten und der Aufbahrung und Ausstellung der Kaiserleiche in der Archangelsky-Kathedrale bekannt gemacht wurden. Die Menge in den belebten Straßen kaufte und las diese Mitteilungen eifrigst und verschaffte sich so schon im voraus eine Vorstellung von dem Verlauf dieser ganzen Haupt- und Staatsaktion, von welcher die meisten an dem Tage selbst mit eigenen Augen voraussichtlich nur sehr wenig zu schauen bekommen werden. Diesen Tag selbst bestimmt anzugeben hat man in jenem offiziellen Programm sorgfältig vermieden. „Der Tag der Überführung der Leiche des Kaisers und Herrn gesegneten Andenkens" — so heißt es im ersten Abschnitt des Programms — „wird durch Herolde tags zuvor in allen Teilen der einen Hauptstadt öffentlich bekannt gemacht werden." Aber noch immer kein Datum! Doch lange sollte die Bevölkerung darüber nicht im Zweifel bleiben. Heute um 12 Uhr mittags sammelten sich besonders an den Schneidungsstellen sich kreuzender Hauptstraßen dichtere Volksgruppen, wie von einer sichern Ahnung getrieben, daß die „Herolde" erscheinen und den Tag verkünden würden. Das Wetter war über Nacht in der günstigsten und erwünschtesten Weise verändert. Der schneidende Wind hatte sich völlig gelegt. Eine frische, ruhige Kälte ist eingetreten. Die Sonne strahlt hell und heiter vom klaren, wolkenlosen Himmel, und blitzend werfen die goldenen Kuppeln ihren Wiederschein zurück. Alle Laternen, Vordächer, Mauern, Gerüste, Zäune mögen sich in Schwarz und Weiß hüllen,

Digitized by Google

das eigentümlich Lustige in der Erscheinung dieser wunderseltsamen Stadt wird, zumal wenn eine solche Flut lachenden Sonnenscheins darüber ausgegossen ist, doch dadurch nicht völlig ausgetilgt. So mag auch das Gefühl der Trauer um das Geschick des Zaren in den Seelen der hiesigen Volksmasse noch so stark, wahr und aufrichtig sein, — die Freude an dem Außerordentlichen, an all den fremdartigen, aufregenden Schauspielen, welche dieser Herrschertod für Moskau im Gefolge hat, ist darum doch kaum minder lebhaft.

Die Erwartung oder Ahnung hatte diesmal nicht getäuscht. In der Nähe des Puschkin-Denkmals, auf dem Platz, wo sich der Twerskow-Boulevard mit der langen Twerskaja kreuzt, erschien ein Reitertrupp, eine Eskadron des Leibdragonerregiments in langen, bräunlichgrauen, dicken Ulsters, den Karabiner über dem Rücken, die Köpfe mit der kleinen, schwarzen Pelzmütze mit rotem Deckel bedeckt und in der Mitte zwischen der in zwei Züge geteilten Schar der Herold mit seinen Begleitern hinter zwei Trompetern, von deren Instrumenten schwarze, silberbordierte und befranste Tücher herabhingen. Der Herold, ein graubärtiger Herr von höchst würdevollem, vornehmem Aussehen, ritt ein edles Roß, das sich von den meist kleinen rauhhaarigen Soldatenpferden ähnlich unterschied wie er von deren Reitern. Von einem Hoflakaien in schwarzem, langem Mantel (Schulterkoller) mit Halskrause aus weißem Pelz, den Kopf mit einem die Breitseite nach vorn getragenen Zweispitz bedeckt, wurde es geführt. Das schöne Antlitz des Reiters beschattete ein seitlich aufgeschlagener, silberbordierter, breitkrempiger, schwarzer Hut mit wallenden schwarzen und weißen Straußfedern. Seinem ungegürteten Heroldsrock aus schwarzem Samt mit breiten Silberborten war auf der Brust wie auf dem Rücken die goldene Kaiserkrone und darunter, aber nur im

Digitized by Google

Umriß, die Form des gekrönten Kaiseradlers eingestickt. In der mit hochreichendem schwarzen Stulphandschuh bekleideten Hand trug er einen kurzen, goldenen Heroldsstab mit dem Doppeladler auf der Spitze. Die Beine waren mit schwarzen, an der äußeren Kniefeite mit weißen Knöpfen besetzten Reithosen und hohen schwarzen Stiefeln bekleidet. Neben ihm ritt sein Adjunkt, ein hagerer Herr in schwarzer, ähnlicher, nur etwas minder reicher Heroldstracht, das Haupt mit ebensolchem Federhut, wie ihn jener trug, bedeckt. Sein Pferd wurde von einem daneben schreitenden Diener in Hut und Mantel von derselben Art wie der der andern Lakaien geleitet. Hier auf der Kreuzungsstelle der beiden Straßen hielt der ganze Trupp. Die Menge, die sich durch von allen Seiten herzulaufende Neugierige rasch vermehrte, bildete einen Kreis. Die beiden Trompeter schmetterten eine wenig harmonisch gestimmte Fanfare. Der hagere Begleiter des Herolds entrollte einen schwarzumrandeten Bogen und las mit angestrengter, möglichst lauter Stimme die kaiserliche Kundgebung ab, durch welche dem Volk der Stadt Moskau mitgeteilt wird, daß morgen die Kaiserleiche und der neue Zar ihren Einzug in diese Mauern und in die Heiligtümer des Kreml halten werden. Eine neue Trompetenfanfare folgte der Verlesung des Dokuments. Dann setzte sich der Reiterzug wieder langsam in Bewegung zur inneren Stadt hinein, um dort auf verschiedenen Kreuzwegen dieselbe Zeremonie zu wiederholen. Gleichzeitig ist an anderen Stellen Moskaus die Verlesung durch andere Herolde (hohe Regierungsbeamte im Generalsrang) in der gleichen Weise ausgeführt worden. Nun endlich wußten die getreuen Moskauer, woran sie waren. Morgen, wenn „zu der dazu bestimmten Stunde" die ersten drei Kanonenschüsse von der Mauer des Kreml herab erdröhnen werden, machen sich die an der Zeremonie sich beteiligenden

Digitized by Google

Personen zur Trauerprozession bereit. Drei andere Kanonenschüsse, die nach nicht langem Zwischenraum abgefeuert werden, verkünden den Moment, wo alle zum Zuge gehörigen Personen die ihnen zugewiesenen Plätze einnehmen und sich in der Ordnung aufstellen, in welcher der Zug selbst folgen wird. Noch drei spätere Kanonenschüsse sind das Signal, daß er sich in Bewegung setzt.

Abends und nachts wurden die Arbeiten zur Vollendung der Dekoration der Trauerstraße mit heißem Eifer fortgesetzt und bis zum Morgen denn auch glücklich zur Vollendung gebracht. Die lodernden Feuer, welche auf den Plätzen neben den größten Dekorationsstücken angezündet waren, damit die Arbeiter sich die erstarrten Glieder daran auftauen könnten, im Verein mit dem klaren Mondschein brachten merkwürdige malerische Lichteffekte auf den schwarzbekleideten und den noch unverhüllten hohen Holzgerüsten wie den Menschengruppen, die sich darum sammelten und in diesem Doppellicht bewegten, hervor. Zumal oben, auf dem Kreml bei den Kathedralen, wo das Mondlicht auf den weißen Gebäuden lag, auf den goldenen Kuppeln aller der Kirchen und Klöster blitzte, über der weiten Stadt da unten hellen Duft und Dämmer webte, aus dem die langen Reihen der Laternen längs der Moskwa und tausend Lichter aus Häusern, Plätzen und Gassen blinkten, während hier oben rings um die Kirchen ein Gewimmel von dunkeln, formlosen, in alte schmierige Pelze gekleideten Gestalten zimmerte, hämmerte, Planken nagelte, schwarzes Tuch ausspannte, zeigten sich lebendige Bilder von ganz phantastischer Art und seltsamster Wirkung.

In der ersten Morgenfrühe des heutigen Tages schon waren die Straßen dicht belebt. Die ganze Bevölkerung schien auf den Beinen zu sein. Die Truppen marschierten

Digitized by Google

zu den ihnen angewiesenen Aufstellungsplätzen. Hunderte von Kirchendienern mit entblößten Köpfen trugen einen wahren Wald von heiligen Bildern und Panieren aus Goldblech aus dem Schatz der Kirchen an hohen Stangen daher und auf der mit Sand bestreuten Straße zum weit entlegenen Bahnhof hin, wo der Kaiser und der Trauerzug beim Eintreffen damit begrüßt werden sollten. Längs der östlichen Seite des wohl dreiviertel Stunden langen Weges von dort bis zum Wosskressensky-Tor und der nahen Nikolaipforte zum Kreml formierte sich bald das militärische Spalier. Die inneren Stadttore wurden durch starke vorgespannte Seile abgesperrt; ebenso ersetzten von Laternenpfosten zu Laternenpfosten gezogene Seile das Soldatenspalier auf der diesem gegenüberliegenden Seite der Trauerstraße. Dahinter mochte sich die Volksmenge drängen, wie es ihr beliebte. Kein berittener Polizeisoldat war da, um sein Pferd in sie hineinzudrängen; kein besonderes Aufgebot von Gorodowois zu Fuß war erforderlich, um den mit Fichtenreisern bestreuten, breiten Weg frei zu halten und jene Menge mit Behagen zu brutalisieren. Alle Läden waren geschlossen. Auch jedes Restaurant und Traktier, jede Schankstube, jeder Lebensmittelladen. So war es der trinkfrohen Bevölkerung vorsorglich unmöglich gemacht, an diesem Trauertage ihre Nüchternheit zu verlieren.

In wirklich großartigem Stil erschien, wie er sich nun vollendet zeigte, der Trauerschmuck des Palastes der Duma, des Stadthauses, und des diesem nördlich angrenzenden weiten Platzes zwischen der Mauer der inneren Stadt und dem jenseitigen kaiserlichen Theater, entworfen und durchgeführt. Außer dem schon erwähnten, vor der Fassade erbauten, schwarz und weiß drapierten Bogengange bestand dieser Schmuck in einem schwarzen Baldachin von enormer Höhe

Digitized by Google

mit herabwallenden Seitenvorhängen vor oder über dem Eingangstor der nördlichen Seitenfront und einem noch riesigeren, von fast der vollen Höhe des Gebäudes, vor dem Portal der nordwestlichen Hauptfassade, dessen Draperien ein florbedecktes großes Bild des heiligen Georg einschlossen.

Auf jenem Platz aber erhob zwischen zwei kandelaberförmigen Türmen sich ein kolossaler Katafalk, dessen Verhältnisse kaum hinter denen jenes Palastes zurückblieben. Das Dach war mit imitiertem Hermelin bedeckt, an den Ecken mit weißen Federbüschen geschmückt. Auf der Mitte des mit schwarzen und weißen Stoffen verkleideten Gerüstkörpers war das florverhüllte kaiserliche Wappen in entsprechend riesiger Größe angebracht, auf dem Schwarz der beiden Türme der kaiserliche Doppeladler.

Das Wetter hatte sich über Nacht wieder verwandelt. Der Himmel war gleichmäßig grau verhüllt und schien mit Schnee zu drohen. Kein Sonnenblick durchbrach diese Wolkendecke. Die Kälte war etwas weniger streng und durchdringend als während der beiden vorigen Tage. Aber bei stundenlangem Umherstehen machte sie sich dennoch fühlbar genug. Die Soldaten des Spaliers der Trauerstraße schienen sie, trotz der derben filzartigen Tuchmäntel und starken Stiefel, bald nachdrücklich zu spüren. Sie begannen zu springen, miteinander zu tanzen, sich lachend zu balgen, Freiübungen mit Armen und Beinen auszuführen. Keiner von ihren Offizieren nahm Anstoß daran. Die Volksmassen hinter den Seiten standen so dicht zusammengepreßt, daß die einzelnen die Kälte kaum empfunden haben dürften, auch wenn sie nicht in ihren Schafpelzen oder ausgepolsterten Röcken und Filzstiefeln gesteckt und ihre Köpfe nicht noch über den Pelzmützen so dicht mit Tüchern umwunden getragen hätten.

Digitized by Google

Zunächst der Wosskressenskypforte und hinab zum Platz gleichen Namens bildeten mit Lanzen bewaffnete Kosaken in hechtgrauen Mänteln das Spalier an der Süd- und Westseite. Auch sie saßen wiederholt ab und versuchten sich den Frost so zu vertreiben wie die von der Infanterie gegenüber. Denn Stunden auf Stunden vergingen in vergeblichem Harren. Die drei Kanonenschüsse des ersten Signals vom Kreml her, auch die des zweiten waren längst verhallt, die des dritten wollten sich immer noch nicht vernehmen lassen. Ich und mein lieber junger Berliner Freund und Kollege Paul Lindenberg waren auf der Straße des Trauerzuges in der Richtung gegen den entlegenen Nikolaibahnhof eine weite Strecke hingegangen, um eine Anschauung des ganzen Arrangements und des Aussehens der Stadt zu gewinnen. Aber um den Zug selbst zu sehen, erkannten wir es als das Beste, ihn hier bei den Kosaken möglichst nahe dem Heiligtum der wundertätigen Madonna am Mittelpfeiler der Wosskressenskypforte zu erwarten, wo der neue Kaiser dem Bilde der Himmelskönigin seine Huldigung darbringen mußte, ehe er zum Kreml aufstieg. Hier war zugleich der beste Standpunkt, um den über den tiefer gelegenen Theaterplatz herankommenden Zug zu überblicken. Die anfängliche Meinung, daß er sich, wie seinerzeit der Einzug des Zaren Alexander zum Kreml zur Krönung, nach Durchschreitung jenes Tors noch über den ganzen „roten Platz" zur „heiligen Pforte" bewegen würde, war irrtümlich gewesen. Der nähere Weg durch die Nikolaipforte hatte den Vorzug erhalten.

Die uns auf unseren ersten mündlichen Antrag auch seitens des Moskauer Oberpolizeimeisters sofort bereitwilligst gewährten Permesse (auf großen schwarzgeränderten Bogen in aller Form ausgestellt) gaben uns die bei solchen Ge-

Digitized by Google

legenheiten nicht hoch genug zu schätzende Freiheit, uns überall in der Trauerstraße, vor den Truppen, in der Stadt und auf dem Kreml beliebig zu bewegen, aufzustellen und in nächster Nähe zuzuschauen, wie es uns beliebte. Wir haben die Wahl gerade dieses Platzes nicht zu bereuen gehabt. — Endlich gegen 11 Uhr erdröhnte der erste Schuß des dritten Signals, und die Glocken begannen ihr Geläut. Immer in Pausen von je einer Minute folgte ein neuer Kanonenschuß. Um 10 Uhr 35 Minuten war der Eisenbahnzug mit der Kaiserleiche, der Zarenfamilie und ihrem Gefolge in den Bahnhof eingelaufen. Nun mußte der Sarg durch den jungen Zaren und die Großfürsten auf den Trauerwagen gehoben worden und der Zug in der vorgeschriebenen Ordnung angetreten sein. Aber wieder können und werden sicher noch zwei Stunden vergehen, bis er hier am Fuße des Kreml eintrifft. An der Pforte jeder der ungezählten Kirchen und Kapellen auf dem Wege bis hierher tritt programmäßig deren Geistlichkeit heraus und begrüßt ihn mit Segenssprüchen oder einer kurzen Messe. Auch die würdige Priesterschaft der Iberskykapelle schickt sich zum Empfange an. Das wundertätige, altersbraune Madonnenbild, dessen Marien- und Jesuskopf nur aus der alles andere bedeckenden Goldplattenverkleidung hervorlugen, mit einem aufgelegten Bogen aus künstlichen Rosen oberhalb jener Häupter geschmückt, wurde herausgetragen und auf einen mit einem silberstoffnen Tuch überbreiteten Tischchen vor der Eingangstür auf der obersten Schwelle aufgestellt. Die Priester, etwa zwanzig meist auffallend stark und mächtig gebaute, wohlgenährte, langbärtige Männer mit langwallenden Haaren, mit Obergewändern aus weißem, von Goldstreifen durchzogenem Atlas bezw. aus Silberbrokat über dem schwarzen Talar, die Häupter einiger mit violetten, anderer mit

Digitized by Google

schwarzen hohen Mützen bedeckt, von deren oberem Rande bei vier oder fünf noch schwarze Schleiertücher über den Rücken hinabwallten, stellten sich in einer langen Reihe zu beiden Seiten des Bildes und hinter ihm auf. Die Kosaken waren wieder aufgesessen, die Infanterie stand nun unbeweglich zwei Glieder tief in Reih und Glied. Aus der ungeheuren Volksmenge nahe und fern klang kaum ein vernehmbares Brausen, höchstens hier und da der Schrei eines im Gedränge Zusammengepreßten und Geängstigten. Auch keinen Laut einer Trauermusik trug der Wind herüber. Nur der Klang der Glocken und Kanonen durchbrach die Stille. Da erschien langsam vorrückend die Spitze des Zuges auf dem Theaterplatz. Ein anscheinend gründlich durchgefrorener Zeremonienmeister zu Pferde, den Zweimaster auf dem Haupt, über dem dunkelgrauen Ulster eine schwarzweiße Kreppschärpe, den silberknöpfigen Stab in der Hand, eröffnete ihn. Ihm folgten zwei Eskadrons des 1. Moskauer Leibdragonerregiments; ihr schweigendes Trompeterchor; ein berittener Marschalloffizier im hechtgraue Mantelrock; wieder eine Schwadron Leibdragoner, und langsam marschierend mit dumpfem Trommelrasseln drei Kompagnien verschiedener Infanterieregimenter, dann ein Schwarm von Hoflakaien in schwarzen Mänteln mit weißen Pelzhalskrausen und Zweimastern, von Hoffurieren, Kammerfurieren in Trauer und wieder ein Zeremonienmeister, ganz wie der erste zu Pferde, und ein Marschall mit umflortem Stabe. Sie ritten einer der interessantesten Gruppen voraus: den Fahnen und Bannern des verewigten Zaren. Ganz eigentümlich ist das Zeremoniell, nach welchem hinter einigen Wappenbannern je ein Pferd in langer, schwarzer Decke, auf der dasselbe Wappen gestickt ist, von Offizieren und Stallbeamten geführt wird. Da wallte hoch über den Pelz-

Digitized by Google

mützen ihrer Träger das Banner mit dem kaiserlichen Geschlechtswappen, das purpurne Kriegsbanner mit dem Kaiserwappen, von einem Obersten und zwei Stabsoffizieren getragen, hinter denen des verewigten Zaren Leibpferd, ein edler Brauner, mit einer mit diesem Wappen auf dem Rücken gestickten Decke, geführt wurde; das Banner mit dem Moskauer Stadtwappen vor seinem „Wappenpferde"; die weiße kaiserliche Schiffsstandarte, von einem Konteradmiral und zwei Kapitänen getragen; das schwarzseidene Banner mit dem Reichswappen vor dem schwarz verhüllten Pferde. An Stäben wurde das umflorte Moskauer Wappenschild von einem Beamten, das große Reichswappen von zwei Generalmajoren und zwei Obersten hinter vier Generalmajoren getragen. Den militärischen Teilnehmern und darum jedem solchen Zuge muß im Winter schon darum viel vom eigentlichen Glanz fehlen, weil alle Offiziere gleichmäßig in den grauen Ulster über der Uniform gekleidet sind. Dazu tritt noch in Rußland der besondere Umstand, daß die wallenden Feder- und Roßhaarbüsche auf den blitzenden Helmen und diese selbst fehlen, da jeder Offizier nur die niedrige schlichte Pelzmütze trägt.

Hinter dieser Banner- und Wappengruppe folgte der lange Zug der Moskauer Bürgerschaft, der Handwerker, Kaufleute, Vertreter aller öffentlichen kaiserlichen und städtischen Institute und Behörden. Vor dem Stadthaupt und dem städtischen Repräsentanten präsentierten die Truppen. Alle diese ehrenwerten Männer mit ihren dicken Pelzen, Filz-, Pelz- und Gummistiefeln und Überschuhen bewegten sich schwerfällig wandelnd dahin. Schon hundert Schritt vor der Kapelle entblößten sie ihre Häupter auf die Gefahr hin, sich einen tödlichen Schnupfen zu holen, und schritten, sich fromm verneigend und bekreuzend, an ihr vorüber ihrem

Digitized by Google

Vortrab nach durch den nördlichen Torweg und die Nikolaipforte zum Kreml hinauf.

Wieder eine Eskadron des Leibdragonerregiments ritt der nächsten stattlichen Gruppe voraus: den vier Obersten, mit den gesenkten Reichsschwertern in der Rechten, und den Beamten, welche auf goldbrokatenen Kissen die Orden, Medaillen und Verdienstzeichen des Kaisers, und denen, welche die kaiserlichen Insignien, das Reichsbanner, Schild, Schwert und Szepter, den Reichsapfel, die sechs Kronen der unterworfenen Länder und die Reichskrone trugen. Diesen Symbolen der weltlichen Macht des Zarentums folgte das Heer seiner kirchlichen Herrlichkeit, die Schar jener Kirchendiener mit ihren wohl achtzig Goldblechpanieren und goldbedeckten Bildtafeln an hohen Stangen, der Vortrab eines ganzen Eliteregiments der orthodoxen Kirche, aus Popen und Priestern aller Rang- und Würdenstufen gebildet, in weißen und in silberstoffenen Gewändern, mit violetten, schwarzen, goldschimmernden Kopfbedeckungen, Mützen, Mitren, Tiaren, jeder eine brennende Kerze in der Hand tragend, die Hofgeistlichen, der Beichtvater des verewigten Zaren, der Groß-Presbyter Janyschew, mit einem Heiligenbilde in goldener Laterne. Beim Erscheinen dieser heiligen Schar stimmte das Bläserchor der Kosaken die schöne Weise des Gebets und des Abendsegens, die auch in unserer Armee wohlbekannt ist, an, und jeder von allen den Tausenden ringsum entblößte das Haupt, nicht allein, oder nicht sowohl vor der Geistlichkeit als vor dem kaiserlichen Trauerwagen mit dem Sarge, der, von acht schwarzverhüllten, von Stalldienern in schwarzen Mänteln geführten Pferden gezogen, daherkam.

Ein Baldachin, aus goldgelbem Atlas mit der Kaiserkrone im Scheitel, am Rande mit weißen Federbüschen besetzt, mit goldenen Adlern auf den Ecken, mit mehrfach auf-

Digitized by Google

gerafften, an den Eckstangen herniederwallenden Vorhängen erhob sich über dem prachtvollen Sarge aus vergoldetem Eichenholz, der, mit goldenen Wappen verziert, auf goldenen Löwentatzen ruhte, und über welchen eine schwere, goldstoffene, mit Hermelin gefütterte und besetzte Decke geworfen war. Er stand auf einem mit schwarzem, silberbordiertem Samt bezogenen Fußgestell. Einen seltsamen Anblick gewährte dieser Trauerwagen durch den wahrhaft monumentalen Kutscher in blauem Kaftan und dadurch, daß auf ihm an jeder der vier den Baldachin tragenden Eckstangen ein Generaladjutant des verstorbenen Zaren stand: General Richter, der Chef des kaiserlichen Hauptquartiers, mit dem prächtigen graubärtigen Charakterkopf an der vordersten Stange links. Während der nichts weniger als glatten Fahrt über den holprigen Boden mußte er sich daran festhalten, um nicht hinabzufallen. Die an Schnüren von der Sargdecke herabhängenden goldenen Quasten wurden von acht neben dem Wagen herschreitenden Generalmajoren und Flügeladjutanten gehalten. Sechzig schon erwachsenere Kadetten mit langen Kerzen, die der Wind immer wieder ausblies, in den Händen schritten auf beide Seiten verteilt neben dem Wagen her.

Unmittelbar hinter ihm kam der junge Kaiser in der einfachen Tracht aller anderen Offiziere, der kleinen Pelzmütze und dem langen, hellgrauen Militärpaletot, zur Linken der Prinz von Wales, auf dessen Dreimaster der weiße Federbusch flatterte. Das blasse, feine, dunkelbärtige Antlitz des Zaren blickte ernst und trübe vor sich hin. Die Großfürsten: beide Michael, Alexei, Sergei, Alexander, Prinz Alexander von Oldenburg und in einigem Abstande von ihnen ihre Adjutanten, russische und fremdländische hohe Offiziere folgten ihnen, und Moskauer Palastgrenadiere mit

Digitized by Google

den hohen Bärenmützen schlossen diesen Teil des Zuges. Angesichts der Iberskykapelle angelangt, entblößte der Zar — wie alle Herren seines Gefolges, das Geleit des Trauerwagens und auch der Prinz von Wales — das Haupt.

Er schritt auf die Stufen des Heiligtums zu, während die ihn dort erwartende Geistlichkeit ihm, Litaneien singend, grüne brennende Wachskerzen tragend, entgegentrat. Vor dem Bilde kniete er nieder und küßte dessen Goldbehang. Der eintönige Priestergesang hallte noch einige Minuten weiter, indes der Zar und der Prinz wieder hinter den Trauerwagen traten und dieser sich weiter durch das Tor zur nahen Nikolaipforte bewegte.

Acht ganz in schwarze, lange Decken, die nur die Augen frei ließen und auf den Seiten mit dem kaiserlichen Wappen bestickt waren, gehüllte Pferde, mit einem Stalldiener in schwarzem Mantel mit weißer Pelzkrause auf dem Sattel des ersten zur Linken, die andern geführt von daneben schreitenden Lakaien in gleicher Trauertracht, zogen die schwarze, geschlossene Kutsche, in welcher die verwitwete Zarin mit der Braut ihres Sohnes und den Töchtern saß. An jedem Schlage ritt ein Stallmeister in Trauertracht. Hinten auf dem Trittbrette des Wagens standen zwei Kammerkosaken mit hohen, schief in die Stirn gedrückten Pelzmützen und in langen schwarzen Kosakenröcken. Ein zweiter Wagen mit gleichem Gespann und Geleit trug die Königin von Griechenland, die Herzogin von Sachsen-Koburg, die Prinzessin von Wales und die Großfürstin Elisabeth. Eine lange Reihe von vier- und zweispännigen Trauerkutschen brachte die Damen des Gefolges der Kaiserin und der Fürstinnen. Die Herren des Hofdienstes aller Chargen, die Leibärzte und die Diener des Kaisers, in Pelze gehüllt, zu

Digitized by Google

Fuß schreitend, folgten dem Wagenzuge. Fünf Kompagnien verschiedener Infanterieregimenter, eine Batterie und die vier Eskadrons des Schimuskischen Dragonerregiments machten den Schluß der ganzen Prozession.

Längst mußten der Sargwagen und das Kaiserpaar mit seiner ganzen Begleitung oben auf der Höhe des Kreml angelangt, durch die Geistlichkeit der Archangelski-Kathedrale vor dem Portal empfangen, der Sarg nach dem vorgeschriebenen Zeremoniell von dem Wagen abgehoben, durch den Kaiser und die Großfürsten hineingetragen, auf dem ihm bereiteten Katafalk gesetzt, der Deckel entfernt sein und das Hochamt für den verstorbenen Zaren begonnen haben. Noch ehe die letzten Reitergeschwader vor dem Tor eintrafen, brach eine dichte Schar von Polizeisoldaten sich neben den Infanteriekolonnen ihren Weg durch jene Torbogen und zur Nikolaipforte hin, um die auf dem roten Platze versammelte Menge zurückzuhalten, welche die ausgespannten Seile zu übersteigen drohte. Wir nahmen den günstigen Augenblick wahr und, unsere Freipässe in der Hand, arbeiteten wir uns zwischen und mit diesen Graumänteln weiter und weiter und glücklich durch jene Kremlpforte hinauf zur Höhe der Moskauer Akropolis.

Der Zug hatte sich aufgelöst. Die meisten Truppen waren durch andere Tore abgerückt. Eine Menge von Zugteilnehmern: Beamte, Geistliche, Offiziere aller Grade, Diplomaten, Bürger- und Bauernschaftvertreter, Kadetten, Militärschüler, stand ziemlich dicht um die Barrieren der erhöhten, schwarz bedeckten Bretterwege, welche vom Gittertor des Kathedralplatzes zur Archangelski-, von dieser hinüber zur Uspenski- und zur Blagoweschtschenskikathedrale, wie zum Tschudowkloster hinüber gelegt waren. Pagen und Leibgarden bildeten Spalier längs des Ganges zwischen den erstgenannten beiden

Digitized by Google

Gotteshäusern. Aus dem halb offenen Portal der Zarengruftkirche klangen gedämpft die Töne der Meßgesänge. Dann wurde es plötzlich weiter aufgetan. Der Zar trat mit den Großfürsten und den Offizieren des Gefolges heraus und schritt, entblößten Hauptes, zur Pforte der Uspenskikirche, um bei den dortigen Heiligtümern zu beten. Bald nach ihm verließen zwei schwarzgekleidete Damen, deren Gesichter durch schwarze Schleier dicht verhüllt waren — die Kaiserin und die Zarenbraut — die Kathedrale und schritten zum Kremlpalast über den Zwischenhof hin. Andre Damen in Trauer, der Prinz von Wales und ein ihn begleitender britischer Offizier folgten ihnen dorthin. Die vor dem Portal versammelten Herren, Generale und andre Offiziere, Konsuln, Hofbeamte, Bürger, Bauern, Kavaliere, die dort in drangvoll fürchterlicher Enge auf dem unter der Last krachenden und nachgebenden hohen Dielenstege zusammengepreßt standen, machten einen verzweifelten Vorstoß gegen die innere Tür hin. Jetzt waren die ersten glücklich eingedrungen. Höhere Polizeioffiziere beschworen die Nachdrängenden, davon abzusehen. Aber Bitten und Befehle blieben gleich vergeblich. Eine unwiderstehliche Flutwelle, ein neuer Ruck und wir waren im Innern des halbdunkeln, von der Bilderwand her von strahlendem Kerzenschein durchschimmerten Raumes. Dicht vor uns stand ein Priester in großem Ornat, aus dem aufgeschlagenen Meßbuch Gebete eintönig absingend, auf erhöhtem Platz. Vor ihm, weiter gegen die Altar- und Bilderwand hin, waren die mit Goldstoff überzogenen Taburetts aufgestellt, auf welchen die Kronen und anderen Reichsinsignien ruhten. In der Mitte der vordersten Reihe stand das Reichsbanner aufgerichtet, und gleichsam in seinem Schatten ruhte auf den Kissen seines offenen, goldenen Sarges Zar Alexander im

Digitized by Google

Todesschlaf ausgestreckt. Der Sarg stand auf zweistufigem, schwarz bedecktem Hautpas, auf jeder Seite von je drei, hintereinander starr wie Statuen dastehenden Ober- und Stabsoffizieren in großer Uniform umgeben. Hinter dem Kopfende unter der Reichsfahne ein auffällig beleibter Großwürdenträger in Gala mit breitem, rotem Alexander Newsky-Ordensbande über der Brust. Das Haupt des Toten erschien wie aus blaßbräunlichem Wachs geformt, ebenso die unterhalb der Brust ineinander gelegten Hände, der volle Bart ergraut. Der silberstoffene, hermelinbesetzte Mantel, mit welchem die Leiche bekleidet war, blieb nur bis zu den Händen sichtbar. Von da abwärts wurde sie durch die schwere goldstoffene, hermelinbesetzte Sargdecke verhüllt, die, darüber gelegt, in schweren Falten über den Sockel hin wallte. Sechs schlanke, junge Soldaten, Zöglinge der Moskauer Militär-Lehranstalten, und sechzehn Unteroffiziere hielten am Fuß des Katafalks, bis gegen die Schranken der Altarwand hin zu beiden Seiten stehend, Gewehr beim Fuß, die Ehrenwacht. Hoch oben unter der Kuppel dieses Mittelschiffs der Kirche schwebte über dem Haupt des Zaren ein Baldachin aus Silberbrokat, und kolossale, mit weißer Seide gefütterte Vorhänge schwangen sich von oben nach den Seiten hinab und wurden an den mit byzantinischen Malereien bedeckten Pfeilern aufgenommen. In dem Raum vor der goldblitzenden Bilderwand, welcher das Totenantlitz zugekehrt war, brannten starke Wachskerzen in Menge auf hohen, schweren, silbernen Kandelabern. Die Grabmäler der Rurik-Zaren in den Seitenschiffen wurden von schwarzen Decken, denen weiße griechische Kreuze aufgeheftet waren, verhüllt. Wer hätte sich der eigentümlichen Gewalt des Eindrucks dieser Szene zu entziehen vermocht! Jeder Eintretende beugte sich stumm gegen den Toten hin. Offiziere, Beamte,

Digitized by Google

Bürger, vornehme Damen knieten auf den Stufen nieder, bekreuzten sich, erhoben sich wieder, um sich über das wachsbleiche Haupt und die starren Hände des Zaren hinabzuneigen und einen scheuen Abschiedskuß darauf zu drücken. Zuweilen klang leises, unterdrücktes Schluchzen von Frauenlippen durch den Raum, und Tränen tiefer Bewegung flossen auch aus manchen Männeraugen . . .

So soll dort der Tote bis Montag abend ruhen, damit ihn das Volk seiner teuren Stadt Moskau noch einmal sehen und Abschied für immer von ihm nehmen könne.

V.

St. Petersburg, 12. November.

Nach London konnte ich mich versetzt glauben, als ich heute vormittag wieder im Nikolaibahnhof zu Petersburg eintraf. Ein echt britischer, dichter, gelbgrauer Nebel verhüllte die Gegenstände schon in geringer Entfernung bis zur Unsichtbarkeit. Die Straßen waren mit geschmolzenem, zu schmutzigem Brei aufgelöstem Schnee bedeckt. Alles triefte von Nässe. Der Trauerzug findet hier morgen einen traurigen Weg und ein trauriges Wetter. So viel gestattete übrigens der Nebel trotz seiner Dichtigkeit ungefähr zu erkennen, daß man während der drei letzten Tage in Petersburg nicht müßig gewesen war, sondern mit allen Kräften gearbeitet hatte, mit schwarz und weißen Stoffen herzustellen, was man damit irgend herzustellen wußte. Aber an Erfindung ist man hier weniger reich gewesen als in Moskau. Von ähnlich grandios gedachten und entworfenen dekorativen Bauten, Triumphpforten, Baldachinen, Katafalken wie dort ist, — wenigstens auf dem ganzen langen Newski-Prospekt vom Bahnhof bis zur Admiralität — nichts zu sehen.

Der zweite Teil des anfänglich gewählten Weges zur

Digitized by Google

Inselfestung hat aufgegeben werden müssen, da die hölzerne Troitzkibrücke durch ihre neuliche Ahnung nicht betrogen worden ist. Der schroffe Wechsel der Temperatur und des Wetters von Tag zu Tag, das unmittelbare Aufeinanderfolgen von schärfstem Frost und lauem Regen hat einen verfrühten Eisgang herbeigeführt, und die Brücke mußte abgefahren werden. So muß der Zug seinen viel weiteren Weg von der Admiralität in entgegengesetzter Richtung an der Isaakkathedrale vorbei auf der prächtigen Nikolajewskibrücke nach Wassili-Ostrow, dann auf der neuen Brücke über den Malaja-Arm der Newa nach Petersburgski-Ostrow hinüber und von da zur Festungsinsel zu gelangen suchen — eine Reise, die doppelt so viele Zeit erfordern dürfte wie die des Zuges in Moskau. Ich beneide die Teilnehmer, die sie morgen zu Fuß zurückzulegen haben, nicht um diese Ehre!

Das Programm, das „Zeremonial", des Zuges ist gestern durch die Zeitungen veröffentlicht. Die Verkündigung des Ereignisses an das Volk in Petersburg aber erfolgte heute mittag gleichzeitig durch ebenso gekleidete, berittene Herolde wie die in Moskau. Nur war dieser Akt hier noch außerordentlich effektvoller in Szene gesetzt, indem an die Stelle der Dragoner in groben, graubraunen Soldatenmänteln die glänzenden Panzerreiter des Chevalier-Garderegiments mit dem goldenen Doppeladler auf dem goldenen Helm und dem goldenen Küraß über dem Soldatenpaletot, getreten waren. Die Absperrung der Straßen verspricht hier noch viel strenger zu werden und früher einzutreten, als es dort geschah. Keine Zuschauer auf Balkons, Dächern, Bänken und freien Plätzen, keine geöffneten Fenster sind längs des ganzen meilenweiten Weges geduldet. Aber es ist „nicht verboten", hinter geschlossenen Fenstern dem Zuge zuzusehen. Die Zahl

Digitized by Google

der Paragraphen ist ins Unabsehbare gewachsen; die Masse der offiziellen Teilnehmer und der Pomp der Arrangements gegen den Moskauer Zug verdreifacht.

St. Petersburg, 13. November.

Die Bildung der Gruppen des Zuges begann bereits um 7 Uhr morgens. Die erste Abteilung sammelte sich vor der Mündung des Newski-Prospekts auf dem Platze vor der Admiralität, auf jener Straße bis südlich über die Kreuzungsstelle mit der großen Morskaja hinaus; während die den Zug schließenden Truppen noch südlich vom Nikolaibahnhof, der schon ziemlich nahe dem Südende der über 2 km langen Straße liegt, Aufstellung nahmen. Gegen 9 Uhr hörte jede Zirkulation auf. Die Seitenstraßen derer, auf welchen sich der Zug dahin bewegen sollte, wurden durch quer vor ihrer Mündung errichtete feste, hölzerne Barrieren gesperrt, hinter denen sich die Schaulustigen zu halten hatten. Vor den auf den Trottoirs längs der Häuserfronten gedrängt Stehenden pflanzten sich lange Reihen von Dragonern und anderen Reitertruppen auf, so daß jene kaum etwas anderes zu sehen bekamen als die Kruppen der Pferde und die Rücken der Reiter dieser die Zugstraße einfassenden Spaliere.

Wie in Moskau gaben je drei Kanonenschüsse, hier von der Peter-Paulsfestung abgefeuert, die Signale für die Beteiligten, sich zum Zuge bereit zu halten. Seine Formierung erfolgte beim Geläut von allen Kirchen etwa um $10^1/_2$ Uhr morgens bald nach dem Eintreffen der kaiserlichen Familie und des ganzen Geleites. Ebenso wie dort in Moskau wurde der Sarg aus seinem Waggon auf den Schultern des Zaren, der Großfürsten, der fürstlichen Verwandten, der Minister des kaiserlichen Hofes und der

Digitized by Google

Generaladjutanten zum Trauerwagen getragen. Die Damen bestiegen ihre bereitstehenden Kutschen. Die Kommandos erschallten längs der ganzen Straße, und die starren Massen der den Vortrab bildenden Truppen kamen in Fluß.

Das Wetter war ziemlich das gleiche geblieben wie gestern, nur daß sich der Nebel etwas gelichtet hatte. Die verhältnismäßige Weichheit und Flauheit der Temperatur machte es möglich, daß die Gestalten der im Zuge zu Fuß Wandelnden weniger formlos vermummt, besonders weniger bepelzt, erscheinen konnten als dort in Moskau. Schon dadurch, mehr aber noch durch das unvergleichlich viel größere Aufgebot von glänzenden Gardetruppen bekam das ganze Schauspiel ein glanzvolleres, farbenreicheres, militärischeres Aussehen. Das prachtvollste in dieser an uns vorüberziehenden Reihe von solchen Bildern war gleich das erste, der „eigne Konvoi des Kaisers", d. h. das brillante Geschwader der Leibkosaken in den langen, silberbordierten Scharlachröcken, mit lang hängenden, offenen Ärmeln, mit den blanken, silbernen Patronenbehältern, mit den schwarzen goldgeränderten, breiten Gürteln, mit den Flinten über dem Rücken, den Tscherkessensäbeln am Schultergehenk und Dolchen im Gürtel, den schwarzen hohen Pelzmützen auf den Köpfen mit den scharf geschnittenen, dunkelbärtigen Gesichtern. Nächst dieser Reitertruppe machten den für das Auge stärksten Eindruck die Panzerreiter jenes Chevalier-Garderegiments, dessen Paukenschläger und Trompeter dem Konvoi unmittelbar folgten, und die Gardes à Cheval, die sich in der Uniform von ersteren nur dadurch unterscheiden, daß ihre Helme von einem silbernen Doppeladler statt des goldenen gekrönt werden. Auch sie trugen den goldschimmernden Küraß über den tonfarbigen Ulster geschnallt. Wie unsere Kürassiere führen sie Lanzen. Deren Schäfte

Digitized by Google

sind bei einigen Abteilungen gelb, bei anderen rot gestrichen, die Fähnlein hier blau, gelb und weiß, dort blau und orange, dort schwarz und gelb. Die farbigen Uniformen der Husaren verbarg der ton- oder erdfarbige Paletot. Desto malerischer und farbenreicher erschien ein fast ganz zum Schluß aufreitender Trupp von tscherkessischen Reitern in Trachten, die noch viel von ihrem nationalen Schnitt und Schmuck bewahrt haben, mit hohen Pelzkalpaks, tscherkessischen Säbeln in silberbeschlagener Scheide, die Flinte in zottigem Fellfutteral über den Rücken gehängt.

Wie die Masse der Militärs, der Hof-, Staats- und Stadtbeamten, der Instituts-, Wohltätigkeits- und Lehranstalten-Mitglieder, die hier am Zuge teilnahmen, der Banner, Medaillen, Orden, Kronen, die darin getragen, der schwarz umhüllten Wappenpferde, die darin geführt wurden, so war auch die Schar der Kirchendiener und fromme Hymnen singenden Kirchensänger, der Priester, Metropoliten, Bischöfe, Hofdiakonen, Hofgeistlichen, welche dem Trauerwagen unmittelbar voraufwandelten, sehr viel größer als in Moskau. Jene Kirchendiener und Sänger waren hier in Petersburg sehr viel schmucker und einheitlicher gekleidet als dort: in dunkelblaue Kaftans, die bei den einen mit goldnen, bei andern mit weißen Litzen besetzt waren. Wie zu unserm Domchor zählt auch eine Schar von Knaben zu ihnen, die, in die gleiche Tracht gekleidet wie die erwachsenen Genossen, barhäuptig wie diese dahinschritten. Die großen Kirchenbilder aus steifem Goldblech, die dort über den Köpfen des geistlichen Zuges in Moskau an hohen Stangen glänzten und schwankten, fehlten hier. Statt dessen wurden vielfarbige, mit Heiligenbildern bemalte und bestickte, seidene Kirchenpaniere in dieser priesterlichen Heerschar getragen. Die 60 Kadetten oder Pagen, welche den Trauerwagen und so zum Teil auch diesen

Digitized by Google

Zug der Geistlichen zu beiden Seiten geleiteten, trugen die Köpfe mit Roßhaarbuschhelmen, ganz nach Art der preußischen, bedeckt und brennende Kerzen in den Händen. Unter den älteren und den greisen oberen Priestern zumal sah man wahre Pracht- und Mustergestalten mit graubärtigen, langlockigen Patriarchenköpfen, die wie aus Bildern des Tizian, Raffael, Rubens herausgetreten erschienen. Selbstverständlich machte der Zug vor den Hauptkathedralen und Kirchen am Wege, ebenso aber auch vor dem Anitschewpalais einen Halt; den längsten vor der der h. Mutter Gottes von Kasan am Newski-Prospekt und vor der Isaakkathedrale.

Der Kaiser hinter dem goldschimmernden Sargwagen seines Vaters sah noch blasser und abgespannter als am Sonntag in Moskau aus. Die Gesellschaft von fürstlichen Persönlichkeiten, die ihn hier umgab, hatte sich seit Moskau noch bedeutend vergrößert. Der König von Griechenland, der Erbgroßherzog von Oldenburg, die Herzöge Georg und Michael von Mecklenburg-Strelitz und mehrere Großfürsten und „ausländische Herrschaften" hatten sich hier angeschlossen.

Die arme Kaiserin! Zu der schweren Last des Schmerzes der liebenden Frau, die ihres Gatten beraubt ward, der Herrscherin, die von ihrem Thron hinabsteigt, ist ihr noch eine der schwersten durch die den Tod des Zaren begleitenden Umstände und die Sitten des Landes auferlegt: der Leiche nicht ein, sondern sechs- oder gar achtmal im tödlich ermüdenden, den Schmerz verschärfenden Trauerzuge zu folgen, ehe der Tote endlich, endlich wirklich der letzten Ruhestatt übergeben, in die mütterliche Erde gebettet wird! Tief in den Fond ihres Trauerwagens zurückgelehnt saß die schwarzverhüllte Gestalt, deren gramdurchfurchtes, einst so holdes, freudig blickendes, glückstrahlendes Frauenantlitz kein profaner Blick zu schauen bekommt.

Digitized by Google

Von dem Zuge, den, wie in Moskau, Truppenabteilungen, Reiterschwadronen, Artillerie und Fußvolk, aber von anderen Regimentern als dort, schlossen — unter ihnen auch die Kaiserkompagnie des Pawlowschen Leibgarderegiments mit den Fridericianischen Blechmützen — schwenkten einzelne Militärabteilungen schon bei der großen Morskaja ab. Die ganze Hauptmasse aber erreichte nach langem, langem Marsche über Straßen und Brücken die Festung und die Peter Pauls-Kathedrale, wo sich die imposanten feierlichen Szenen der Abhebung des Sarges von dem Wagen, der Aufstellung auf dem ihm dort bereiteten Katafalk, die Entfernung des Sargdeckels und die Totenmesse angesichts der aufgebahrten Kaiserleiche vollzogen.

VI.

14. November.

Für den echten, unverfälschten Russen sind von den Vorstellungen Tod und Begräbnis die des Toten- und Trauermahls nicht zu trennen. Wenn der Zar stirbt und beigesetzt wird, erhält nach uralter Sitte das arme Volk vom neuen Herrscher ein Totenmahl aufgetischt. Das geschah gestern an vielen Orten des Reiches, und hier in Petersburg gleichzeitig an verschiedenen Stellen der Stadt. Teils sind die Räume für diese Massenspeisung der Armen in Kasernen angewiesen, teils sind die Speisesäle der Volksküchen dazu bestimmt. Die Zahl der hier und dort zu speisenden Armen, Männer und Weiber, steigt von 600 bis 1000. Mir wurde Gelegenheit geboten, einem solchen Totenmahl in der einen Marinekaserne, südlich dem großen Fontankakanal, nahe seiner Mündung in den Bolschawa-Arm der Newa, beizuwohnen. Wer eine derartige Speisung nicht gesehen hat, vermag sich schwerlich ein auch nur annähernd

Digitized by Google

zutreffendes Bild von dem ganzen Vorgang zu machen. Zu den hier vom Kaiser gegebenen Totenmahlen für das arme Volk sind ohne Auswahl alle Hungrigen und Notleidenden von der Straße und aus den elendesten Zufluchtsorten geladen. Aber sie bedürfen keines Zertifikats, sondern nur der zähesten Ausdauer und der kräftigsten Ellenbogen, um zu ihrem Platz an den langen, ungedeckten Holztischen zu gelangen. Die Sechshundert, bezw. Siebenhundertundfünfzig oder Tausend, denen es um zwei Uhr zuerst glückte, in die betreffenden Gebäude und Speisehallen hinein zu kommen, erhalten ihren Platz und ihre Mahlzeit. Die anderen, weniger früh vor dem Torweg Erschienenen, weniger Geschickten oder Kräftigen haben das Nachsehen, und können hungrig, wie sie gekommen waren, wieder abgehen. Dichte Gruppen von solchen betrübten Gestalten fanden wir noch immer vor den Türen der Kasernen lungern, in dunkler Hoffnung, daß vielleicht doch auch für sie durch einen glücklichen, unvorhergesehenen Zufall noch etwas abfallen könnte. Durch lange, halbdunkle Gänge, Bureauzimmer, Arsenal- und Küchenräume im weiten Erdgeschoß des weiten Gebäudes und über verschiedene Höfe wurden wir von einzelnen Offizieren oder Marineverwaltungsbeamten in ein paar große, kahle, verräucherte Räume geführt, in welchen eine unerträgliche, dumpfe Hitze herrschte, und eine kaum atembare, mit Gerüchen allerschlimmster Art, besonders von nassen Pelzen und Schmierstiefeln, fettigen Küchendünsten, heißem Dampf und den Ausdünstungen von 600 eng zusammengedrängten Männern und Weibern aus dem ungeheuren Heer der Ärmsten und Dürftigsten geschwängerte Luft nicht sowohl wehte als brütete. Welche Gesichter und Gestalten in diesen Reihen auf beiden Seiten der langen Tafeln! welche wildwuchernden Bärte und verfilzten Haare! welche gedunsenen, wie geschwollenen, kupfer-

Digitized by Google

farbigen, welken, mit schwärzlich-brauner Patina aus Ruß und Schmutz bedeckten Gesichter! welche aschgrauen, hageren, fleischlosen, eingefallenen Wangen! welche verquollenen, hier wie stumpfsinnig, dort gierig blickenden, matten, müden, halb erloschenen, aber doch auch wie manche gewitzt und schlau, vergnügt und sorglos dreinschauenden Augen in diesen Gesichtern! Jüngere, vierschrötige Gestalten neben kümmerlichen, kaum noch in ihren Kleidern hängenden Gerippen, neben gebückten, zitternden, alten, kahlköpfigen Männlein, so matt vom Elend, so zerzaust vom Schicksal; Bettler von Profession, Straßenkehrer, heruntergekommene, halb verhungerte Kleinbürger, fortgejagte Beamte unterster Rangklasse; die einen in alten, schäbigen, schmutzbedeckten Schafpelzen, die andern im zerfetzten, mit Flicken aus allen Stoffen und Farben besetzten Röcken oder Kaftans; arme Weiber, mit Kindern auf dem Arm, eingewickelt wie formlose Puppen, älterer Nachwuchs an sie geschmiegt, halb in den Falten ihrer Röcke sich verbergend, — so ungefähr war diese Tischgesellschaft zusammengesetzt. Schiffsjungen und Seesoldaten trugen die Speisen und Getränke auf großen Brettern herbei. Die Gerichte waren einfach und echt national-russisch. Zunächst ein mit einem wie „rote Grütze" aussehenden, violett-rötlichen festen Brei, zu dem Moosbeeren mit Zucker verarbeitet waren, ganz gefüllter, tiefer Teller für jeden Gast; als zweiter Gang die beliebteste russische Volksspeise, der „Soldatski Schty", die Kohlsuppe, mit einem Pfund Rindfleisch für jeden. Dazu ein großes Stück grobes Soldatenbrot und als Getränk Met und Bier, in den Inhalt einer Flasche fassenden, zylindrischen, weißglasierten Trinkgefäßen aus Blech oder Irdenware. Eine Flasche Bier bekommt jeder Gast beim Fortgehen noch mit auf den Weg, und ebenso sein ganzes Speisegeschirr, Teller, Becher, Holzlöffel, Besteck. Daß und

Digitized by Google

wie sehr die Gerichte den Tafelnden behagten, darüber ließen sie keinen Zweifel. Aber die Stimmung der ganzen Gesellschaft blieb trotzdem gedrückt. Die Nachbarn flüsterten immer nur scheu und leise miteinander. Unser freundlicher Führer rühmte die Güte der Erzeugnisse der Marinekasernenküche mit der vollen Wärme der Überzeugung. Aber auch uns wünschte er dieselbe gute Meinung davon nicht nur durch sein beredtes Wort beizubringen. Er ruhte nicht eher, als bis wir aus einer mit Schtj gefüllten Kasserolle einen Löffel gekostet hatten. Natürlich erklärten wir, daß wir sie vortrefflich, kräftig und schmackhaft fänden. Aber offen gestanden — die wahre Suppe ist das nicht; und ich meine, man muß schon ein russischer Soldat oder hungriger Armer sein, um ihre ganze Kraft und Tugend richtig würdigen und schätzen zu können. Ich werde ihren Genuß auch künftig ohne Schmerz und ohne Bedauern entbehren und mich der Freude jedes braven Russen an seiner Kohlsuppe auch in Zukunft immer völlig neidlos freuen.

* * *

Die Kaiserleiche in ihrem goldenen Sarge bleibt auf dem Katafalk, auf den dieser gestern gesetzt wurde, „bis zu dem bestimmten Tage" der Beisetzung, dessen Datum zu erfahren natürlich noch immer unmöglich ist, in der Festungskathedrale aufgebahrt, um der Bevölkerung Petersburgs die Möglichkeit zu bieten, ihres toten Zaren Antlitz noch einmal zu sehen und Abschied von ihm zu nehmen. Genau ausgearbeitete Festsetzungen regeln den Besuch der Kirche durch die verschiedenen Klassen nach Tagen, Stunden und Reihenfolge.

Täglich werden dort kleine und große Messen und Hochämter für die Seele des doch immer schon als „Hochseliger", „Allerfrömmster", „in Gott ruhender", in allen Kundgebungen bezeichneten Herrschers angesichts des Katafalks ab-

Digitized by Google

gehalten. Am heutigen ersten Morgen der Ausstellung sollte, so heißt es, der Zutritt dem Heere, den Soldaten und Offizieren, vorbehalten sein. Aber im Besitz des Talismans, der schwarzumrandeten braunen, vom Stadthauptmann Herrn von Wahl ausgestellten Passierkarte, fuhren auch wir, die wir nicht den Vorzug haben, uns dazu zählen zu dürfen, zur Inselfestung, um auch unser Heil bei der Gruftkirche zu versuchen. Durch das Abfahren der beiden Holzbrücken ist der Weg dahin von den Stadtteilen auf dem südlichen Newa-Ufer her bis zur Meilenlänge ausgedehnt worden. Wie sauer mag gestern dieser Gang im Trauerzuge auf diesem in Sumpf verwandelten Boden so manchem edlen Herrn, der an die Bewegung zu Fuß überhaupt nicht gewöhnt ist, geworden sein! —

Den Trauerdekorationen an und über diesen endlos scheinenden, vielgewundenen Straßen hatte der abendliche und nächtliche Regen bereits arg mitgespielt. Sie sahen meist schon recht schäbig und zerzaust aus. Auf dem nach langer Fahrt durch Regen und Wind erreichten Platz vor der kleinen Kathedrale innerhalb der Inselfestungswälle standen die Mannschaften verschiedener Kavallerie- und Infanterieregimenter, — darunter auch Kaukasier in langen, blauen Kaftans mit dem langen Dolch vorn am Gürtel, rottenweise geordnet, um in bestimmten Abteilungen ins Innere eingelassen zu werden. Rote Gardekosaken vom kaiserlichen Konvoi und Polizeioffiziere im langen, hechtgrauen Uniformpaletots bewachten das für die nichtfürstlichen Besucher bestimmte südliche Eingangsportal. Wir wiesen unsere braune Karte vor, und höflich sich verbeugend gab der erste jener Offiziere uns Raum zum sofortigen Eintreten.

Nun war jede Spur jenes Zustandes, in welchem wir

Digitized by Google

den Raum des Heiligtums bei unserem Besuch in der vorigen Woche gesehen hatten, ausgetilgt. Zur höchst würdigen, weihe- und prachtvollen Szene der feierlichen Bilder und Vorgänge, die sich uns nun hier zeigten, waren seine Hallen zurückverwandelt. Durch das mystische Dunkel, das darin durch die an allen Fenstern niederwallenden, schwarzen Verhänge erzeugt wurde, verbreiteten zahllose Wachskerzen auf einem wahren Walde von hohen, silbernen Kandelabern, die vorn vor dem Fuße der Katafalkstufen und vor der Ikonostas, der Bilderwand, gegenüber, wie auf dem Altar aufgerichtet standen, ihr warmes, strahlendes Licht. Jener riesige, kaiserkronenförmige, goldstoffene Baldachin, mit den an seinem Rande aufstehenden, vielfarbigen Wappenschilden und dem breiten untersten Ringe oder Saume aus imitiertem Hermelin, woran wir damals hier arbeiten sahen, schwebte nun hoch oben unter der Kuppel des Mittelschiffes. Von ihm aus schwangen sich nach vier Seiten hin die mit imitiertem Hermelin gefütterten Vorhänge aus Silberstoff nach den vier Pfeilern des Mittelschiffes hinab, an jedem von ihnen aufgenommen und festgehalten durch an diesen Pfeilerflächen in gewisser Höhe angebrachte, vergoldete und umflorte Kaiserkronenreliefs. Von diesen wallte der unterste, mit einem großen, goldenen A bestickte Teil der Silberstoffdraperien in schweren, breiten, eckig brechenden Faltenmassen auf die Stufen des Katafalks hinab. Der ganze Boden dieser Stufen wie seiner obersten Plattform war mit rotem Stoff bekleidet. Unten, längs der südlichen und der nördlichen Langseite, standen, das Gesicht dem Sarge zugekehrt, in einer Reihe nebeneinander je sechs Offiziere verschiedener Regimenter; einer davon vom Konvoi im roten Gardekosakenkaftan. Vorn an den Pfeilern hatte je ein Palastgrenadier (mit den hohen Bärenmützen), Gewehr beim Fuß, die Ehren-

Digitized by Google

wacht. Auf der nächsthöheren Stufe reihten sich hintereinander, die Gesichter dem Hochaltar zugekehrt, sechs Pagen in einer der unserer Kammerherren in Gala gleichenden Uniform, mit goldenen Querlitzen über die Brust besetzten Waffenröcken; zwei Kammerherren, zwei Kammerjunker und drei Kammerpagen. Auf der Plattform selbst umstanden, ebenso regungslos, den offenen Goldsarg: ein Generaladjutant, ein Generalmajor der kaiserlichen Suite, ein Flügeladjutant und etwa sechs Beamte der höheren Rangklassen des Tschim. An die Pfeiler angelehnt waren prachtvolle, gestickte Kissen und die dem Toten gestifteten silbernen Kränze. Auf mit Goldstoff bezogenen Taburetts, deren Gesamtoberfläche vor dem Fußende des Sarges eine große Tafel zu bilden schien, lagen auf silberstoffenen Kissen die Reichsinsignien, die Kronen, die Orden und die Medaillen des Zaren. Dem Toten zu Häupten war das Reichsbanner aufgepflanzt. Das wachsähnliche, graubärtige Haupt auf dem Silberstoffpfühl war unverändert, so, wie es in Moskau erschien. Ebenso ineinander gefaltet auf dem Hermelinmantel lagen die Hände mit der bräunlichen Haut, und die goldstoffene, hermelinbesetzte Decke war hier wie dort über die untere Hälfte der Gestalt und des Sarges gebreitet und wallte über den Boden der Plattform hin.

Vor dem Hochaltar und der Bilderwand sangen Priester in weißen und silberstoffenen Ornaten ihre Totengebete. Ein Chor von herrlich klingenden Knaben- und Männerstimmen, gewaltige Bässe unter letzteren, sangen die Responsorien. Während diese Töne sich durch die Hallen zum hohen Gewölbe hinaufschwangen, stieg Soldat nach Soldat und jeder andere Eingetretene von der Südseite her die Stufen zum Katafalk hinauf, beugte sich über den Toten, küßte seine Hände und seine Stirn und stieg jenseits wieder

Digitized by Google

herunter, um die Kirche durch die nördliche Seitentür zu verlassen. Dort, zur Linken im nördlichen Seitenschiff sahen wir auch nun wieder das Grab, das jenen Toten erwartete. Aber heute war es mit schwarzbekleideter Platte geschlossen und von einem Gitter eingezäunt.

VII.

St. Petersburg, 17. November.

Je näher der Tag der Beisetzung der irdischen Reste Kaiser Alexanders rückt, die dort in der Gruftkirche aufgebahrt stehen, desto stärker wird der Zustrom von Leidtragenden aus dem Auslande und aus allen Gegenden des weiten russischen Reiches. Die einen kommen, um persönlich der eigentlichen Begräbnisfeier beizuwohnen, dem erlauchten Toten durch ihre Anwesenheit die „letzte Ehre" zu geben. Die anderen, um den, wenn auch Entseelten noch einmal zu sehen und ihm ihre letzten Huldigungen darzubringen in Gestalt von Kränzen und Grabschmuck von jeder Art, Blumenspenden kolossalen Stils, wie sie bereits in Moskau massenhaft an seinem Katafalk niedergelegt wurden, silberne und silbervergoldete Kränze in immer noch wachsender Menge. Aus allen Ländern treffen Repräsentanten ihrer Herrscherfamilien bezw. ihrer Regierungen ein. Täglich finden feierliche Empfänge und Begrüßungen auf den Bahnhöfen statt, und abends strahlt helles Licht aus allen Fenstern des riesigen Winterpalais, das in allen Räumen mit fürstlichen Gästen, mit Königen, Prinzen, Herzögen besetzt ist, welche — sei es durch Blutsverwandtschaft mit dem Zarenhause verbunden, sei es diesem befreundet — ihre Teilnahme an dessen Trauer, wie ihre Hochschätzung des verewigten Herrschers persönlich zu bezeugen kommen. Ebenso sind in den Hotels alle irgend benutzbaren Lokalitäten von eingetroffenen Fremden mit Beschlag

Digitized by Google

belegt. Jedem jener fürstlichen Gäste folgt ein Schwarm von offiziellen, pflichtmäßigen Begleitern, wie von freiwillig mit ihnen hierher eilenden Landsleuten. In den Speise- und Lesesälen trifft man auf die reichste Auswahl von interessanten „Nationalgesichtern“ von Angehörigen aller Völker Europas und noch mancher anderer. Zur Festungs- und Gruftkathedrale bewegen sich zu allen Stunden des Tages und der Nacht endlose Züge von Wagen und dichte Pilgerscharen aus allen Klassen des Volks und allen Gouvernements Rußlands. Von 2—3 Uhr mittags und wieder abends von 7—8 Uhr läuten die Glocken zu den Totenmessen, welche in dieser Kirche in Gegenwart der kaiserlichen Familie, der fremden fürstlichen Gäste und der Personen der höchsten Hof- und Militärbeamtenaristokratie angesichts des Katafalks abgehalten werden. Während der andern Tagesstunden haben die Armee, die Lehrinstitute, die zu bestimmten Kategorien des Beamtentums und der Bürgerschaft Gehörenden Zutritt. Nach dem Schluß der abendlichen Trauermesse, wenn die Hofequipagen und die Wagen der offiziellen und vornehmen Welt die Festungsinsel verlassen haben, kommen die Kränze bringenden Deputationen an die Reihe. Dann, von 10 Uhr abends ab, ist der Besuch freigegeben für die große, unterschiedlose Masse des Stadt- und Landvolks, welche keiner Karten, aber desto mehr der Geduld und Ertragungsfähigkeit bedarf, um hinein zu gelangen. Schon mittags, ja morgens kommen diese Menschen an, um sich von der Festungsbrücke ab, über die sie nicht vor 10 Uhr abends gelassen werden, immer je vier Personen, in einer Reihe dicht zusammengedrängt, hintereinander längs des Parkrandes und der dort hinführenden langen Straße aufzustellen und Queue zu bilden. Zahlreiche Gorodowois sorgen, daß keiner sich vordrängt und

Digitized by Google

aus der Reihe tritt. Bis zum Abend ist dieser dunkle, feste, stillstehende Menschenstrom von überall gleicher Breite schon ins Unabsehbare gewachsen, und immer noch schließen sich ihm während der ganzen Nacht neue Reihen an. Stunden auf Stunden schleichen dahin. Bald strömt der Regen hernieder. Bald hüllt dichter Nebel alles ein. Der feuchte kalte Wind zaust die kahlen Bäume des Alexandrowsky-Parks und die Trauerflore und Fahnen an den Laternen und Bannermasten. Der Erdboden, auf dem die Harrenden stehen, ist ein sumpfiger, nasser Brei. Sie achten es nicht. Alle diese Tausende und Abertausende stehen geduldig wartend da. Sie halten die Hoffnung fest, und diese hält sie aufrecht, daß der Augenblick kommen muß, wo auch ihnen die Erlaubnis zum Vorrücken gegeben wird, wo auch sie, Reihe nach Reihe, über die Grabenbrücke und durch das Festungstor auf den Platz vor der Kathedrale gelassen werden, und daß dann, sei es auch erst zwischen Mitternacht und Morgenfrühe, wohl selbst die letzten durchs Portal hinein in die von hunderten von Kerzen durchstrahlte Halle gelangen, um noch einmal einen Blick auf ihres Zaren starres Totenantlitz zu werfen und einen demütigen Kuß auf seine bereits ganz mumienartigen Hände drücken zu können. Schaulust und Neugierde sind es sicher nicht, was alle diese Hunderttausende bewegt, antreibt und stählt, eine solche Qual des Harrens unter solchen Umständen auf sich zu nehmen. Die wirkliche Volksliebe für jenen ihnen nun entrissenen Herrscher offenbart sich hier unverkennbar in diesem Verhalten der Massen. Man mag über diese Empfindungen und Stimmungen der Volksseele denken, wie man will, das ganze Schauspiel dort, das sich jeden Tag und jede Nacht wiederholt, hat etwas zugleich Erschreckendes, innig Rührendes, tief Ergreifendes. Heute

Digitized by Google

wurde uns auf Anordnung des Hofministeriums die erwünschte Gelegenheit geboten, auch einer Totenmesse am Katafalk des Zaren in Gegenwart der kaiserlichen Familie, ihrer fürstlichen Verwandten und Gäste, die nun bald vollzählig eingetroffen sein dürften, in der Festungskathedrale beizuwohnen. Wenig nach 1 Uhr schon begannen sich ihre Hallen mehr und mehr mit einer Versammlung zu füllen, welche sich aus der ganzen höchsten Gesellschaft Rußlands zusammensetzte; aus den Mitgliedern des Reichsrats, den Ministern, den Senatoren, Staatssekretären, Ehrenkuratoren, Hofkavalieren, General- und Flügeladjutanten des Kaisers und der Großfürsten, den in St. Petersburg anwesenden Generalen, Ober- und Stabsoffizieren der Armee und der Flotte, den Gouvernements- und Kreisadelsmarschällen, dem Stadthauptmann, den Deputierten der Kaufmannschaft, den „Staatsdamen und Hoffräuleins", den militärischen Sendboten fremder Mächte u. a. m. Den Uniformen konnte die stellenweise Florumhüllung nur wenig von ihrem Glanz nehmen. Die Damen aber erschienen völlig in Schwarz, mit einfach schwarzem Kopfputz, von dem über den Nacken und Rücken hinab ein langer Schleier wallte. Die Kleider schlossen um den Hals mit einem schmalen, weißen Kragen. Nicht wenige trugen vorn an der linken Schulter das Initial des Namens der Kaiserin M aus Brillanten, auf zartblauem Moirébändchen; die höchsten Würdenträger und Offiziere breite Ordensbänder über der mit Sternen und Kreuzen übersäten Uniform. Das Aussehen der Kirche hatte sich seit Mittwoch, wo ich sie zuletzt besucht hatte, insofern noch etwas verändert, als die Menge der silbernen Trauergaben, der Kränze, Sträuße, großen Namenschiffren, wie der kunst- und prachtvollen Blumenspenden, welche am Boden liegend, an den Pfeilern und Wänden bis hoch hinauf befestigt rings um den

Digitized by Google

Katafalk verteilt waren, sich in diesen wenigen Tagen noch fast verdoppelt hatte. Um den goldenen, offenen Sarg standen, wie damals, bewegungslos die Offiziere, die Pagen, die Grenadiere mit den Bärenmützen, die Staats- und Hofbeamten der Ehrenwache. An den beiden mächtigen Pfeilern des Mittelschiffes hinter dem Kopfende des Sarges lehnten die weiße kaiserliche Schiffsstandarte, das schwarze Banner mit dem Geschlechtswappen, das rote Kriegsbanner und das schwarze mit dem Reichswappen, während hinter dem Haupt des Toten das weiße Reichspanier aufgepflanzt war. Außer den Kerzen der umflorten Kandelaber, vor, zur Seite und hinter dem Katafalk, auf seinen Stufen und zu seinen Füßen, wie vor dem Ikonostas brannten die der vom hohen Gewölbe herabhängenden Kronleuchter. Ein einzelner Priester stand zu Häupten des Sarges und sprach in singendem Ton und eigentümlichen Rhythmen ohne Unterbrechung seine Gebete. Vom südlichen Seiteneingang her brachten Diener und Soldaten nicht ohne Mühe ein Paar wunderliche, kolossale Tafeln von zwei bis drei Meter Höhe, hinten mit einem beweglichen Fuß, wie Staffeleien, und auf Tischen aufzustellende Photographien, versehen, oben mit Trauerflor drapiert. Mit zwei darüber hinausragenden, florumhüllten, zusammengerollten Fahnen war die größte dieser rätselhaften Ungetüme auf beiden Seiten eingefaßt. Einige französische Offiziere leiteten die Aufstellung anfangs vor der Schranke des Ikonostas, dann aber näher dem Katafalk an dem südlichen der beiden vorderen der ihn umgebenden vier Kirchenpfeiler. Bei näherem Zusehen erkannte man diese mit dunkelm Samt bezogene Riesentafel, auf der ein vorzüglich gearbeiteter Kranz aus silbernen Eichenzweigen und, von ihm umgeben, ein Lorbeerzweig von entsprechenden Dimensionen aufgelegt und befestigt war, als

Digitized by Google

die Sendung des Präsidenten der Französischen Republik für das Grab des befreundeten Kaisers. Auf der zweiten Tafel war näher dem Rande zur Linken ein schön geschwungener, silberner, hoher Palmenzweig zwischen silbernen Lorbeerreisern aufgelegt; in der Mitte der russische Doppeladler und die Kaiserkrone, — laut Inschrift Kaiser Alexander III. gewidmet vom „Ministre des affaires étrangères", dem „Corps diplomatique et consulaire" Frankreichs. Noch einige ungeheuerliche Blumenarrangements und etwas weniger kolossale Silberkränze verschiedener Art und Form aus dem Inhalt der von Paris her eingetroffenen ersten (!) fünfzig Kisten mit Spenden für das Kaisergrab wurden hereingebracht, und die französischen Offiziere trugen sie von einer Stelle im Umkreise des Katafalks zur anderen, bis sie die herausgefunden hatten, wo diese glänzenden Gaben den besten Effekt zu machen versprachen und vom Zaren zuerst gesehen werden mußten. Die umflorte russische und französische Fahne wurden von der Kranztafel des Präsidenten losgelöst und an den Pfeiler gelehnt.

Inzwischen war es 2 Uhr geworden, und durch das Hauptportal am Westende des Mittelschiffs traten der junge Kaiser, die tief verschleierte Kaiserin, die, wie sie in den russischen Zeitungen bezeichnet wird, „hochverlobte Braut", deren Bruder der Großherzog, die Großfürstinnen und die Großfürsten, Prinz und Prinzessin von Wales, Herzog und Herzogin von Koburg-Gotha, der greise und doch so jugendrüstige König von Dänemark, sein Sohn, der Basileus der Hellenen, Prinz Heinrich und noch ein ganzes Heer von deutschen und anderen nichtrussischen Fürstlichkeiten in die Kathedrale ein. Die fürstlichen Damen erschienen ohne Ausnahme in der gleichen schwarzen Trauertracht, das rote Band des St. Katharinenordens über dem Mieder. Mit

Digitized by Google

Ausnahme der Kaiserin zeigten sie die Gesichter unverschleiert, das Haupt mit schwarzem Kopfputz geschmückt, von dem der schwarze Schleier rückwärts herabwallte.

An der Südseite des Katafalks war ein weiter, halbrunder Platz, der von den Staats- und Hofdamen umrahmt wurde, freigehalten. In diesen traten die kaiserlichen, königlichen, fürstlichen Herren und Damen ein. Gleichzeitig kam aus dem geöffneten Allerheiligsten hinter der Bilderwand eine lange Reihe von Priestern in den bereits geschilderten silberstoffenen, goldverzierten Meßgewändern, einige unbedeckten Hauptes, andere mit violetten Mützen; einzelne höchste kirchliche Würdenträger mit prachtvollen, juwelenbesetzten, byzantinischen Mitren auf dem Scheitel, und stellten sich hinter dem Sarge und an seiner nördlichen Langseite auf. Einer der Priester, ein schöner Greis mit lang wallendem, weißem Bart und Haar, zu Häupten des Sarges stehend, begann mit tiefem Baß mächtigen Klanges halb singend die heiligen Worte zu rezitieren. Ein Chor, in dem besonders die Knabenstimmen von wahrhaft himmlischer Klangschönheit, Weichheit und schmelzender Süßigkeit waren, antwortete in auf- und abwogenden, bald im zartesten Piano verhallenden, bald zu prachtvollem Forte anschwellenden Akkorden, die aber kaum jemals sich zur Form bestimmter Melodien zusammenfügten. Ihr musikalischer Reiz indes war darum nicht geringer, wenn auch die immerwährende Wiederholung der fast unverändert sich gleichbleibenden Passagen auf die Länge ermüdend wirkte. Bei dem griechisch-russischen Gottesdienst und Hochamt ist bekanntlich der Orgel und der Instrumentalmusik keine Rolle zugewiesen. In den Kirchen dieses Bekenntnisses erklingt nur der reine a cappella-Gesang. Der aber scheint mir, wenigstens in den kaiserlichen Hofkirchen zu St. Petersburg und

Digitized by Google

Moskau, zu einer Höhe der Vollendung gebracht zu sein, die durch keinen Kirchensängerchor des römisch-katholischen und protestantischen Abendlandes überboten wird. Nach längerer Dauer dieser Wechselgesänge traten Priester mit Bündeln brennender Wachskerzen an die vor den Stufen der Südseite des Katafalks stehenden fürstlichen Persönlichkeiten heran, um jeder eine dieser Kerzen in die Hand zu reichen. Kirchendiener verteilten gleichzeitig wenige brennende und viele unangezündete Kerzen an alle sonst Anwesenden. Wer eine brennende gefaßt hatte, leistete seinem Nachbarn bereitwillig den Dienst, den Docht der ihm hingehaltenen, noch nicht entzündeten mit der Flamme der eigenen in Brand zu setzen. So fügte es sich, daß ich, — was ich in meinen kühnsten Träumen nie voraus geahnt, keinem Propheten und keiner Zigeunerin geglaubt hätte, — in die Lage kam, zwei kaiserlich russischen Ministern ein Licht anzustecken! — Dann wieder kam ein Moment, wo der Chorgesang immer mächtiger anschwoll, die Töne sich immer jubelnder und strahlender aufschwangen, und die ganze Gesellschaft vom Kaiser bis zum Diener an der Tür sich auf die Knie warf, die brennenden Kerzen in den Händen, — ein sehr merkwürdiger und eigentümlich faszinierender Anblick. Manchem wohlgenährten Hof- und Staatsmann in dieser illustren Versammlung schien des Knies nichts weniger als „gelenke Angel" den verlangten Dienst nur sehr widerstrebend und ungeschickt zu leisten, und nach einigen Minuten des Verharrens in dieser Stellung kam manchem die Selbsterhebung aus ihr wohl noch schwerer an als die Selbsterniedrigung. Zweimal wiederholte sich dies allgemeine demütige Niederknien. Dann wurden die Kerzen gelöscht und den sie wieder einsammelnden Kirchendienern und Priestern zurückgegeben, während, dem duftenden Weihrauch gemischt, sein

Digitized by Google

weniger angenehmer Dunst und Rauch von ausgeblasenen Kerzen den hohen Raum durchzog.

Nach etwa dreiviertelstündiger Dauer hatte die Seelenmesse ihr Ende erreicht. Die Kirchenfürsten und Priester um den Katafalk verneigten sich wiederholt gegen den Kaiser, die Kaiserin-Mutter, die Braut und die Großfürsten und schritten in feierlichem Zuge einer hinter dem andern in ihr Allerheiligstes hinter dem Ikonostas zurück. Jene Herren und Damen der fürstlichen Gesellschaft aber stiegen wieder, sich eifrig bekreuzend, sämtlich die Stufen zum Katafalk hinauf, traten zum offenen Sarge und küßten wieder Hände und Stirn des Toten, um dann die Kirche durch das Westportal zu verlassen, vor dem die schwarzen Kutschen ihrer warteten.

Die Vorstellung, daß jene Herrschaften, welche allen den mitangehörten Totenmessen am offenen und am geschlossenen Sarge des „in Gott entschlafenen" Zaren, denen sie von Livadia bis Petersburg beigewohnt haben, hier seit Dienstag an jedem Tage von 2—3 und von 7—8 Uhr derselben geschilderten Zeremonie Zeugen zu sein und am Schluß dieser Stunden immer nochmals diese Totenhände und dies Totenantlitz zu küssen verpflichtet sind, muß jeden, von solchem Zwange freien, Menschen mit aufrichtigem Mitgefühl für diese erlauchten Sklaven jener Pflicht und Volkssitte erfüllen.

Auf dem ganzen langen Rückwege zur südlich der Newa gelegenen Stadt — der auf eine weite Strecke hin an der, ähnlich einem riesigen Hydrarchos, sich zur Seite hindehnenden, gleichmäßig aneinander gereihten, harrenden Volksmenge entlang führte — begegneten wir noch bis zum Gagarinskaja-Kai hin, kompanieweise geordnet, paarweis in langen Reihen zur Gruftkirche heranmarschierenden, von ihren

Digitized by Google

Lehrern und Lehrerinnen geführten Zöglingen der St. Petersburger Knaben- und Mädchenschulen. Die kleinsten Schüler der untersten Klassen gehen an der Spitze. Die der höchsten, die ausgewachsenen jungen Herren, in graue, lange Uniformpaletots mit Pelzkragen und zwei Reihen blanker Knöpfe, genau wie jene Kleinen gekleidet, nur der Kopf, statt wie diese mit der flachen Mütze, mit dem keck sitzenden Dreimaster wie die höheren Beamten und wie die Lehrer bedeckt, machen den Schluß.

So ist während dieser letzten Trauerwoche die ganze St. Petersburger Bevölkerung aller Berufs- und Altersklassen in beständiger Bewegung nach jenem einen Ziel hin, welches die hoch in den trüben Himmel aufragende, auch im Nebel noch leuchtend sichtbare, goldene Turmnadel über den Wällen der Festungsinsel bezeichnet.

15. November.

Alles geht vorüber, sogar die Trauerfeier für einen russischen Zaren. Die Toten, seien sie Bettler oder Kaiser, verstehen es, ob auch willen- und bewußtlos, ihrer berechtigten Forderung, nicht allzulange unbeerdigt oder unverbrannt zu bleiben, mit so unwiderleglichen und überzeugenden Gründen geltend zu machen, daß sie schließlich doch erfüllt werden muß, wie lange sich auch die Überlebenden dagegen sträuben mögen. Seit ungefähr $1\frac{1}{2}$ Uhr mittags ruht Zar Alexander III. im Grabe nahe der Gruft seiner Eltern und seiner Ahnen, und die Kaiserflagge über den Wällen der Inselfestung weht nicht mehr auf Halbmast, sondern wieder von der Spitze der dortigen Bannerstange; das neue Grab in der Peter- und Paulskathedrale ist mit der eisernen Tür verschlossen, welche seine Höhlung noch vor und unterhalb der eigentlichen Grabplatte deckt. Das Schloß ist versiegelt,

Digitized by Google

der Schlüssel im Ministerium des kaiserlichen Hauses den Schlüsseln der andern Kaisergräbertüren beigesellt. Die Regalien sind in feierlichem Zuge durch die damit betrauten Beamten aus der Gruftkirche wieder ins Winterpalais zurückgebracht. Dort, im großen Georgsaal werden sie so lange unter dem Schutz einer Ehrenwache aufbewahrt, bis Kaiserkrone, Szepter und Reichsapfel wieder in das sogenannte Brillantzimmer des Palastes, die anderen Kronen und Insignien wieder nach Moskau überführt werden.

Das heutige letzte Totenamt, welches der Beisetzung selbst voranging, hatte mindestens die doppelte Länge des vorgestrigen, das ich hier zu schildern versuchte. Die berittenen Herolde hatten gestern mittag der Bevölkerung verkündet, daß heute der Schlußakt des ernsten Schauspiels erfolgen solle. Wir waren um $8\frac{1}{2}$ Uhr morgens bereits draußen in der Festung eingetroffen, wohin unsere Wagenpferde ihren Weg in so dichtem Nebel zu suchen gehabt hatten, wie je das Maultier den seinen über die höchsten Alpenpässe. Welche Nacht muß diese letzte für die Volksmassen gewesen sein, für die sich in ihr erst um 12 Uhr der Zugang über die Brücke aufgetan hat! Drinnen in der Gruftkirche herrschte, als wir eintraten, noch kalte Dämmerung. Die Diener putzten beim Laternenschein die starken Kerzen der großen, silbernen Kandelaber, um jene dann allmählich, eine nach der andern, anzuzünden. Zwei hohe Trittleitern standen in den Seitenschiffen der Kirche. Diener stiegen die Sprossen hinauf und setzten die Kerzen der dort oben herabhängenden Kronleuchter in Brand. Andere Männer knieten hier und dort auf dem, den ganzen Boden bedeckenden Teppich und bearbeiteten ihn mit scharfen Bürsten und Handbesen, um ihn einigermaßen von den Spuren der mit feuchtem Lehm und Straßenboden bedeckten Stiefel und Bastschuh-

Digitized by Google

sohlen jener Tausende zu reinigen, welche ihn während der vorangegangenen Nachtstunden betreten hatten. Dicke Wolken erstickenden Staubes wurden aufgewirbelt und erfüllten die Luft in den Hallen. Um den Kaisersarg war ein Wandschirm aufgestellt, hinter dem einige geschickte Männer gleichsam an der Morgentoilette der Leiche des — vor zwanzig Tagen verstorbenen Kaisers und mit kleinen, notwendigen Arbeiten an dem vergoldeten Sarge beschäftigt waren. Hier wurde eine der großen, goldenen Quasten fester genagelt, die sich etwas abgelöst hatte. Dort wurden die goldenen Handgriffe revidiert, an welchen mittags der Sarg durch den Kaiser, die Großfürsten und die anderen dazu bestimmten Herren vom Katafalk abgehoben und zur nahen Gruft getragen werden sollte.

Diese stand offen. An ihrem Rande knieende Männer leuchteten mit Laternen hinein und prüften die dichten Geflechte prächtiger, lebendiger Blumen, mit denen das zuvor mit Marmorplatten ausgekleidete Innere an Boden und Wänden völlig überspannen war. Die Priester hinter dem Ikonostas begannen ihre Ornate anzulegen. Sie verwehrten dem Profanen weder mit Worten noch Mienen, in den, jedem Weltlichen sonst streng verschlossenen, geheiligten Raum einzutreten und sich dort umzuschauen. — Allmählich brannten alle die zahllosen Kerzenflammen. Die Kirche füllte sich mehr und mehr mit den eingeladenen und den eintrittsberechtigten Vornehmsten und Bevorzugtesten: hohen Offizieren und Kavalieren in großer Galauniform und -Amtstracht und Damen in schwarzer Trauertoilette. Die Pagen und die ebenfalls zur Totenwacht kommandierten Offiziere und Hofbeamten nahmen die ihnen angewiesenen Plätze auf den verschiedenen Stufen und Plattformen des Katafalks ein. Aber bis zum Erscheinen der kaiserlichen Familie und der fürst-

Digitized by Google

lichen Gäste blieb noch immer eine gute Stunde Zeit. Sie ließ sich vortrefflich zu einer Durchmusterung der zu unglaublicher Massenhaftigkeit angewachsenen, kaum noch unterzubringenden Huldigungsgaben für den toten Kaiser verwenden. In der Wand, über dem Grabmal seines unglücklichen, grausig hingemordeten Vaters, auf dem ein Lämpchen in einem durchbrochenen Kaiserkrönchen aus Goldfiligran brennt, ist eine breite, mittelhohe, durch eine große Glasscheibe geschützte Nische in die Mauer vertieft, um zur Aufnahme der diesem vielbeklagten Herrscher, dem „Zar-Befreier", gestifteten silbernen Grabkränze, Palmenzweige u. dgl. zu dienen. Im ganzen mögen es zwanzig bis dreißig sein; alle in sehr bescheidenem Maßstabe und ziemlich einfach nnd kunstlos ausgeführt. Diese Silbergeschenke erregten damals großes Aufsehen, und ihre Menge und Pracht fand allgemeine Bewunderung. Nun aber, verglichen mit der ganz maßlosen und überschwenglichen Fülle, Größe, Kostbarkeit und teilweise künstlerischen Schönheit der aus Rußland und dem Auslande eingesendeten Kränze und sonstigen Gedächtnisgaben für Alexander III., schrumpft die Gesamtheit der seinem Vorgänger dargebrachten zur Unbedeutendheit zusammen. Der Flächenraum aller Wände und aller Pfeiler der Kirche reichen schon nicht mehr aus, um nur die russischen Silberkränze darauf zu befestigen. Die von einer Seitenwand zur anderen reichende Schranke, welche den Raum vor der Bilderwand von dem übrigen Teil der Kirche trennt, verschwindet unter der ungeheuren Masse der nun vollständig eingetroffenen französischen Ehrengaben, die daran gelehnt stehen. Ein anderer, kaum geringerer Teil der Gaben steht und liegt am Fuß der Pfeiler, an den Stufen des Unterbaues für den Katafalk, an den Gittern der älteren Kaisergräber. Die Augen werden über-

Digitized by Google

sättigt vom Anblick dieser hier zusammengehäuften, oft ganz aberwitzigen Gebilde, in denen die allerneueste Zaren- und Russenbegeisterung, oder vielmehr demütige und fanatische Anbetung und sich im Staube windende Unterwürfigkeit der heutigen Franzosen ihren Ausdruck suchte. Die bereits geschilderten Sendungen des Präsidenten, des Auswärtigen Amtes, des diplomatischen und konsularischen Korps Frankreichs haben seit vorgestern noch ihrer würdige Gegenstücke in Menge beigesellt erhalten. Die Gedächtnisgabe der Pariser Wechselagenten, eine große Tafel mit seitlich offenem Silberkranz und einer hochrelief gearbeiteten, schwebenden, weiblichen Idealgestalt von außerordentlicher Schönheit, und die von der französischen Marine gestiftete Votivtafel mit dem silbernen Anker im Scheitel und der Bronzestatue der unten sitzenden, schönen, allegorischen Dame, welche, zu jenem aufblickend, den Schleier von ihrem Haupte hebt, sind als Kunstwerke die hervorragendsten in der Menge. Für die von dem gefeierten Falguière modellierte, in Silber gegossene Statue, die von der Pariser Presse gestiftet wurde, vermag ich die Bewunderung der Herren, welche sie überbracht haben, schlechterdings nicht zu teilen: Eine geflügelte Göttin (die Verkörperung der „Presse"), die in der Bewegung einer Schlittschuhläuferin dargestellt ist, in der erhobenen Rechten eine Feder, in der Linken einige Papierbogen haltend, das Haupt und Gesicht mit einem Schleier verhüllt, durch welchen die Formen des letzteren durchschimmern. Der Bildhauer hat sich darauf beschränkt, das Ganze nur roh zu skizzieren, weder die Formen der Gestalt, noch die Falten des flatternden Gewandes auch nur einigermaßen weiter durchzuführen, ihnen Feinheit und Leichtigkeit zu geben. Diese gänzlich unfertige Tonskizze hat als Modell für den Silberguß gedient. Daß darin nun ein besonderer Vorzug des Werkes liegen soll, ist eine wunder-

Digitized by Google

liche Behauptung der hiesigen französischen Korrespondenten. Ein riesenhaftes Kranz- und Blumenarrangement, das der „Crédit foncier" von Paris gesendet hatte, und noch manches andere ähnliche, dessen Blumen den täuschenden Eindruck von echten, wirklichen Rosen, Narzissen, Lilien usw. machen, erwies sich bei näherer Prüfung als aus Metall und in natürlichen Farben mit außerordentlicher Kunst hergestellt. Doch genug von den französischen Gaben für ihren russischen Abgott! Diese, dem Toten gewidmeten Schätze betrachtend, mußte ich lebhaft der wenige Jahrzehnte zurückliegenden Zeiten gedenken, wo man in Paris mit der gleichen Begeisterung, wie heute die russische Nationalhymne, die Verse sang:

„Canons par vos gueules béantes
Refoulez la marche du Czar;
Baionettes intelligentes (!)
Faîtes à l'idée un rempart!
Les peuples sont pour nous les frères
Et les tyrans les ennemis."

Welcher Humor in der großen Tragikomödie der Weltgeschichte! —

Gegen das Fußende des goldenen Sarges gelehnt stand der große Kranz unseres Kaisers aus frischen Lorbeerreisern, mit vergoldeten und versilberten Kugelfrüchtchen und den schönsten Palmwedeln. Noch ein charakteristisches Detail verdient, erwähnt zu werden: vor den Stufen des Katafalks, auf dieser Seite des Fußendes, stand auf einem mit Silberstoff überdeckten Taburett und vor einem dort aufgestellten kleinen Bronzekrug eine Porzellanschüssel oder ein größerer Teller mit dem Mahl, das bei gewöhnlichen russischen Sterblichen eigentlich der Leiche mit ins Grab als Wegzehrung gegeben

Digitized by Google

werden soll, meist aber den Priestern überlassen wird. Es schien eine Art Reisspeise zu sein, auf welche viereckige Scheiben eines dunkelbraunen und eines weißen Gebäcks gelegt waren.

Noch immer, als die Trauerversammlung, mit Ausnahme der kaiserlichen Familie und der fürstlichen Gäste, bereits fast vollzählig erschienen war, sah man einzelne Männer am Grabe hantieren. Auch über solch ein Kaisergrab muß man Bretter von Rand zu Rand hinüberlegen, auf welche der Sarg gestellt wird, um von den Seilen umschlungen in die Tiefe hinabgelassen zu werden. Nur sind diese beiden Bretter hier mit Silberstoff überzogen, der mit goldenen Querstreifen geschmückt ist, und jedes an beiden Enden mit reich gearbeiteten, goldenen Handgriffen versehen.

Aus der geöffneten Tür des Allerheiligsten trat der Metropolit von St. Petersburg und Ladoga zwischen zwei, große Wachsfackeln in den Händen tragenden, Diakonen heraus. Hier vor der Bilderwand wurde ihm die byzantinische Mitra auf das von langem Haar umwallte Haupt gesetzt, worauf er das Vorspiel des Hochamts mit Segenspendungen nach allen Seiten hin und mit dem rezitativischen Vortrag von Litaneien eröffnete, denen zunächst nur ein anderer Priester mit noch mächtigerer Baßstimme halb singend antwortete. Von Zeit zu Zeit vereinigten sich beide zu einem seltsamen gleichzeitigen Zwiegesange. Um $10^1/_2$ Uhr klang der dumpfe Hall der ersten drei Kanonenschüsse, welche die Ankunft der kaiserlichen Wagen innerhalb der Festung von deren Wällen herab verkündeten. Ein langer Zug von Priestern verschiedener Grade, die Mitglieder des heiligen Synods, die Häupter der einen mit goldschimmernden Mitren, die der anderen mit schwarzen, steifen Mützen, von denen schwarze Schleier rückwärts herabwallten, andere mit violetten

Digitized by Google

Samtmützen und wieder andere nur mit den eigenen üppigen, lang herabfließenden Haaren bedeckt, — in silberstoffenen, auf dem oberen Rückenteile mit Gold bestickten Meßgewändern, brennende Kerzen in den Händen, — trat aus dem Allerheiligsten. Er folgte dem an der Spitze schreitenden Metropoliten und dem vorangetragenen Kreuze durch das freigehaltene Mittelschiff der Kathedrale über Stufen und Plattform des Katafalks, dem Westportal entgegen, wo jener den Kaiser und die kaiserliche Familie mit „Weihwasser und Kreuz", aber ohne Gesang und Klang empfing.

Wie neulich, während des Totenamtes, nahmen die Mitglieder des Kaiserhauses und die fürstlichen Gäste ihre (Steh-) Plätze auch heute wieder an der Südseite des Katafalks ein. Und das Totenamt begann; wie das Programm des Zeremonials sich ausdrückt, „nach Vorschrift der orthodoxen Kirche in einer der hohen Würde des hochseligen Kaisers angemessenen Weise". Für den nicht orthodoxen westländischen Laien hatte die ganze Feierlichkeit den Anschein, als ob die Priesterschaft zu guter Letzt, da fortan die täglich zweimal wiederholten Totenmessen fortfallen, noch einmal so recht aus dem Vollen zu spenden und — ihre Macht, den Menschen zuzumuten, was ihr beliebt, zu zeigen gedächte. Vollgemessene zwei Stunden währte die Zeremonie. Ein tödlich ermüdendes Einerlei! In ewiger Wiederholung ein rezitativischer, immer stärker und stärker anschwellender Gesang eines am Kopfende des Sarges stehenden greisen Oberpriesters in dröhnendem Baß, abwechselnd mit dem halb gesprochenen Gesange eines anderen hochwürdigen mit desto hellerem, altersschwachem, zitterigem Stimmchen und mit dem des unbeschreiblich herrlichen Knaben- und Männerchors, der nur leider fast immer einzig denselben kurzen

Digitized by Google

Satz in den gleichen Rhythmen wiederholen muß. Nur ganz ausnahmsweise hatte er einige wenige Male einen längeren, melodiöseren, reicher nuancierten Passus zu singen, der dann auf das Ohr — ähnlich wie der Anblick einer prangenden Oase in öder Wüste auf unsere Augen — um so hinreißender und bezaubernder wirkte. Wieder auch wurden Wachskerzen an sämtliche Anwesende verteilt und entzündet, und wieder hatte die ganze Versammlung zweimal auf die Knie zu sinken, die brennenden Kerzen in den Händen. Und endlich, endlich schwiegen die Stimmen der zelebrierenden Priester und des Chors, und es kam Leben in das starre Gruppenbild auf den Stufen des Katafalks. Noch einmal sah man den Kaiser, die Kaiserin-Mutter, die Braut und alle die anderen Verwandten und fürstlichen Gäste zum Sarge hinaufsteigen und den unwiderruflich allerletzten Kuß auf Hände und Stirn des Toten drücken. Dann traten die acht Generalmajore der kaiserlichen Suite an den Sarg, um die goldstoffene Hermelindecke hinwegzunehmen und zum Altar zu tragen. Acht Generaladjutanten brachten den im westlichen Teil des südlichen Seitenschiffs deponierten Sargdeckel herbei und schlossen den Sarg, nachdem der Kaiser noch den Hermelinmantel über des Vaters Leiche gebreitet hatte. Dann sah man unbestimmt zwischen den Köpfen der davorstehenden Priester und Kadetten hindurch um den Sarg ein Gewirr von Häuptern und Gestalten — den Kaiser, die fürstlichen Verwandten, die fremden Prinzen, die Minister, die Generaladjutanten. Sie beugten sich nieder, faßten in die goldenen Griffe, hoben ihn von seinem Sockel ab und trugen ihn über die Stufen am Kopfende hinab zu dem nahen offenen Grabe, um ihn auf die hinübergelegten Bretter niederzusetzen. Noch einmal hielt dort der Metropolit, der mit seinem priesterlichen Stabe den Trägern des

Digitized by Google

Sarges voraufgeſchritten war, das letzte, das „Einſenkungsgebet“. Dann nahm die dunkle Höhle den ihr ſo lange vorenthalten Gebliebenen auf, während aus allen in der Feſtung in Front aufgeſtellten Geſchützen Schuß auf Schuß erdröhnte; — und alles war vorüber. Ob jene Höhle hier ihr wahres Weſen mit üppigem Blumenflor maskiert, ob der Sarg des Toten vergoldet iſt, und dieſen der Hermelin ſtatt des „Kittels von Leinen“ umhüllt, ob Kaiſer und Fürſten ihn zur letzten Ruheſtatt trugen und Millionen um ihn klagen und weinen — der große Zar iſt geworden, was der ärmſte Bettler ſeines Reiches wird: „Speiſe für die Würmer“.

Digitized by Google

X.

Meine Erlebniſſe bei der Eröffnung des Suezkanals.

Aus der überreichen Fülle reizvoller und prächtiger, großartiger und erſchütternder Bilder geſchichtlicher Ereigniſſe, denen ich im langen, bewegten Daſein beigewohnt und vom bevorzugten Platz aus in nächſter Nähe zugeſchaut habe, und von den zum Teil damit zuſammenhängenden, ſeltſamen und abenteuerlichen, perſönlichen Erlebniſſen treten, wenn ich in die Vergangenheit zurückblicke, leuchtend und glänzend faſt vor allen diejenigen hervor, welche im November und Dezember des Jahres 1869 mir zu ſehen und zu erfahren vergönnt geweſen iſt.

Ein gewaltiges Werk, über deſſen weltgeſchichtliche, ungeheure Bedeutung und deſſen Folgenreichtum ſich auch die ſtumpfſten und kurzſichtigſten Geiſter nicht mehr täuſchen konnten, war nach jahrelangen Arbeiten und koloſſalen Opfern an Geld und Menſchenleben im Sommer jenes Jahres endlich vollendet worden: die Durchſtechung der Landenge von Suez, die Herſtellung eines auch für größere Kriegsſchiffe paſſierbaren Kanals, welcher fortan das Mittel-

Digitized by Google

meer mit dem Roten Meer verbinden sollte. Die sich jedem aufdrängende Einsicht, daß durch diesen Kanal allen nach Süd- und Ostasien, nach Indien und seinem Archipel, nach China und Japan bestimmten Schiffen der ungeheure Umweg um das Kap der guten Hoffnung erspart werde, war schon genügend, um allen Völkern der Erde die Wichtigkeit des nun, allen Prophezeiungen und allen Zweifeln zum Trotz vollendeten Unternehmens zum Bewußtsein zu bringen. Begünstigt und mit allen Kräften unterstützt durch den ägyptischen Khedive Ismail Pascha, war das, von England anfangs mit schlecht verhehltem Verdruß angesehene und heimlich bekämpfte, durch französisches Genie kühn geplante Werk hauptsächlich auch durch französisches Kapital realisiert worden. Das napoleonische Kaisertum, wenn es auch unverkennbar bereits hippokratische Züge zeigte und seit Sadowa und dem Scheitern des mexikanischen Abenteuers seinen einstigen Glorienschein mehr und mehr verblassen sah, behauptete im Reich des Khedive noch immer sein altes „Prestige" und übte dort am Nil eine größere Macht als der Lehnsherr, der Sultan selbst, aus. „Der große Franzose", Herr von Lesseps, war der Vater der Idee und des Planes, jene Verbindung der beiden getrennten Meere zu bewerkstelligen, und seiner Initiative, seiner Klugheit, Energie und zähen Ausdauer dankte die Welt in erster Linie die Durchführung. Diese galt mit Recht als ein neuer Sieg und Triumph Frankreichs. Aber es entsprach ebenso dem Wunsch und den Neigungen des verschwenderischen, prachtliebenden Ismail Pascha, als dem des Herrn von Lesseps und der kaiserlichen Regierung, die Eröffnung des Kanals für die Schiffahrt aller Nationen durch glanzvolle Feste größten Stils zu feiern, welche die Phantasie des Menschen berauschen, aller Blicke auf das hier Vollbrachte und Geschaffene lenken

Digitized by Google

und so für den neuen Kanal die wirksamste Reklame machen sollten.

Zu letzterem Zwecke war außerdem noch ein anderes, sehr originelles Mittel in Szene gesetzt. Im Namen des Vizekönigs waren vom Minister Nubar Pascha massenhafte Einladungen an die Souveräne und Staatsoberhäupter aller Kulturstaaten und ebenso an die auf den Gebieten der Wissenschaft und Kunst, der Politik, der Industrie und Technik und an die durch gesellschaftliche Stellung hervorragendsten Männer aller Nationen, wie an deren namhafteste Publizisten und Journalisten gesendet, der auf den 17. November anberaumten Eröffnung des Kanals und den bei diesem Anlaß vorher und nachher in Ägypten stattfindenden Festen als Gäste „de son Altesse le Khedive" beizuwohnen. Ja, nicht das allein. Alle diese Herren wurden zugleich ersucht, sich bereits im September nach Kairo zu begeben, um die älteren und neueren Herrlichkeiten des Nillandes noch vor der Inauguration des neuesten Wunderwerkes kennen zu lernen und zu diesem Zweck während des Oktober und der ersten Novemberwoche eine Nilfahrt nach Oberägypten bis zu dem ersten Katarakt und der Insel Philä zu machen. Vizekönigliche Dampfer würden sie hier zu allen an den Ufern aufragenden berühmten, architektonisch-plastischen Monumenten der altägyptischen, pharaonischen Kunst und Geschichte hintragen.

Wie verlockend klangen diese Nachrichten! Für jede reise- und schaulustige, wißbegierige Seele wurde es schwer, sich von der Todsünde des Neides freizuhalten; des Neides auf jene Auserwählten und Glücklichen, an welche solche vizekönigliche Einladungen ergangen waren. Ich konnte mich ohne Überhebung zwar mit gleichem Recht wie Goethe rühmen: „Welche Wege ich auch bin geloffen — auf dem

Digitized by Google

Neidpfad habt ihr mich niemals getroffen." Aber in jenen Tagen fehlte nur wenig daran, daß ich auf letzteren abgeirrt wäre.

Daß auch mir noch ein ähnliches Glück beschieden sein würde, hätte ich nie zu hoffen gewagt, wenn ich es mir auch in meinen Träumen mit leuchtenden Farben ausmalte.

Aber in gänzlich unerwarteter Weise sollte diesen Träumen noch in der letzten Stunde die schönste und vollständigste Verwirklichung werden.

Die Brüder Louis und Karl Stangen hatten damals erst seit wenigen Jahren ihr Reisebureau in Berlin errichtet und Gesellschaftsreisen nach europäischen Ländern und nach dem Orient organisiert. Im Frühling jenes Jahres hatte ich eine solche Gesellschaftsreise nach Athen und Konstantinopel mitgemacht, der ich viele reine, hohe, unvergeßliche Freuden danke. Anläßlich der Eröffnung des Suezkanals veranstalteten die Herren abermals eine Orientreise, deren Hauptziele Kairo und der Suezkanal bildeten. Die eine Hälfte der Gesellschaft, die sich daran beteiligte, sollte von Louis Stangen über Athen, Konstantinopel, Beirut und Jaffa (von wo ein Ausflug nach Jerusalem und den heiligen Nachbarorten gemacht werden würde) nach Alexandrien und Kairo und von da zu den Eröffnungsfeierlichkeiten nach Ismailia, in der Mitte der Kanallänge geführt werden; die andere Hälfte durch Karl Stangen zunächst über Triest nach Ägypten, um in Kairo mit jener anderen zusammenzutreffen, gemeinsam mit ihr nach Ismailia und nach der Feier nun ihrerseits über Port Said, Jaffa, Jerusalem, Konstantinopel, Athen und Triest zurückzukehren. Eine an mich gerichtete Frage des Herrn Stangen, ob ich mich ihnen nicht anschließen wolle, mußte ich zu meinem Bedauern mit „Leider unmöglich" beantworten, da die Herren Eigen-

Digitized by Google

tümer der „Vossischen Zeitung“ nicht beabsichtigten, einen Vertreter zur Berichterstattung über das große Ereignis dorthin zu senden.

Beide Stangenschen Gesellschaften waren bereits abgereist, die zweite Hälfte mußte schon in Wien oder Triest eingetroffen sein. Wir schrieben bereits den 23. Oktober, und am 30. um 10 Uhr abends sollte der letzte Dampfer von dort abgehen, den man benutzen mußte, wenn man noch rechtzeitig, um der Eröffnungsfeier beizuwohnen, nach Ägypten gelangen wollte.

Da, am Abends jenes 23., wurde mir von den Herren Eigentümern, meinen verehrten „Brotherren“ mitgeteilt, daß sie anderen Sinnes in bezug auf die Kanalfrage geworden seien und mich beauftragten, sofort zum Zweck der Berichterstattung nach Ägypten zu fahren. Sie hätten Vertrauen in mein gutes Glück. Ich würde dort schon die rechten Wege finden, um überall zugelassen zu werden und alle zu schildernden Vorgänge mit eigenen Augen zu sehen.

Meine Freude war unbändig. Ohne mich eine Minute zu besinnen, nahm ich den Auftrag an, traf die nötigsten Vorbereitungen für die große Reise, die damals noch als etwas ganz Außerordentliches, als ein kühnes, abenteuerliches Unternehmen galt, und telegraphierte an den Führer der Stangenschen Gesellschaft nach Triest die Nachricht, daß ich noch käme, und die Bitte, mir einen Platz auf dem Dampfer zu belegen und mich telegraphisch wissen zu lassen, ob es noch gelungen wäre. Sie mochten noch nicht in Triest eingetroffen sein. Vergebens wartete ich am 24. und 25. auf die ersehnte Antwort. Endlich, in dessen Abendstunde traf sie ein. Der letzte noch verfügbare Platz sei noch für mich gerettet worden, freilich nur in der zweiten Klasse.

Digitized by Google

Aber Eile täte not. In anderthalb Tagen hatte ich Paß und Reiseausrüstung besorgt, alle Abschiedsbesuche gemacht, alle nötigen häuslichen Anordnungen getroffen. Am Abend des 27. sagte ich den Meinen Lebewohl und dampfte vom Anhaltischen Bahnhof ab.

Die Sächsische Schweiz lag schneebedeckt im Schein des späten Mondes. Halb aufgelöster Schnee machte die Straßen Wiens schwer passierbar.

Im Zuge, den ich am Morgen des 29. bestieg, um von der österreichischen Kaiserstadt nach Triest zu fahren, traf ich drei Herren von der Stangenschen Gesellschaft, die dort noch zurückgeblieben — ein origineller, wunderlicher Kauz aus San Francisco, ein echter „Goldonkel" darunter — und nun nicht unbesorgt waren, ob sie noch rechtzeitig Triest und den Dampfer erreichen würden. Diese Sorge wurde, wie von mir, auch von vielen britischen und österreichischen Mitreisenden geteilt, die demselben Ziel, Alexandrien, zustrebten. Und sie zeigte sich immer ernstlicher begründet. Das ganze Semmeringgebirge lag in Schnee begraben, alle Bäche waren zu Eis erstarrt. Je weiter wir nach Süden kamen, desto winterlicher sah die Welt aus, die ich zuletzt im Frühlingsglanz der schönsten Apriltage desselben Jahres gesehen hatte. Hinter Laibach wurde das Tempo der Fahrt immer stockender und langsamer. Die Wagenlichter, welche im Vorbeifahren ihren unbestimmten Schein nach beiden Seiten der Schienenstraße hinausstrahlten, ließen hohe, feste Schneemauern zur Linken und zur Rechten erkennen. Immer unheimlicher ließ sich alles an. Um so mehr, als die Bora über die öde Felsenwüste des Karst heulend dahinblies. Auf der kleinen Station St. Peter erklärte der Zugführer, es ginge nicht weiter. Die Bahn sei völlig verschneit.

Man hätte Nachricht, daß ein Wiener Zug zwischen

Digitized by Google

St. Peter und Nabresina schon seit 24 Stunden im Schnee begraben liege. Ja, was sollte mit uns werden?! Am nächsten Abend würde der Dampfer abgehen. Wir mußten ihn erreichen! Aber alles Klagen und Fluchen half uns nicht weiter. Bei solcher Bora sei an ein Schmelzen der Schneewälle nicht zu denken; und sie wehe zuweilen acht Tage lang. . . . In verzweifelter Stimmung saß die ganze Gesellschaft in den kleinen, dumpfen Wartesälen beisammen. Aber zum Glück fehlte es in dem Bahnhofsrestaurant nicht an feurigem Vöslauer und Ungarwein. Man versuchte, und nicht vergebens, die Sorge um die nächste Zukunft in diesem edeln Stoff zu ertränken und dann, wohleingehüllt in den glücklicherweise mitgenommenen Pelz, auf den Waggonsitzen zu verschlafen.

Der Morgen brachte keine Besserung. Die Bora heulte und trieb die Schneeflocken vor sich her. Unsere Lage erschien immer kritischer. Es war Mittag geworden, da setzte der Wind nach Süden um, und der Schneefall hörte auf. Ein verständiger Herr machte den praktischen Vorschlag, alle Reisegenossen sollten sich zu einem letzten Versuch, uns herauszuretten, vereinigen. Mit Zustimmung aller trat jener Herr an den Zugführer (oder war es der dort anwesende Bahndirektor?) heran — einen Herrn Braunstein — und sagte zu ihm: „Wenn es Ihnen gelingt, die Bahn so frei zu machen, daß wir bis zum Abend nach Nabresina gelangen, von wo ab sich ja wohl kein Hindernis mehr bieten kann, um nach Triest zu kommen, so erhalten Sie 200 Gulden." — „O, i' bitt' schön, meine Herren, dös bedarf's ja gar net. Dös ist ja mei' Pflicht, zu tun, was i' irgend kann," war die Antwort. In den nächsten Minuten waren zwei starke Schneepflüge vor die Lokomotive gelegt, und der wackere Beamte fuhr in den Schnee hinein, daß die weißen

Digitized by Google

Wolken nur so stiebten. Und der Tauwind fuhr fort, von „Mittag her zu blasen". Langsam verfloß im bangen Harren die nächste Stunde. Endlich, um 2 Uhr, ein Telegramm von Nabresina: „Die Bahn ist frei." Die ganze Gesellschaft stieß ein Jubelgeschrei aus. Im Nu hatte sie sich, nach einem letzten, tiefen Abschiedstrunk, wieder in dem Kurierzug installiert, und fort ging es gen Süden in fliegender Hast. Die Dämmerung war schon hereingebrochen, als zur Linken, kurz vor Nabresina, sich der berühmte, wunderbare Ausblick auf das da unten ausgebreitete, wie eine von tausend Lichtern umflimmerte, dunkle Wand zum hohen Horizont ansteigende Mittelmeer auftat. Und da stand vor dem Bahnhof der ersehnten Station auch Herr Braunstein und nahm bescheiden und verbindlich lächelnd unsere Dankesergüsse und die gesammelten 200 Gulden entgegen, versichernd: „Aber i' bitt' schön, dös war ja nur mei' Pflicht."

Weich und lau wehte uns die Luft des Frühlingsabends im Bahnhof von Triest entgegen, wo eine ziemlich große Menschenmenge den Zug neugierig erwartete, von dessen Eingeschneitsein das Gerücht bereits hierhergelangt war. An einen Aufenthalt in der Hafenstadt war nicht mehr zu denken. Der Dampfer des Lloyd lag bereits geheizt an dem einen, weit in den Hafen hinaustretenden Molo. Die Stangensche Gesellschaft war längst an Bord. Die Hoffnung auf unser Eintreffen und Mitkommen hatte man fast schon aufgegeben. Um so größer war die Freude der Befreiung von dieser Sorge. Bald wurden die Taue gelöst, und unser Dampfer schwamm ins dunkle Meer hinaus. Erst am nächsten Morgen beim Frühstück lernten wir unsere Reisegefährten und sie uns kennen. Die Gesellschaft war reich an interessanten Männern. Nicht wenige Offiziere aus hocharistokratischen Familien und einige nicht minder vornehme ausländische

Digitized by Google

Mitreisende waren darunter. Von den ersten nenne ich den Garde-Ulanenleutnant Grafen Hohenthal, den Dragoner v. Garnier-Turawa, den Grafen York v. Wartenburg, Herrn v. d. Recke, den Grafen Solms, den Hauptmann Baron von Knobelsdorff. Von den Ausländern: den schönen Kurländer Baron v. Wolf, den österreichischen Baron v. Kübek, den Polen Baron Haizelin. Wenn in der Gesellschaft auch die holde Weiblichkeit nicht stark vertreten war, so fehlte es an Bord doch keineswegs gänzlich an deren Repräsentantinnen. Besonders eine galizische, junge, blonde, braunäugige Dame vom Ballett eines großen Zirkus sah sich bald zum Gegenstand der allgemeinen Huldigung geworden.

Von den Erlebnissen während der wundervollen Seefahrt bei dem herrlichsten Wetter, von der Ankunft in Alexandrien am 4. November, dem Aufenthalt, den Fahrten und Wanderungen durch diese fremde, uns so märchenhaft erscheinende, sonnige, farbenprächtige Welt, von der Eisenbahnfahrt durch das weite, ebene Nilland, das eine überraschende Ähnlichkeit mit unserer Oderbruchlandschaft aufwies, zu erzählen, gebe ich auf. In einer nicht zu schildernden Glückseligkeitsstimmung zog ich in Kairo, die damals noch so unverfälscht orientalische, von ihrer jetzigen Anglisierung noch gänzlich verschonte Wunderstadt ein, in der uns alles, was sich uns zeigte — Straßen, Gebäude, Vegetation, die Menschen und ihr und ihrer Tiere Treiben — wie verwirklichte phantastische Träume bedünkte.

In Kairo waren für die Stangensche Gesellschaft Räume im „Hotel de Nile" gemietet, zu denen man durch einen engen Durchgang von einer Seitenstraße der „großen Muskie" her gelangte. Er mündete auf einen Garten mit hohen Palmen, Palmengebüschen, Blumenbeeten, Kiosken, plätschernden Brunnen, der von den meist niedrigen Gebäuden

Digitized by Google

des Hotels umgeben wird. Der Inhaber war ein Deutsch-Elsässer, Herr Friedmann. Es war ein reizender Aufenthalt. Wir fanden dort die Brüder Stangen und die Herren von der zweiten Abteilung der Stangenschen Gesellschaft, welche den Weg über Konstantinopel, Beirut und Jaffa (Jerusalem) genommen hatten, bereits vor uns eingetroffen. Und ebenso zahlreiche deutsche Herren, vizekönigliche Eingeladene von der ersten Serie, die, von der auf Regierungsdampfern schon ausgeführten Nilreise zurückgekehrt, noch ganz erfüllt und wie berauscht waren von den auf ihr empfangenen gewaltigen und hinreißenden Natur- und Kunsteindrücken während dieser vierwöchigen Fahrt zu den uralten, grandiosen Monumenten der Pharaonenzeit. Zu jenen Stangenschen zählte auch Herr v. Thiele-Winkler, der in der Absicht gekommen war, in Nubien Löwen zu jagen, mehrere werte Berliner Bekannte, wie Prof. Fr. Drake, der berühmte Bildhauer, die Professoren Erbkam und Dümichen, die Ägyptologen, Baron v. Korff, der heldenhafte, geistreichste und gelehrteste Rittmeister der preußischen Armee und Schwiegersohn Meyerbeers.

Auch einen später Eingeladenen, meinen alten Freund, den Hofmaler Professor Dr. Otto Heyden, traf ich zu meiner freudigen Überraschung hier an.

Herrliche Tage verflossen uns während der Zeit vom 6. November bis zum Beginn der Eröffnungsfeierlichkeiten. Expeditionen zu den Pyramiden von Gizeh und Sakkara wurden in Gemeinschaft auf Reiteseln unternommen. Die Nacht vor dem Aufbruch nach den kleinen Pyramiden vor den Apisgräbern bei letzterem Dorfe wurde bei den Feuern der wachthaltenden Beduinen im Wüstensande neben dem fünftausendjährigen, vom Flammenschein phantastisch beleuchteten Sphinxkoloß verbracht, nachdem die Cheopspyra-

Digitized by Google

müde bestiegen, die Gräber der Hofbeamten des in ihr beigesetzten Pharao und der rätselhafte, unterirdische Sphinxtempel durchstreift worden waren.

Die Situation hatte für mich einen wunderbaren, geheimnisvollen Reiz. War es nicht die Mephistos in der Walpurgisnacht, da er zur Seite der Sphinxe ruht? Schoß nicht auch in dieser Nacht des 9. November wie dort „Stern nach Stern" und „beschnittner Mond schien helle"?!

Aber nicht jeden vermochte dieser poetische Zauber und die Seltsamkeit und Romantik der Situation über die Kühle und die Unbequemlichkeit dieses Nachtlagers unter freiem Himmel und unter Mänteln und Decken im Wüstensande hinwegzutäuschen.

So vermochte Graf York nicht einzuschlafen und ergoß seinen Zorn und sein Unbehagen in lauten Verwünschungen. Ein alter Beduinenscheich am Feuer aber nahm diese Exklamationen für den Ausdruck der Bewunderung der uns umgebenden altägyptischen Riesendenkmale. Er nickte zustimmend mit dem graubärtigen Haupt und sprach in seinem „Pidgin-Deutsch" die großen Worte: „Ja wol! Gräbher gut. Pyramide serr gut. Pyramide Bismarck!"

Andere Gesellschaftsritte führten uns zu den alten Mamelukengräbern, nach Heliopolis, zum Schubra-Palais, zum neuen Schloß des Khedive, Gesireh am Nil, mit dem Zoologischen Garten. Und fast noch reizender und amüsanter als alles andere war das Umherschweifen in den von darübergedeckten, durchlöcherten Matten und Teppichen beschatteten, malerischen Gassen und Basaren der unvergleichlichen Stadt. Mein lieber, alter Freund Brugsch Pascha, der damals eine hohe Stellung im Unterrichtsministerium des Khedive bekleidete, bereitete mir in seinem Hause die gastlichste Aufnahme. Dort traf ich mit Herrn

Digitized by Google

v. Keudell, mit Hackländer und dessen Sohn und mit Hans Wachenhusen zusammen. Die Brüder Stangen stellten mich dem blondbärtigen, deutschen (aus Speyer gebürtigen) juristischen Beirat Ismail Paschas vor, Herrn Kissel Bey, der mir zu meiner frohen Überraschung versicherte, es würde dafür gesorgt werden, daß ich als bekannter Zeichner und Schriftsteller eine „Einladung" des Khedive erhielte. An dessen Architekten Franz Bey hatte ich eine Empfehlung, die ihre Wirkung nicht verfehlte. Dem deutschen Konsul Nerenz machte ich meinen Besuch. Franz Bey führte mich zu dem Schloß Kasr el Nil, vor dem er eine kolossale Festhalle für die in Kairo nach der Kanaleröffnung für die festlichen Gäste zu veranstaltenden Feste nach seinen Plänen aufführen ließ. Dort sah ich die damals gefeiertste Persönlichkeit unter den Eingeladenen des Khedive, die noch immer schöne Kaiserin Eugenie, die ihren Gemahl hier vertrat, mit ihrem Gefolge einem eleganten vizeköniglichen Dampfer entsteigen, auf dem sie (von der Nilfahrt nach Oberägypten war sie bereits zurück) an jenem Tage eine Lustfahrt gemacht hatte, und in dem bereitstehenden, prächtig bespannten Landauer zur Stadt zurückfahren.

Von der Expedition nach Sakkara am Abend des 9. November ins Hotel zurückkehrend, fand ich die Erfüllung von Kissel Beys Verheißung: die von Nubar Pascha unterzeichnete, offizielle Einladung des Khedive. Ja — zum Überfluß noch eine zweite, die für mich durch Konsul Nerenz besorgt und durch seinen Kawassen überbracht worden war. Das war eine frohe Stunde! Daß mich ein tolles Glücksgefühl, ein fröhlicher Übermut ergriff, ist leicht verständlich.

Dies für mich so bedeutsame Dokument, das auf einen

Digitized by Google

gewöhnlichen Bogen Schreibpapier geschrieben war, hatte folgenden Wortlaut:

Monsieur.

Le Canal de Suez vient d'être ouvert. Cet ouvre achevé par tant de difficultés materielles est de nature d'intéresser chaque esprit éclairé. C'est à ce titre, que son altesse le Khèdive souhait de Vous voir assister aux fêtes de l'inauguration et que je Vous invite de sa part. Agréez etc. etc.

So war auch ich noch nachträglich der Eliteschar der Messieurs les Invités aller Nationen angereiht. Das bedeutete, daß mein Hotelwirt an jedem Sonnabend auch für meine Wohnung und Verpflegung siebenmal drei Pfd. Sterl. von Schaki Bey abholen durfte; daß eine Kutsche mit einem Vorläufer vor der Tür meines Hotels (hier vor dem Ausgang des engen Gäßchens) zu beliebiger Benutzung bereitstand; daß ich zu allen Festen eingeladen war und mir, um nach Alexandrien, von dort nach Port Said an der Kanalmündung und zur Fahrt durch den Kanal nach Suez zu gelangen, ein Platz 1. Klasse dort auf der Eisenbahn, hier im Extradampfer und auf der Rückfahrt nach Kairo wieder auf der Bahn gesichert sei. Ein gutes Geschäft machte jedenfalls mein braver Wirt dabei. Ich bin von Natur und in meinen Gewohnheiten sehr mäßig. Und so war es mir nicht möglich, für mehr als zwanzig Mark täglich im Hotel zu verbrauchen. Die übrigen vierzig blieben in seiner Tasche, wenn ich sie nicht zu Champagner für meine Reise- und Tafelgenossen verwendete. Übrigens sollte ich nicht der einzige Invité zweiter Serie bleiben. Bald war mehreren vornehmen militärischen Mitgliedern unserer Reisegesellschaft sowie zahlreichen, in anderen Hotels einquartierten österreichischen, schweizerischen, englischen, dänischen, italienischen, spanischen,

Digitized by Google

französischen, nord- und südamerikanischen Industriellen, politischen Persönlichkeiten, Künstlern, Gelehrten, Dichtern und Journalisten dieselbe Gunst gewährt. Zu den letzteren gehörte auch der vom „New-York Herald" gesendete, tollköpfige, wunderliche Gewaltmensch Henry M. Stanley, dem man es damals freilich noch nicht ansah, zu welcher Größe und Weltberühmtheit er in den folgenden Jahren heranwachsen würde, und Brasch, der einstige rote Demokrat, der Redakteur der offiziellen Berliner Zeitung, der Norddeutschen Allgemeinen. Die freudenreichen Kairischen Tage fanden zunächst ihren Abschluß durch die am 13. in allen Hotels auf die Spiegel geklebte Einladung an Messieurs les Invités, sich am nächsten Morgen zum Bahnhof zu begeben, wo ein Extrazug für sie bereitstehen werde, um sie nach Alexandrien zu bringen. Dort im Hafen würden vizekönigliche Dampfer sie erwarten zur Fahrt nach Port Said an der Mündung des Suezkanals, wo am 16. die feierliche Eröffnung des neuen Seeweges nach Indien erfolgen, am 17. die Einfahrt in ihn beginnen sollte.

Mittags war Alexandrien und der im Hafen liegende stattliche Dampfer, der „Fayoum" erreicht, an dessen Bord uns der Kommissar des Khedive, ein blondbärtiger Gentleman von den verbindlichsten Manieren, empfing und uns die Kabinen anwies. Eine Schar von englischen Kollegen hatte bereits die meisten okkupiert. Noch andere Dampfer füllten sich mit Invités. In geringer Entfernung lag der kaiserlich französische Steamer „l'Aigle", welcher die schöne Kaiserin mit den Herren und Damen ihres Gefolges beherbergte. Er eröffnete die Reihe der Fahrzeuge, die gegen Abend aus dem Hafen in das aufgeregte, hochgehende Meer hinausdampften und ihren Kurs nach Osten auf Port Said nahmen. Es war eine prächtig-stürmische Fahrt. Die See ging immer

Digitized by Google

wieder über unser Deck hinweg. Aber ich genoß das Glück, immun gegen die Seekrankheit zu sein, das ich in dieser Nacht nur noch mit Graf Hohenthal teilte.

So schwelgten wir mit Wonne im Anblick des prachtvollen Schauspiels im Schein des zunehmenden Mondes.

In den ersten Morgenstunden kam Port Said mit seinen Molen und seinem Leuchtturm am flachen Ufer in Sicht. Alle Schiffe schmückten sich vom Bordrand bis zu den Mastspitzen mit Flaggen und Wimpeln. Vom Hafeneingang klang schmetternde Musik von den dort liegenden Dampfern und Kriegsschiffen herüber. Eins der ersten Boote war der „Macherussa", der den Khedive und seine Minister herübergebracht hatte; eins der „Greif", auf dem der Kaiser Franz Joseph mit dem Grafen Beust und den anderen Herren seines Gefolges von Triest her gekommen war. Die Stadt glich damals noch einem jener eben erst im Entstehen begriffenen Stadtembryos im fernen Westen Nordamerikas. Ungepflasterte, von Schuppen, primitiven Hütten, steinernen Hotels, Matrosenkneipen und Geschäftshäusern eingefaßte Straßen, die man nur auf darübergelegten Brettern passieren konnte, zu durchstreifen, war in hohem Grade interessant. Abends waren alle Gebäude und alle Schiffe illuminiert. Aus den runden Schiffsfenstern des „Macherussa" strahlte hellstes Licht in die Nacht hinaus. Der Khedive gab an Bord einen Ball.

Am folgenden Tage, dem 16. November, erzitterte morgens die Luft vom Donner der Salutschüsse, mit denen von allen im Hafen liegenden, im bunten Flaggenschmuck prangenden Schiffen die Neuankommenden begrüßt wurden. Diese ließen auf die krachende Antwort nicht warten. Und in dieses Tosen mischte sich die Musik der auf jedem Deck aufgestellten Schiffskapellen, welche nacheinander alle Melodien der Nationalhymnen der verschiedenen Staaten an-

Digitized by Google

stimmten, und das „Hip-Hip-Hurrageschrei“ der Mannschaften, die, in Parade aufgestellt, alle Rahen besetzt hielten. Die heiße, ägyptische Morgensonne am wolkenlosen Himmel bestrahlte diese heiteren, glanzvollen, lebendigen Bilder ringsum. Der „Aigle“ der Kaiserin legte sich nahe an unsere Seite, und von den Kapellen erklang die damalige Nationalweise des kaiserlichen Frankreich „Partant pour la Syrie“.

Neuer, stärkerer Kanonendonner erdröhnte, vielhundertstimmiges Hurrageschrei, und die Weise des „Heil Dir im Siegerkranz“ durchhallte die Luft. Das Kriegsschiff des Norddeutschen Bundes, die Korvette „Hertha“ mit unserem Kronprinzen an Bord, den sie nach Jaffa und wieder zurückgebracht hatte, lief in den Hafen ein. Die „Aurora“ und die „Grille“ folgten. Dann ein holländischer Dampfer mit dem Prinzen Heinrich der Niederlande, und weiter Schiff auf Schiff. Eine große, internationale Dampferflotte war in dem künstlich geschaffenen Hafenbecken versammelt. Auf jedem der beiden Uferspitzen des sich hier öffnenden oder mündenden breiten Kanals ragte je ein hoher Obelisk auf, der dort aus Holz und bemaltem Segeltuch provisorisch hergestellt war. Endlos, in der Ferne mit dem dunstigen Horizont verschwimmend, dehnte sich die kahle Ebene, flach wie ein Tisch, die der Kanal durchschneidet, aus, und ihm zur Seite schimmerten die Wasserlachen des von bewachsenen Sumpfstreifen und von Binsendickichten durchzogenen Menzaleh-Sees.

Nach dem Frühstück, in der Mittagstunde, bestiegen Graf Hohenthal und Hauptmann v. Knobelsdorff, beide in voller Uniform, mit Heyden und mir ein Boot, das uns zur „Hertha“ hinüberruderte, wo wir den Kronprinzen begrüßen wollten. Dort fanden wir den General v. Schweinitz, den General-

Digitized by Google

konsul v. Theremin, Brugsch Pascha, und den in Syrien internierten Abd-el-Kader, den einstigen großen Nationalhelden der algerischen Araber in ihren Kämpfen gegen die Franzosen. Auch diese Männer waren gekommen, um dem Kronprinzen ihre Huldigungen darzubringen.

Bald erschien er selbst an Deck in großer Uniform mit dem Bande des Schwarzen Adlerordens über Brust und Rücken, den Helm mit dem Roßhaarbusch auf dem Haupt. Er sah herrlich aus. In dem blondbärtigen, von der südlichen Sonne und Seeluft gebräunten Antlitz schienen die blauen Augen noch heller, heiterer und freundlicher zu blitzen als sonst.

Nachdem er einige Worte mit den Herren gewechselt, lud er uns ein, mit ans Land zu fahren, wo sich die kirchliche Einweihung des großen Menschenwerkes in der nächsten Stunde vollziehen sollte. Mehrere Boote trugen uns gleichzeitig hinüber. Dort standen der Khedive im schwarzen türkischen, ordenbedeckten Generalsuniformrock, den Fez auf dem bärtigen Haupt, vorn am Gurt einen von Edelsteinen funkelnden Säbel, und Franz Joseph in weißer österreichischer Feldmarschallsuniform, das Haupt bedeckt mit dem von grünem Federbusch überwallten Dreimaster, Graf Beust und die anderen Herren des Gefolges und bewillkommneten den dem Boot entstiegenen Kronprinzen. In lebhaftem Gespräch verweilten sie auf der Landungsstelle in Erwartung des dritten der höchsten Gäste des Khedive.

Von der grauen Schiffswand des „Aigle" sahen wir eine Barke abstoßen, über deren Heck die französische Flagge wehte. Vom Bordrand wallte eine Purpursamtdecke zum Wasser hinab. Hohe französische Marineoffiziere und drei Damen saßen auf den Bänken. Ein Admiral führte das Steuer. Von den raschen, eleganten Ruderschlägen der weiß-

Digitized by Google

gekleideten französischen Matrosen getrieben, durchschoß das Boot rasch die Wasserfläche. Bald hatte es die Landungsstelle erreicht, und ihm entstieg die schöne Majestät von Frankreich in malvenfarbiger Seidenrobe, weißem Hütchen mit Feder und einem weißen aufgespannten Sonnenschirm in der perlgrau behandschuhten Rechten, gefolgt von den beiden Palastdamen, in ebenfalls hellen Toiletten, und den Offizieren. Nach gegenseitigen verbindlichen Begrüßungen, wobei der Khedive ein ganz besonderes Empressement der Kaiserin gegenüber bezeigte, bot Kaiser Franz Joseph ihr den Arm, und auf Bohlenwegen schritten das hohe Paar, der Khedive, der Kronprinz, das Gefolge und wir andern alle zwischen einem Spalier von Marinesoldaten, Hafenarbeitern und Einwohnern Port Saids dem Platz am Meeresufer zu, wo ein großer mittlerer und zwei seitliche kleinere Kioske mit rotgestreiften Zeltdächern errichtet standen und eine dicht gedrängte, aus Orientalen und Europäern buntgemischte Menschenmenge den Zug erwartete. In dem einen der seitlichen Kioske stand der Almosenier und spezielle Günstling der Kaiserin, Abbé Bauer, im priesterlichen Ornat, in dem anderen eine Gruppe beturbanter mohammedanischer Ulemas. Auf den Polstersesseln des mittleren Pavillons ließen sich in erster Reihe die Kaiserin zwischen dem Kaiser und dem Kronprinzen, neben jenem der Khedive, neben diesem der holländische Prinz nieder. Die anderen Sitzreihen nahmen die Herren und Damen des Gefolges ein.

Dann erklang die Stimme des Abbé, der in langer, pathetischer Rede in französischer Sprache das große Werk des französischen Genies, die Verbindung der getrennt gewesenen Meere und die Grande nation verherrlichte und des Himmels Segen auf beide herabflehte. Erst als er geendet hatte, kamen die Ulemas zum Worte, um nach mo-

Digitized by Google

hammedanischer Sitte, in deren Formen und arabischer Sprache auch Allah und seinen Propheten um ihren Schutz und Segen zu bitten. Dann löste sich die Gesellschaft ohne Sang und Klang auf.

Die fürstlichen Herrschaften kehrten zu ihren Schiffen zurück. Wir anderen durchschlenderten die Gassen der seltsamen, im Werden begriffenen Stadt und besuchten ihre Kneipen. Endlich fanden wir uns an Bord des „Fayoum" zusammen und dann beim heitersten, mit Reden in vier europäischen Sprachen gewürzten Diner, das durch die Anwesenheit der reizenden, geistreichen jungen Frau eines kairischen Advokaten, einer von diesem entführten Mailänderin, verschönt wurde. Dort an Bord beschlossen wir den Tag, während im Hafen und in der Stadt überall die Lichter der festlichen Illumination sich entzündeten, und Feuerwerke prasselnd, knatternd und funkensprühend, mit dem Mondschein um die Wette leuchtend, das nächtliche Dunkel erhellten.

Der große Tag der praktischen Probe der Schiffbarkeit des Kanals, der 17. November, war gekommen. Um acht Uhr morgens begann die Einfahrt der Gäste. Der Kaiserin der Franzosen gebührte (was damals in Ägypten selbstverständlich war) der Vortritt. Der „Aigle", den sie bewohnte, eröffnete den Reigen. Der „Greif", mit dem Kaiser Franz Joseph an Bord, und zwei andere österreichische Dampfer folgten. Der „Macheruffa" des Vizekönigs war schon in der ersten Morgenfrühe allen vorausgefahren. Die norddeutsche „Grille", die den Kronprinzen trug, und von deren Topp die Adlerflagge wehte, dampfte jenen Österreichern nach — dann das holländische Boot und eine Reihe von ägyptischen Steamern mit hohen Beamten und Gästen, den Invités der ersten Serie.

Digitized by Google

Es war zwei Uhr geworden, als auch unser „Fayoum“ sich in Bewegung setzte und in den Kanal einlief, zu dessen beiden Seiten, jenseits der Dämme, sich endlos hier die Sandfläche, dort der Menzaleh-See dehnte. Eine spannende, von mannigfachen Hindernissen bedrohte und gehemmte Fahrt! Die Sohle des Kanals und die obere Fahrstraße waren noch ziemlich schmal. Größere Schiffe mußten sehr genauen, geraden Kurs halten, wenn sie nicht aufsitzen wollten, was denn auch uns nicht erspart blieb. Aber wir kamen glücklich wieder los und langsam weiter, bis wir um elf Uhr abends Anker warfen angesichts der mondbeglänzten, unabsehbaren Ebene. Bis tief in die Nacht lagerten wir auf dem Deck zu den Füßen der schönen Madonna Margherita, wie im Bann eines holden Zaubers befangen. O ihr goldnen Stunden, wie weit seid ihr, wie weit! . . . .

Am nächsten Morgen, nicht vor neun Uhr, wurde die Fahrt fortgesetzt. Nicht lange, so war jenes große, nun vom Wasser der zusammenströmenden Meere gefüllte, und zum „Timsach-See“ gewordene, ehemals trockene Wüstenbecken erreicht, an dessen Ostufer, hart am Wüstenrande, der Vater des Kanals, der „große Franzose“, Herr von Lesseps, die Stadt Ismailia mit schmucken, von Palmen beschatteten Villen und einem prächtigen Palast für den Khedive gleichsam hervorgezaubert hatte. Ein dafür gegrabener Verbindungskanal mit dem Nil führte ihr das erforderliche Süßwasser zu.

Einen unbeschreiblich wundervollen, hinreißenden Anblick bot die nun von der ganzen Flotte der festlich beflaggten Dampfer und zahllosen Segelbarken, Ruderboote, Dampfbarkassen übersäte und durchwimmelte Wasserfläche. Von den Schiffen und den Ufern her wehte der Wind den betäubenden, disharmonischen Lärm der Musik von allen den europäischen und arabischen Kapellen herüber, vermischt mit

Digitized by Google

dem elementaren Brausen einer ungeheuren Volksmenge. Über der Stadt wallten und flatterten die auf den Dächern gehißten Flaggen aller Nationen, und über das ganze riesige, bewegte Bild goß die Mittagssonne Ströme heißen Lichts.

Auch der „Fayoum" hatte Anker geworfen, und wir waren nach dem Frühstück ans Land gefahren, wo wir mit den Invités von den andern Schiffen zusammentrafen und gemeinsam in den Straßen der improvisierten Wüstenstadt umherstreiften, die einem riesigen arabischen Jahrmarkt glich. 10000 Provinzbewohner, Beduinen mit ihren Zelten, ihren Herden, Weibern und Kindern, drehende und heulende Derwische, Zauberkünstler und Schlangenbändiger, Ghawazzis, Tänzerinnen und Musikanten, waren hierhergeschafft worden, um den europäischen Gästen alle Eigentümlichkeiten, Lebensarten, Sitten und Unsitten der Völkerschaften des ägyptischen Orients zur Anschauung zu bringen. Zwischen und in diesen Zelten drängten sich die Scharen der Europäer wie der christlichen und jüdischen Levantiner, unter jenen auch sämtliche Mitglieder beider Stangenschen Gesellschaften, meine Reisegenossen von Triest bis Kairo, von denen mich die vizekönigliche Einladung getrennt hatte. Sie hausten in aufgeschlagenen Zelten. Großartige Restaurants mit Pariser Küche und edelsten Weinen waren auf Befehl und — Kosten des Khedive an den Straßen etabliert und für jeden europäisch Gekleideten geöffnet. Man trat ein, nahm von den überreich und verlockend ausgestatteten Büfetts oder ließ sich servieren, was einem beliebte, schlug den zugepfropften Sektflaschen der Bequemlichkeit wegen die Hälse ab und ließ den schäumenden Trank in die hohen Bierkelche strömen — und niemand präsentierte eine Rechnung, forderte Bezahlung dafür. In den Zelten gellte und dröhnte die arabische Musik, klang das Geheul der Derwische, der lang-

Digitized by Google

gezogene Ruf der Tänzerinnen, welche die tollsten, lüsternsten und obszönsten Hüft- und Bauchtänze aufführten.

Auf der Hauptstraße, an welcher ägyptische Dragoner Spalier bildeten, sah man Kaiserin Eugenie hoch zu Kamel, begleitet vom jungen Tewfik Pascha auf edlem, arabischem Schimmel und umgeben von berittenen beduinischen Scheiks in flatterndem Burnus, lange Lanzen in der Faust, dahinreiten. Eine Stunde später rollte ein glänzender Zug eleganter, offener Equipagen zur Wüste hin, wo von Beduinen Fantasia geritten werden sollte. Den ersten, mit sechs Dromedaren bespannten Wagen nahmen die Kaiserin und Kaiser Franz Joseph ein. Im Fond des zweiten, von Pferden gezogenen, saßen der Kronprinz (im Touristenanzug, das runde Hütchen mit dem Schleier umwunden) und der holländische Prinz. In einem der folgenden mein verehrter Freund, Baron v. Korff. Er sieht mich in der Menge, läßt einen Augenblick halten und ruft mir zu: „Der Kronprinz läßt Ihnen sagen, Sie sollten Ihr Gepäck an Bord der „Grille" bringen und ihn auf der Weiterreise begleiten." Ich glaubte, er machte sich einen Scherz mit mir. Aber bald darauf begegnet mir Herr Karl Stangen und ruft erfreut: „Endlich finde ich Sie! Ich suche Sie im Auftrag des Kronprinzen überall. Sie sollen zu ihm kommen und ihn nach Kairo und dann auf der Nilreise nach Oberägypten begleiten. Haben Sie ein Glück!" Es mußte also wohl wahr sein. Mir war sehr eigen zu Mute. Eine ganz ungemischte Freude empfand ich trotz der mir damit gewordenen Ehre nicht. Die Stellung und das Leben als Invité des Khedive waren gar so angenehm und behaglich, daß der Gedanke, sie aufgeben zu müssen, sei es auch um so köstlichen Preis, einen schmerzlichen Beigeschmack hatte.

Eine Stunde später, durch die Straßen schlendernd,

Digitized by Google

sehe ich eine kleine Gruppe von Herren, im Begriff, in ein Zelt zu treten. Da erblickt mich der eine von ihnen, tritt rasch zu mir heran, faßt mich an der Schulter und ruft lachend: „Haben wir Sie endlich? Hat Korff und Stangen mit Ihnen gesprochen? Wie ist's, wollen Sie mit mir kommen?" — Der Kronprinz selbst war es, der in solcherlei Gestalt mich antrat. „Aber," so fuhr er fort, „ich kann Sie an Bord der „Grille" nicht aufnehmen. Wir alle sind da schon zu eng und schlecht quartiert. Doch wir treffen uns ja übermorgen in Suez. Da kommen Sie sofort zu mir, fahren mit mir nach Kairo, und da schiffen wir uns noch an demselben Abend auf dem Nildampfer ein. Aber hier bleiben Sie jetzt hübsch bei mir." Von des Kronprinzen Begleitern, dem Adjutanten Herrn v. Jasmund und dem Oberhof- und Hausmarschall Grafen Eulenburg, wurde ich freundlich begrüßt und schloß mich den Herren an, die mit dem Kronprinzen in verschiedene Zelte eintraten, bei den drehenden Derwischen mit Kaffee bewirtet wurden, den Tänzen der Ghawazzis nicht ohne einen gewissen moralischen Schauder zuschauten. Als sie sich dann an Bord der „Grille" zurückbegaben, um dort Toilette für das Abendfest im Palast zu machen, verabschiedete ich mich zu dem gleichen Zweck und fuhr zum „Fayoum" hinüber.

Das Gerücht von der kronprinzlichen Einladung hatte sich rasch verbreitet. Auf der Straße wurde ich von Brugsch, von Dr. Ebers, der als Reisebegleiter des Sohnes Dr. Strousbergs, des damaligen „Berliner Eisenbahnkönigs", zum erstenmal nach seinem geliebten Ägypten gekommen war, von allen mir begegnenden Bekannten und an Bord von der ganzen Gesellschaft beglückwünscht.

Die Sonne war gesunken, der Mond stand am klaren Himmel. Auf allen Schiffen im Tiefach und an allen

Digitized by Google

Gebäuden Ismailias leuchteten die bunten Lämpchen der Illumination auf, und Raketen, Leuchtkugeln und Schwärmer durchzischten Feuerstreifen ziehend die Luft. Mit Otto Heyden, Graf Hohenthal und v. Knobelsdorff ließen wir uns, die Offiziere in Galauniform, wir beide in Balltoilette, ans Land rudern und gingen zu dem lichtstrahlenden Palast, in dessen weiten Sälen bereits eine viertausendköpfige Menge wogte; europäisch und orientalisch Gekleidete in buntem Gemisch. Die meisten, überladen prächtig herausgeputzten Damen gehörten den levantinischen, in Ägypten angesessenen Familien, die eleganteren, in geschmackvolleren Toiletten den englischen, französischen, italienischen, deutschen, amerikanischen Kolonien Kairos und Alexandriens an, teils auch zu den durch die Eröffnungsfeierlichkeiten nach Ägypten Gelockten.

Den weiten, hohen Sälen, die mit kolossalen Spiegeln an den Wänden und prunkvollen, französischen Möbeln und Lüstern prangten, während diese Wände noch untapeziert waren und den noch frischen Kalkbewurf zeigten, hatte man einen riesigen Anbau hinzugefügt, in welchem an langen Tafeln für einige Tausend Tischgäste gedeckt war. Etwa 2000 hatten zunächst ihre Plätze daran gefunden und ließen sich das aus sechs bis acht Gängen bestehende Diner, das die erprobtesten Pariser Kochkünstler bereiteten, und den köstlichen Schloß Johannisberger, Bordeaux, Burgunder und Champagner wohl behagen. Aber während sie schwelgten, harrten bereits wieder andere zweitausend sehnsüchtig und ungeduldig auf deren endliches Aufstehen, um sich sofort auf die leergewordenen Sitze zu stürzen.

In diesem ungeheuren Holzbau war durch Palmengebüsche ein besonderer, kleinerer Speisesaal hergestellt, den man beständig von Schaulustigen dicht umlagert sah. War

Digitized by Google

doch das Schauspiel, das man dort, zwischen den Bananenblättern und Palmenwedeln hindurchspähend, erblickte, interessant und fesselnd genug, um die Mühe zu lohnen. Dort tafelten die Souveräne, die Fürstlichkeiten, der „große Franzose“ und die Höchstgestellten der Gefolge an einer mit blitzenden Gold-, Silber-, Porzellan- und Kristallgefäßen belasteten und mit üppiger Blumenfülle geschmückten Tafel, an welcher der Khedive präsidierte. In der Kaiserin rötlichbraunen Haaren funkelte das Brillantdiadem, das dieser ihr als Gastgeschenk (im Werte von mehr als einer Million) verehrt hatte. So saß sie strahlend, in noch wohlkonservierter Schönheit und heiterster Laune zwischen Kaiser Franz Joseph und dem Kronprinzen. Die innere Ahnungstimme sagte diesem, wie der Kaiserin, schwerlich, wo und in welchen Situationen sie sich an den Novembertagen des nächsten Jahres befinden würden! . . .

Draußen, am Timsach-Ufer, stiegen ununterbrochen während vieler Stunden die Flammengarben, Raketenschwärme und Leuchtkugelgirandolen des kolossalsten, verschwenderischsten Feuerwerks auf, das meine Augen je nach und vor diesem Abend gesehen haben. In den Sälen aber gruppierten sich die Paare zum Tanz, den die Überfüllung der Räume unmöglich zu machen schien. Aber wie unter sehr ähnlichen Umständen im Berliner Opernhause auf unseren Subskriptionsbällen, gelang es der Ritterkraft preußischer Offiziere auch hier bald, Bahn zu brechen durch die dichten Massen und das scheinbar Unmögliche glänzend zu verwirklichen.

Längst war das letzte Feuerrad verglüht, und die meisten Lichter in der Stadt erloschen, als ich mit Heyden den Palast verließ und wir unseren Weg zur Landungsstelle nahmen. Die braunen Araberzelte lagen im Mondschein am Seeufer schweigend da, um sie herum die Kamele, Ziegen und Schafe.

Digitized by Google

Herrliche Bilder boten sich unseren Maleraugen bei jedem Schritt, und mit dem Entzücken darüber erweckten und nährten sie die Tantalusqual in unseren Seelen, sie nicht fixieren und für immer bewahren zu können. Ein Boot des „Fayoum" trug uns über die dunkle Flut zu unserer schwimmenden Wohnung zurück.

Am nächsten Morgen erfolgte die Abfahrt in der gleichen Ordnung wie vorgestern die Einfahrt in den Kanal. Erst gegen Mittag lichtete der „Fayoum" die Anker. Im letzten Augenblick legte noch, von Ismailia kommend, ein Boot an seiner Schiffstreppe an. Es brachte nicht die vergebens erwarteten Vorräte für die nächsten Reisetage, deren wir dringend bedürftig waren, da die vorhanden gewesenen bedenklich auf die Neige gingen, sondern drei junge Seekadetten von unserer „Hertha". Sie hatten die Zeit verpaßt, sich an deren Bord auf ihren Posten zu begeben, und kamen nun zu uns, um den Kapitän und den Kommissar zu bitten, sie mitzunehmen und nach Suez zu bringen, ein Ersuchen, das den blonden, siebzehnjährigen Bittstellern gern gewährt wurde. Der eine stellte sich als Herr von Arnim (der heutige Admiral und Chef des Marinebildungswesens) vor. Die andern nannten sich mit den bürgerlichen Namen Sperling und Bischof; der letztere war ein Danziger Kind wie ich selbst.

Wieder war die Kanalfahrt durch Hindernisse und gelegentliches Festsitzen stark gehemmt. Der Kapitän, ein erbitterter Kanalgegner, fluchte und wetterte auf „ce maudit canal", aber unsere Gesellschaft ließ sich dadurch ebensowenig wie durch die äußerste Knappheit der Nahrungsmittel die übermütige Laune verderben. Unsere Vorräte waren bis auf große Kartoffeln, Sardinen in Öl, Äpfel, Curaçao und Champagner zusammengeschrumpft. Aber bei den nur aus diesen Gängen bestehenden Diners und Soupers

Digitized by Google

schien die tolle Heiterkeit nur noch zu wachsen. Abends, bei aufsteigendem Vollmond, liefen wir in das zweite große Wasserbecken, die „Bitterseen", ein, das vordem eine tiefe, weite Erdaushöhlung gewesen war. Dort lag die ganze Flottille, wie gestern im Timsach-See, und wie alle andern Schiffe warf auch der „Fayoum" Anker.

Der herrlichste Morgen folgte der schönen Mondnacht. Heute, gegen Mittag, sollte das Ziel der Fahrt, Suez, erreicht werden. Aber unsere Abfahrt verzögerte sich wieder lange. Die „Grille" und der „Greif" waren längst unseren Blicken entschwunden, als wir aufbrachen. Meine Sorge wuchs: „Wirst du den Kronprinzen auch noch in Suez erreichen?!"

Im Süden vor uns lag die lange, zackige Masse des Gebel Altacca mit dem Sinai, die sich an der Küste Arabiens jenseits des Roten Meeres erhebt, als blaue Silhouette vor dem lichten Himmel, eine grandiose Szenerie. Wir hatten Chaluf passiert. Die weißgelblichen Gebäude von Suez, am flachen Strande der Lagune, tauchten vor uns auf. Und nun ging es hinaus ins silbern glänzende Meer. Wir sagten uns mit freudiger Genugtuung: Von diesen Tagen und von hier geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und wir sind mit dabei gewesen! Der Kanal war eine Wahrheit. Ein Kriegsschiff wie die „Hertha" hatte ihn passiert. Aller Zweifel war widerlegt. Der neue, kurze Seeweg nach Indien und Ostasien war geschaffen.

Auf der Reede warf der „Fayoum" Anker. „Wann werden wir vierzig ausgeschifft?" — „Frühestens in zwei Stunden." Unmöglich für mich, so lange zu warten. Ebenso auch für unsere Kadetten, denen es unter den Sohlen brannte. Fern am jenseitigen Hafenufer erkannten wir durch das Glas die bewimpelten Ehrenpforten, die für

Digitized by Google

die ankommenden Fürsten errichtet waren, und die Flaggen am Mast der „Grille“ und des „Greif“, die dort bereits ankerten. Da legte ein ägyptisches Segelboot beim „Fayoum“ an. Der Bootsmann rief herauf, ob jemand ans Land wolle. Gewiß, wir vier. Schnell waren mein Koffer und meine Handtasche hinabgelassen, ein rascher Abschied von den Genossen der köstlichen Tage genommen, und wir stiegen die Treppe hinunter ins Boot. Der Wind hatte abgeflaut. Von der Ehrenpforte her klang die Weise der preußischen Nationalhymne. Der Kronprinz wurde dort empfangen. Es war die höchste Zeit. Zwei Bootsleute ergriffen die Ruder. So näherten wir uns dem von Fahrzeugen aller Arten wimmelnden Hafen. Da dampfte eine ägyptische Barkasse pfeilschnell gerade auf uns los. Unser Steuermann schien völlig den Kopf verloren zu haben. Der junge Arnim rief: „Retten Sie sich!“ und, von seiner kurzen Jacke unbehindert, warf er sich mit einem „Hechtsprung“ ins Meer und schwamm davon. Im nächsten Augenblick traf der Bug der Barkasse mit voller Kraft unsere Flanke, und das Boot ging in Scherben wie ein zerschlagener Teller. Ich war mit einem starken Überzieher bekleidet und trug eine mit Schreibmappe, Skizzenbüchern und Wäsche gefüllte Reisetasche umhängt. So sank ich sofort in die Tiefe; dieselbe, in welche der unselige Antisemit, der Pharao einst mit Mannen, Rossen und Wagen von demselben Meer hinabgeschlungen worden ist. Ich sah in der trüben, grünlichen Flut die Tintenfische gleichsam hängen: sah im Geist die Gesichter meiner Lieben, wenn sie die Nachricht von meinem Ende empfingen; fragte mich: wird die Stettiner Lebensversicherung „Germania“ die Versicherungssumme an meine Hinterbliebenen auszahlen, trotzdem ich nicht extra fürs Ausland versichert bin? Aber eben, als ich mehr als genug

Digitized by Google

von dem salzigen Meerwasser geschluckt hatte, hob es mich wieder in die Höhe. Mein Kopf tauchte auf und genau da, wo der zersplitterte, abgetrennte Mast mit dem Segel und der Takelage unserer Barke schwamm. Den bekam ich zu fassen. Und in demselben Moment sah ich auch in einiger Entfernung ein Boot mit sechs Ruderern bemannt und in der Spitze den braven kleinen Danziger Bischof, das sich rasch näherte. „Halten Sie sich noch einen Augenblick!" rief er mir zu. Dann streckte er mir einen langen Bootshaken entgegen. Ich faßte die Spitze, und in der nächsten Minute war ich von kräftigen Händen in das Boot hineingezogen, naß wie eine Katze, Seewasser spuckend und prustend, aber lebend und glückselig. Sperling und von Arnim hatten sich schwimmend gerettet. Der Barkenführer soll ertrunken sein. Bischof war am nächsten Schiff an Bord geklettert. Man hatte das Boot ausgesetzt, und mein Koffer war bereits herausgefischt, als man mich auftauchen sah.

Gerettet zu sein, wenn man jede Hoffnung aufgegeben hat — es ist eine wonnige Empfindung! Aber zunächst hieß es, die „Grille" aufsuchen.

Unsere Ruderer verstanden uns nicht und legten an der Schiffstreppe des österreichischen Dampfers „Garignano" an. Erst oben auf Deck erkannte ich den Irrtum. Aber die Herren Offiziere nahmen mich teilnehmend und freundlich auf und boten mir als willkommene Labe feurigen Portwein, der mir bis auf die Haut Durchnäßtem sehr wohltat. Zu längerem Verweilen blieb mir keine Zeit. Ich mußte schleunigst in das Boot zurück, um mich zur „Grille" rudern zu lassen, wenn ich auch nur geringe Hoffnung hegen durfte, den Kronprinzen dort noch zu finden. Meinem Retter sagte ich Ade und stieg an Bord des kronprinzlichen

Digitized by Google

Dampfers, der jetzt an der weit ins Meer hinausragenden Landzunge, auf welcher der Außenbahnhof liegt, verankert war. Das Deck war leer und öde. Bald aber kam ein Herr in Marineuniform herauf, der sich als „Steuermann" vorstellte und, verwundert über den von Seewasser triefenden Ankömmling mit dem ebenso durchnäßten Koffer, mich nach „Name und Art" und meinem Begehren fragte. Ich sagte ihm, daß ich vom Kronprinzen eingeladen sei und mich hier bei ihm zu melden käme. Wenn Seine Königliche Hoheit nicht mehr hier sei, möge der Herr mich den Offizieren melden und mir die Möglichkeit bieten, mich umzukleiden und zu trocknen. —

„Der Kronprinz ist längst fort nach Kairo. Die Offiziere sind beim Mittagessen," erwiderte er, „ich kann sie nicht stören. Wenn Sie sich trocknen wollen, so gehen Sie in die Matrosenküche." Wahrscheinlich glaubte er mir kein Wort von meiner Angabe, daß ich auf Einladung des Kronprinzen käme. Was sollte ich tun? Den Zugang zu den Offizieren konnte ich mir nicht erzwingen. Ich stieg also in die Matrosenküche hinunter. Die braven Jungen zeigten sich freundlicher. Ich entkleidete mich und öffnete meinen Koffer, um trockene Wäsche und Kleider herauszunehmen. Aber da drinnen sah es schlimm aus. Das Seewasser war eingedrungen, und der ganze Inhalt glich einem nassen Brei. Man gab mir einen Matrosenanzug von S. M. S. „Grille". So verwandelt ging ich aufs Deck. Eben sah ich die Boote vom „Fayoum" herankommen, bei dem Bahnhofsdamm anlegen und meine lieben Fahrtgenossen ans Land steigen. Ich rief ihnen meine Grüße zu; Heyden, Graf Hohenthal, v. Knobelsdorff traten näher, erkannten mich, und nun gab es ein Verwundern, Fragen, Beklagen . . . .

Indes läutete es in der offenen Bahnhalle: das Glocken-

Digitized by Google

zeichen, daß der nächste Schnellzug in wenigen Minuten nach Kairo abginge. Größte Eile tat not, wenn ich noch mitkommen wollte. Ich ging in die Küche, meinen Koffer und Tasche zu holen und den Matrosen Lebewohl zu sagen. Aber da hieß es: „Nee, man erst die Kleider ausziehen. Die sind ja Eigentum von de Marine." Das war freilich einleuchtend. Also wieder alles abgelegt und in das gänzlich ungetrocknet gebliebene eigene Zeug hinein (die Stiefel waren unbenutzbar), die ausgepackten, völlig nassen Stücke in den Koffer, so gut oder schlecht es eben gehen wollte, hineingestopft und mit ihm und der Tasche, von Seewasser triefend und vom Frost geschüttelt, über den Damm in das nächste Coupé, dessen Boden sich bald mit einem nassen Pfuhl bedeckte. Die Türen wurden von außen geschlossen. Der Zug setzte sich langsam in Bewegung; bald stockte er wieder, blieb eine Stunde liegen, kehrte zu seiner Ausgangshalle zurück, fuhr von neuem in ähnlichem Tempo ab. Auf alle Fragen an die arabischen Schaffner antworteten sie grinsend mit dem immer und überall angewendeten Wort „mäfihsch!" was ungefähr dem russischen „nitschewo" oder dem berlinischen „is nich", „jeht mir (oder „jeht Ihnen") jar nischt an" entspricht. So schleppte sich der Zug durch die Mondnacht weiter. Wo er auch anhalten mochte, die Türen blieben geschlossen. Im Mondesglanz sah ich die Wasserflächen der Bitterseen und des Timsach liegen. Die Bahn geht bis dahin am afrikanischen Kanalufer entlang. Gegen des Timsach silbern schimmernde Fläche setzten sich die dunklen, interessanten Silhouetten der in offenen Lowrys verpackten Beduinen mit ihren Kamelen, Pferden, Hammeln, Weibern und Kindern, Zeltgeräten und all des anderen arabischen Volks ab, das vorgestern dort gelagert hatte, hierher beordert und nun wieder in langen Zügen solcher Wagen heim oder doch, so

Digitized by Google

weit der Schienenweg reichte, zurückgeschickt wurde. Allmählich in einen fiebrigen Halbschlaf versunken, erwache ich plötzlich, sehe zahllose Lichter — unzweifelhaft Gaslaternen — vor uns flimmern. „Wo sind wir?“ — „Masr' el Kahira“ war die Antwort. Die Türen wurden geöffnet. Wir eilten hinaus. Eine lange Reihe von Equipagen stand bereit pour Messieurs les Invités. Die Koffer aus der Masse herauszufinden, war vorläufig unmöglich. Sie würden ja nicht verloren gehen. Nur rasch nach Hause. Hinein in die Wagen und in raschem Jagen zur ziemlich weit entlegenen Stadt. Der Morgen dämmerte schon hell herauf, als wir vor dem Eingang des engen Gäßchens zum Hotel de Nil halten. Mit unbeschuhten Füßen, nassen, wirren Haaren und Kleidern springe ich heraus, dem Wirt, Herrn Friedmann, entgegen, der uns dort erwartet.

„Aber, Herr Pietsch, wo bleiben Sie, was ist geschehen? Wie sehen Sie aus! Um Mitternacht hat der Kronprinz eine Depesche für Sie geschickt. Um ein Uhr ist Herr Nerenz hier gewesen, um Ihnen in Seiner Königlichen Hoheit Namen zu sagen, daß die Abfahrt zur Nilreise unmöglich länger als bis sechs Uhr morgens hinausgeschoben werden könne. Sie müssen sofort nach Kasr el Nil fahren und melden, was Ihnen passiert ist.“ Mit geliehenen Pantoffeln an den Füßen, einem Fez auf den feuchten Haaren stieg ich wieder in den Wagen, und durch ein reichliches Trinkgeld angespornt, setzte mein Kutscher die Pferde in den schärfsten Trab. In noch nicht einer halben Stunde war das Schloß Kasr el Nil am rechten Stromufer erreicht. Es konnte nur wenig später als sechs Uhr sein. Aber kein Dampfer lag mehr vor dem Palast. Ich frage pantomimisch einen dort schildernden mohrischen Soldaten, wo Prinz „Prussicha“ sei. Und wie die bösen Eisenwerkarbeiter im

Digitized by Google

Walde des Grafen von Saverne zerrt er grinsend den Mund, zeigt nilaufwärts, versucht, den fauchenden Ton des Dampfers zu imitieren, und spricht: „Prusscha — mâfihsch!“

So war für mich der Traum dieser Nilreise in nichts zerronnen. Langsamer fuhr ich ins Hotel zurück, setzte eine erklärende und entschuldigende Depesche an den Grafen Eulenburg auf, die mir Franz Bey später am Tage, ins Arabische übersetzt, nach Minieh, einer Hauptstation der Fahrt auf dem oberen Nil, expedierte, und legte mich mit wonnigem Behagen zu Bett. Wäsche und Kleider wurden auf den Palmbüschen im Garten ausgebreitet, von der heißen Sonne getrocknet, um dann geplättet und gebügelt zu werden. Keine der gefürchteten Folgen meines Unfalls stellte sich ein. Nicht einmal mein sonst so anhänglicher Freund, der Schnupfen. Abends fuhr ich in Frack und weißer Krawatte durch die in phantastisch prächtiger Illumination leuchtenden Gassen wieder nach Kasr el Nil hinaus zum Ballfest für Kaiser Franz Joseph, das in dem dafür errichteten, einem Feenpalast gleichenden Festbau stattfand, und freute mich des Glücks, zu leben, mit verdoppelter Lust im festlichen Gewühl drinnen, beim perlenden Sekt und bei dem Heimgang mit Freund Heyden in der lauen und taufrischen Mondnacht.

Auch die mir entgangene Nilreise sollte mir noch mehr als ersetzt werden. Acht Tage hatten wir noch den Aufenthalt in Kairo als Invités de son Altesse gründlich genossen. Schon waren Hunderte von diesen, auf freundliche Ermahnung dazu, abgereist, als uns noch gebliebenen hundert von Herrn Kissel Bey die Mitteilung gebracht wurde, daß der Khedive für uns noch eine Expedition nach Oberägypten veranstaltet habe. Zwei große Nildampfer, für eine Reise von drei Wochen Dauer mit allem Wünschens-

Digitized by Google

werten ausgerüstet, lägen für uns in Bulak (der Vorstadt am Nil) bereit. Wir möchten unsere Plätze belegen. Am 29. November erfolge die Abfahrt.

Von den Herrlichkeiten und den abenteuerlichen, beglückenden Erlebnissen dieser Nilreise, die sich bis Philä erstreckte, hier zu erzählen, verzichte ich. Sie bildet ein langes Kapitel für sich. Und noch für ein drittes bieten die nach der Rückkehr verlebten Tage in Kairo und ebenso die Heimreise, die ich am letzten Morgen des alten Jahres antrat, reichlichen Stoff. Sie führte über Brindisi, durch Italien und über Wien. Und noch immer reisten wir als Gäste des Khedive, der für uns mit verschwenderischer Freigebigkeit auch noch auf europäischem Boden sorgte. Nur zum Schluß sei noch einer Begegnung und eines prophetischen Wortes hier gedacht. Der Kronprinz lud mich in Berlin im März 1870 zu einem glänzenden Abendfest in seinem Berliner Palais ein. Seine königliche Mutter führend, sprach er mich gnädig an, erzählte der Königin kurz, was mir im Roten Meere begegnet war, und sagte scherzend: „L. P. ist zu was Großem bestimmt, da er heil aus der Situation herausgekommen ist," — worauf ich mir erlaubte, zu erwidern: „Ich hoffe, — da es mir nicht vergönnt gewesen ist, Eurer Königlichen Hoheit Erlebnisse auf und an dem Nil zu schildern, — dazu bestimmt zu sein, einst über Ihre Taten am Rhein zu berichten." Er lächelte und schwieg. Fünf Monate danach schlug er jenseits des Rheins die Schlacht bei Wörth. Und an manchem Novembertage dieses Jahres in Versailles hat er mich lächelnd gefragt: „Wo waren wir doch heute vorm Jahr mit Kaiserin Eugenie?"

Digitized by Google

Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.

Protektorat:

Se. Königl. Hoheit Grossherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar
und Se. Hoheit Herzog Friedrich zu Anhalt.

Vorstand:

Dr. **Friedrich Schmidt,**
Geh. Ober-Reg.-Rat u. vortrag. Rat im Kultusministerium.

Prof. A. v. Werner,
Direktor d. Kgl. Akademie d. Künste zu Berlin.

Dr. **Erich Schmidt,**
ordentl. Professor an der Kgl. Universität zu Berlin.

Dr. **M. Jordan,**
Geheimer Ober-Regierungsrat zu Berlin.

Satzungen:

§ 1. Der „Allgemeine Verein für Deutsche Litteratur" verfolgt die Aufgabe, seinen Mitgliedern neue, gute populärwissenschaftliche Werke hervorragender deutscher Schriftsteller auf dem Gebiete der Geschichte, Literatur, Länder- und Völkerkunde, Naturwissenschaften, Philosophie, Musik, Kunst u. s. w. zu einem billigen Preise zugänglich zu machen.

§ 2. Die Mitglieder verpflichten sich zur Zahlung eines jährlichen Abteilungsbeitrages von Achtzehn Mark, der beim Eintritt in den Verein oder bei Empfang des ersten Bandes der Abteilung zu entrichten ist.

§ 3. In jeder Abteilung erscheinen in Zwischenräumen von drei Monaten vier Werke im Umfange von ca. 20 Bogen Oktav, die sich durch geschmackvollen Druck und eleganten Halbfranz-Einband auszeichnen und allen Vereinsmitgliedern postfrei zugesandt werden.

§ 4. Die Vereins-Veröffentlichungen gelangen zunächst nur an die Mitglieder zur Versendung und werden an Nichtmitglieder erst später und nur zu bedeutend erhöhtem Preise (der Band zu 6—9 Mark) abgegeben. Der sofortige **Umtausch** eines neuerschienenen Werkes gegen ein anderes, früher erschienenes ist den Vereins-Mitgliedern **ohne jede Nachzahlung gestattet.**

§ 5. Der Eintritt in den Verein kann jederzeit erfolgen. Die Beitrittserklärung ist an eine beliebige Buchhandlung oder an die Geschäftsstelle des „Allgemeinen Vereins für Deutsche Litteratur" Berlin W., Elßholzstraße 12, zu richten. Ein etwaiger Austritt ist spätestens bei Empfang des dritten Bandes einer jeden Abteilung der betreffenden Buchhandlung oder der Geschäftsstelle des Vereins anzuzeigen.

§ 6. Die Geschäftsführung des Vereins liegt in den Händen der Verlagsbuchhändler Kommerzienrat Dr. Hermann Paetel und Alfred Paetel. Die Veröffentlichungen erscheinen im Verlag von Hermann Paetel.

Digitized by Google

Die Veröffentlichungen des Vereins für Deutsche Litteratur haben in den dreißig Jahren seines Bestehens in allen Gauen Deutschlands und weit über dessen Grenzen hinaus die größte Anerkennung gefunden und sich in allen Schichten der gebildeten Gesellschaft, ja selbst in den höchsten Kreisen und unter den gekrönten Häuptern Europas eine überaus stattliche Zahl treuer Freunde erworben.

In den bisher erschienenen XXVII Abteilungen gelangten nachstehende Werke zur Ausgabe:

Abteilung I

Bodenstedt, Fr. v., Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffys.

***Sybel, H. v.,** Vorträge und Aufsätze.

Ofenbrüggen, E., Die Schweizer. Daheim und in der Fremde.

***Schmidt, Adolf,** Historische Epochen und Katastrophen.

***Reitlinger, Edm.,** Freie Blicke. Populärwissenschaftl. Aufsätze.

***Löher, Franz v.,** Kampf um Paderborn 1597–1604.

Hanslick, Eduard, Die moderne Oper.

Abteilung II

***Richter, H. M.,** Geistesströmungen.

***Heyse, Paul,** Giuseppi Giusti, Gedichte.

***Bodenstedt, Fr. v.,** Shakespeares Frauencharaktere.

***Auerbach, Berthold,** Tausend Gedanken des Collaborators.

***Gutzkow, Carl,** Rückblicke auf mein Leben.

***Hoyns, Georg,** Die alte Welt.

***Frenzel, Karl,** Renaissance- und Rococo-Studien.

Abteilung III

Vambéry, Hermann, Sittenbilder aus dem Morgenlande.

Lorm, Hieronymus, Philosophie der Jahreszeiten.

Büchner, Ludwig, Aus dem Geistesleben der Tiere.

***Lindau, Paul,** Alfred de Musset.

Bodenstedt, Fr. v., Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.

***Goldbaum, W.,** Entlegene Kulturen.

***Reclam, C.,** Lebensregeln für die gebildeten Stände.

Abteilung IV

***Woltmann, Alfred,** Aus vier Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgeschichte.

***Dingelstedt, Franz,** Litterarisches Bilderbuch.

***Strodtmann, Ad., Lessing.** Ein Lebensbild.

Lazarus, M., Ideale Fragen.

***Lenz, Oscar,** Skizzen aus Westafrika.

***Vogel, H. W.,** Lichtbilder nach der Natur.

Büchner, Ludwig, Liebesleben in der Tierwelt.

Digitized by Google

Abteilung V

Hanslick, Eduard, Musikalische Stationen. (Der „Modernen Oper" II. Teil.)

Cassel, Paulus, Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt.

***Werner, Reinhold,** Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben.

***Lauser, W.,** Von der Maladetta bis Malaga. Zeit- und Sittenbilder aus Spanien.

Abteilung VI

***Lorm, Hieronymus,** Der Abend zu Hause.

***Schmidt, Max,** Der Leonhardsritt. Lebensbilder aus dem bayerischen Hochlande.

***Genée, Rudolf,** Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels.

***Krenßig, Friedrich,** Litterarische Studien und Charakteristiken.

Abteilung VII

***Weber, M. M., Freiherr von,** Vom rollenden Flügelrade.

***Ompteda, Ludwig, Freiherr von,** Aus England. Skizzen und Bilder.

Hopfen, Hans, Lyrische Gedichte und Novellen in Versen.

***Das moderne Ungarn.** Herausgegeben von Ambros Reményi.

Abteilung VIII

Ehrlich, H., Lebenskunst und Kunstleben.

Hanslick, Eduard, Aus dem Opernleben der Gegenwart. (Der „Modernen Oper" III. Teil.)

***Reuleaux, F.,** Quer durch Indien. Mit 20 Original-Holzschnitten.

Klein, Hermann J., Astronomische Abende. Geschichte und Resultate der Himmels-Erforschung.

Abteilung IX

Brahm, Otto, Heinrich von Kleist. (Preisgekröntes Werk.)

Egelhaaf, G., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. (Preisgekröntes Werk.)

Jastrow, J., Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. (Preisgekröntes Werk.)

***Gottschall, Rud. v.,** Litterarische Totenklänge u. Lebensfragen.

Abteilung X

***Preyer, W.,** Aus Natur- und Menschenleben.

***Jähns, Max,** Heeresverfassungen und Völkerleben. Eine Umschau.

***Lotheißen, Ferdinand,** Margarethe von Navarra.

Hanslick, Eduard, Concerte, Componisten u. Virtuosen.

Abteilung XI

***Gneist, Rudolf v.,** Das englische Parlament in tausendjährigen Wandlungen vom 9. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Güßfeldt, Paul, In den Hochalpen. Erlebnisse a. d. Jahren 1859 bis 1885.

***Meyer, M. Wilhelm,** Kosmische Weltansichten. Astronomische Beobachtungen und Ideen aus neuester Zeit.

***Brugsch, H.,** Im Lande der Sonne. Wanderungen in Persien.

Digitized by Google

Abteilung XII

*Meyer, Jürgen Bona, Probleme der Lebensweisheit. Betrachtungen.
*Herrmann, Emanuel, Cultur und Natur. Studien im Gebiete der Wirtschaft.
Büchner, Ludwig, Thatsachen und Theorien a. d. naturwissenschaftl. Leben der Gegenwart.
Hanslick, Eduard, Musikalisches Skizzenbuch. (Der „Modernen Oper" IV. Teil.)

Abteilung XIII

Geffcken, F. H., Politische Federzeichnungen.
Lesseps, Ferdinand von, Erinnerungen.
Meyer, M. Wilh., Die Entstehung der Erde und des Irdischen.
*Bodenstedt, Friedrich v., Erinnerungen aus meinem Leben. I. Bd.

Abteilung XIV

*Falke, Jacob von, Aus dem weiten Reiche der Kunst.
*Herrmann, Emanuel, Sein und Werden in Raum und Zeit.
*Henne am Rhyn, O., Kulturgeschichtliche Skizzen.
*Preyer, W., Biologische Zeitfragen.

Abteilung XV

Hanslick, Ed., Musikalisches und Litterarisches. (Der „Modernen Oper" V. Teil.)
*Bodenstedt, Fr. v., Erinnerungen aus meinem Leben. II. Band.
*Hellwald, Fr. v., Die Welt der Slawen.
*Spielhagen, Fr., Aus meiner Studienmappe.

Abteilung XVI

*Büchner, Ludwig, Das goldene Zeitalter.
*Brugsch, H., Steininschrift und Bibelwort.
*Meyer, M. Wilh., Mußestunden eines Naturfreundes.
*Sterne, Carus, Natur und Kunst.

Abteilung XVII

Hanslick, Ed., Aus dem Tagebuche eines Musikers. (Der „Modernen Oper" VI. Teil.)
*Henne am Rhyn, O., Die Frau in der Kulturgeschichte.
*Gottschall, Rud. v., Studien zur neuen deutschen Litteratur.
*Falke, Jacob v., Geschichte des Geschmacks.

Abteilung XVIII

*Werner, Reinhold, Auf fernen Meeren und Daheim.
*Ullrich, Titus, Reisestudien.
*Jähns, Max, Über Krieg, Frieden und Kultur.
*Diercks, G., Kulturbilder aus den Vereinigten Staaten.

Digitized by Google

Abteilung XIX

Ehlers, Otto E., An indischen Fürstenhöfen. I. Band.
Ehlers, Otto E., An indischen Fürstenhöfen. II. Band.
***Brugsch, H.,** Mein Leben und mein Wandern.
Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. I. Band.

Abteilung XX

Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. I. Band
Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. II. Band.
Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. II. Band.
***Fitzner, Rud.,** Die Regentschaft Tunis.

Abteilung XXI

***Falke, Jakob von,** Aus alter und neuer Zeit.
***Frenzel, Karl,** Rokoko, Büsten und Bilder.
***Ehrlich, H.,** Modernes Musikleben.
***Wegener, Georg,** Herbsttage in Andalusien.

Abteilung XXII

Hanslick, Ed., Fünf Jahre Musik. (Der „Modernen Oper" VII. Tl.)
***Dove, Karl,** Südwest-Afrika.
***Herrmann, E.,** Das Geheimnis der Macht.
Ehlers, Otto E., Im Osten Asiens.

Abteilung XXIII

***Wegener, Georg,** Zum ewigen Eise.
***Werner, R.,** Salzwasser. Erzählungen aus dem Seeleben.
***Hirschfeld, G.,** Aus dem Orient.
Haacke, W., Aus der Schöpfungswerkstatt.

Abteilung XXIV

***Karpeles, Gustav,** Literarisches Wanderbuch.
***Dove, Karl,** Vom Kap zum Nil.
***Seidel, A.,** Transvaal, die Südafrikanische Republik
***Tanera, Carl,** Aus drei Weltteilen.

Abteilung XXV

Hanslick, Ed., Am Ende des Jahrhunderts. (Der „Modernen Oper" VIII. Teil.)
***Zabel, Eugen,** Russische Literaturbilder.
***Below, Ernst,** Mexiko. Skizzen und Typen aus dem Italien der neuen Welt.
***Lindau, Paul,** An der Westküste Kleinasiens.

Abteilung XXVI

***Gottschall, Rud. von,** Zur Kritik des modernen Dramas.
Koenigsmarck, Graf Hans von, Japan und die Japaner.
***Münz, Sigmund,** Römische Reminiscenzen.
Hanslick, Ed., Aus neuer und neuester Zeit. (Der „Modernen Oper" IX. Teil.)

Abteilung XXVII

***Münz,** Moderne Staatsmänner. Biographieen und Begegnungen.
***Reuleaux, F.,** Aus Kunst und Welt. Vermischte kleinere Schriften.
***Zimmermann, A.,** Weltpolitisches. Beiträge und Studien zur modernen Kolonialbewegung.
Wegener, Georg, Zur Kriegszeit durch China 1900/1901.

Digitized by Google

Abteilung XXVIII

Meyer, M. Wilh., Der Untergang der Erde.

Rumpelt, A., Sicilien und die Sicilianer.

Meyer, Chr., Kulturgeschichtliche Studien.

Canera, C., Eine Weltreise.

Abteilung XXIX

Grothe, H., Auf türkischer Erde, Reisebilder und Studien.

Wilda, J., Reise auf S. M. S. „Möwe".

Pietsch, L., Aus der Heimat und der Fremde.

Meyer, M. Wilh., Von St. Pierre bis Karlsbad.

Bezugs-Erleichterung.

Damit die verehrlichen Mitglieder, welche dem Verein neu beitreten, Gelegenheit haben, sich aus den früher erschienenen Abteilungen die ihnen zusagenden Werke **billiger als zum Ladenpreise von 6—9 Mark** für den Band beschaffen zu können, haben wir bei **einer Auswahl** aus den mit einem * bezeichneten Bänden zur Erleichterung des Bezuges eine bedeutende Preisermäßigung eintreten lassen, und zwar in der Weise, daß nach freier Wahl

5	Bände	anstatt	30—	40	M.	jetzt	20	M. kosten.
10	„	„	60—	80	„	„	35	„ „
15	„	„	90—	120	„	„	50	„ „
20	„	„	120—	160	„	„	65	„ „
25	„	„	150—	200	„	„	80	„ „
30	„	„	180—	240	„	„	95	„ „
35	„	„	210—	280	„	„	110	„ „
40	„	„	240—	320	„	„	125	„ „
50	„	„	300—	400	„	„	155	„ „
60	„	„	360—	480	„	„	183	„ „
70	„	„	420—	560	„	„	210	„ „

Digitized by Google

Aus den Veröffentlichungen des „Vereins" heben wir besonders hervor:

Grothe, Dr. Hugo. **Auf türkischer Erde.** Reisebilder und Studien, mit zahlreichen Abbildungen. Zweite Auflage. 8°. 28 Bogen. Broschiert 7,50 Mk. Elegant gebunden 9,— Mk.

Inhalt: Ins türkische Sibirien, eine Wanderung vom Bosporus zum armenischen Hochland. Tripolitanien, Landschaftsbilder und Völkertypen. Ein Besuch in Benrhasi (Cyrenaika). Ein Streifzug ins tripolitanische Innere. Von Konstantinopel ins Herz Kleinasiens, eine Fahrt auf deutscher Eisenbahn. Durch Makedonien und Albanien, ein Marsch vom Ägäischen Meer zur Adria. An deutschem Herd in Transkaukasien.

Hirschfeld, Gustav. **Aus dem Orient.** Zweite Auflage. 8°. 388 Seiten. Broschiert 6,— Mk. Elegant in Halbfranz gebunden 7,50 Mk.

Inhalt: Wandelungen und Wanderungen in Kleinasien. Ein deutscher Gesandter bei Soliman dem Großen. Ein Ausflug in den Norden Kleinasiens. Anatolische Reisebilder. Griechenland im letzten Jahrzehnt. Die Entwickelung des Stadtbildes. Antike Gräber.

Koenigsmarck, Graf Hans von. **Japan und die Japaner.** Skizzen aus dem fernen Osten. Mit 24 Vollbildern. 8°. 313 Seiten. Elegant broschiert 6,— Mk. Elegant gebunden 7,50 Mk.

Inhalt: Initiative und Tatkraft des Norddeutschen Lloyd. Ankunft in Japan. Jokohama. Die junge Amerikanerin und der japanische Boy. Die Mississippi-Bai. Kamakura. Der Daibutsu. Tokio. Japanische Eisenbahnen. Usonomia. Tempel von Nikko. Japanische Wälder. Chuzenji. Nantaisan. Jinrikisha-Fahrten. Japanisches Badezeremoniell und Teehausleben. Japanisches Haus. Ackerbau. Kusatsu. Forstkultur. Ida und Tokimata. Gärten. Mousmés. Die Stromschnellen des Tenringawa. Kinder. Papierfabrikation... Missionswesen. Reise nach Hokkaido. Sendai. Japanische Betten. Matsushima. Springfluten. Polizei. Aomori. Hakodate. Japanische Marine. Tsingaru-Straße. Volkano-Bai Japanische Mitreisende. Japanisches Eheleben. Mororan. Im Innern von Hokkaido. Die Militär-Kolonisten. Ainos. Sapporo. Makomanai. Otaru. Die Inland-See. Der Fuji-Jama. Kobe.

Digitized by Google

Rumpelt, Dr. Alexander. **Sizilien und die Sizilianer.** 8°. 21 Bogen. Broschiert 5,— Mk. Elegant gebunden 6,50 Mk.

Inhalt: Land und Leute. In sizilianischen Städten. Sizilianische Landwirtschaft. Glauben und Aberglauben. Die Mafia. Im Schwefelbergwerk. Im Findelhause. Eine Teufelsaustreibung. Taormina. Castrogiovanni. Enna. Syracus. Rund um den Ätna. Deutsche Dichter in Sizilien.

Canera, Carl. **Eine Weltreise.** Mit vielen Abbildungen. 8°. 22 Bogen. Zweite Auflage. Broschiert 6,50 Mk. Elegant gebunden 8,— Mk.

Inhalt: Von Berlin bis Ceylon. Durch Südindien. Von Madras nach Golkonda und Haidarabad. Die Neujahrsparade der englischen Truppen im Staate des Nizam von Haidarabad am 1. Januar 1900. Durch Nordindien und Birma nach Singapore. Durch die Straits Settlements nach Java. Buitenzorg und Garoet auf Java. Durch die östliche Hälfte von Java. Von Singapore nach Hongkong und Canton. Von Hongkong nach Schanghai. Von Schanghai nach Tsingtau. Tsingtau. Von China nach Japan. Nagasaki, Kobe und Hiogo. Durch Japan. Osaka, Nara und Kioto. Durch Japan. Nagoya, Myanoschita, Jokohama und der Einzug des Kaisers in Tokio. Durch Japan. Tokio, Nikko, an den Chuzenji-See und nach Jokohama zurück. Über den Stillen Ozean. Honolulu. Kalifornien. Yosemitetal. Salt Lake City und in den Yellowstone Park. Im Yellowstone Park. Von Colorado nach Chikago. Am Niagara-Fall. Nach New York. New York, Washington, Baltimore, Philadelphia. Die Heimreise an Bord des „Kaiser Friedrich" der Hamburg-Amerika-Linie.

Wilda, Johannes. **Reise auf S. M. S. „Möwe".** Streifzüge in Südseekolonien und Ostasien. Oktav — 20 Bogen mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte. Geheftet 6.— Mk., elegant in Originalleinen oder Halbfranz gebunden 7,50 Mk.

Inhalt: An Bord S. M. S. „Möwe" von Hongkong nach den Sulu-Inseln. — Weiterfahrt durch die Molukken nach Neu-Guinea und Neu-Pommern. — Im Bismarck-Archipel und auf den Salomon-Inseln. — Auf der „Stettin" über Neu-Guinea nach Batavia. — Erholungszeit in den Bergen Javas. — Über Siam und Französisch-Indien nach China zurück.

5277. Deutsche Buch- und Kunstdruckerei, G. m. b. H., Zossen-Berlin SW. 11.

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 418

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 410

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 410

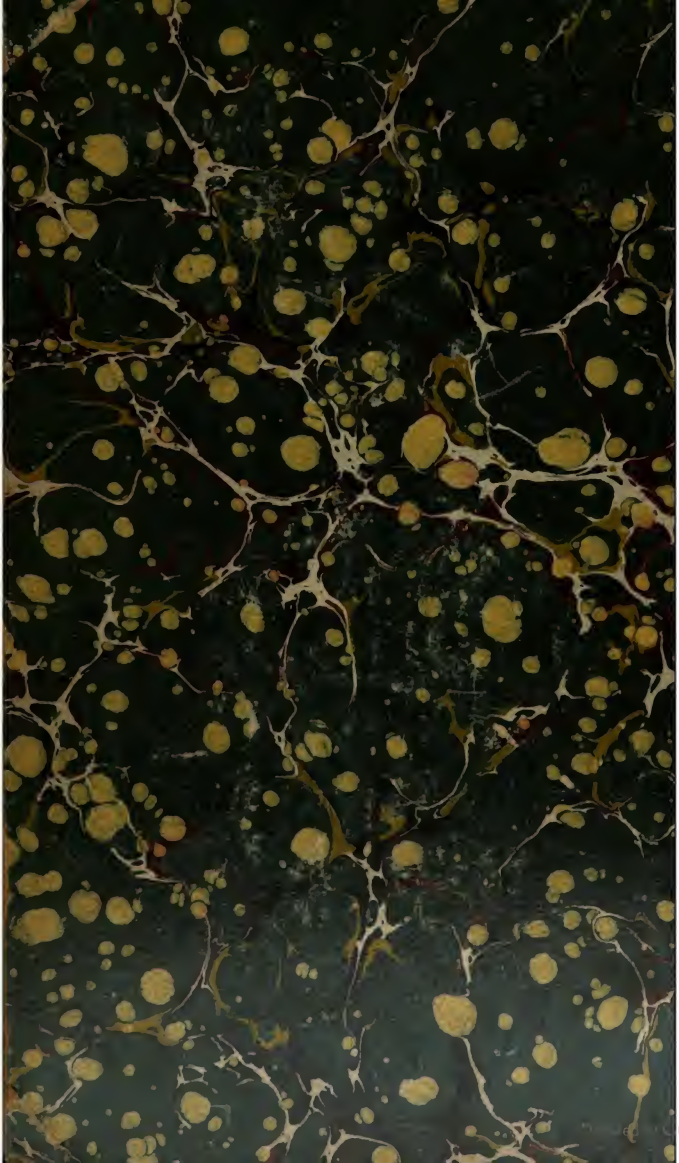
Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 410

Digitized by Google

Digitized by Google